

HEYNE
BÜCHER



John Saul
**DAS
KIND
DER
RACHE**

Ein unheimlicher
Roman

JOHN SAUL
DAS KIND DER RACHE

Ein unheimlicher Roman

Deutsche Erstausgabe



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/6963

Titel der amerikanischen Originalausgabe
BRAINCHILD
Deutsche Übersetzung von Rolf Jurkeit

Scanned by Doc Gonzo

Diese digitale
Version ist
FREEWARE
und nicht für den
Verkauf bestimmt

Copyright © 1985 by John Saul
Copyright © 1987 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1987

Umschlagfoto: Vega/Luserke/Tito Salomoni
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3453-00718-2

Für Shirley Osborn

Prolog

Die späte Augustsonne brannte auf die ausgedörrten Hügel mit einer Kraft, wie man sie eigentlich nur tiefer im Süden kannte, und dorthin, in den Süden, so dachte der 16jährige Junge, der sich mit behutsamen Bewegungen durch das Dornengestrüpp am Rande des großen *Rancho* seines Vaters schob, hätten er und die ganze Familie schon vor Jahren fliehen sollen.

Aber sein Vater hatte darauf bestanden, daß sie blieben.

Ein ganzes Jahr lang, nachdem das Vertragswerk, das den Namen ‚Guadalupe Hidalgo‘ trug, unterzeichnet worden war, hatten seine Eltern zäh miteinander gestritten, was zu tun sei.

»Man wird uns von hier wegjagen«, hatte seine Mutter wieder und wieder gewarnt. So auch heute morgen, als sie aufrecht und stolz in ihrem Sprossenstuhl im Schatten der südlichen Mauer, welche die Hazienda umgab, saß. Wie immer war sie schwarz gekleidet, ungeachtet der Hitze des Tages. Die langen, schlanken Finger, die mit einer Stickerei beschäftigt waren, verrieten nichts über ihre Gefühle. Der Vater des Jungen hatte, wie immer, wenn er mit der Mutter über dieses Thema sprach, den Kopf geschüttelt.

»Ich weiß aus Los Angeles, daß sie dort die spanischen Verträge respektieren. Sie werden hier das gleiche tun.«

In Dona Marias Augen spiegelte sich ihre innere Unruhe. Ihre Züge verhärteten sich. »In Los Angeles haben sie kein Gold gefunden. Das Land dort ist wertlos, darum blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Verträge einzuhalten. Bei uns ist es anders. Obwohl es hier kein Gold gibt, werden sie uns das Land wegnehmen. Jeden Tag laufen neue Schiffe in den Hafen von San Francisco ein. Die Stadt wimmelt von Abenteurern. Wo werden diese Männer hingehen?«

»Zu den Goldminen«, sagte Don Robert de Melendez y Ruiz beharrlich. Aber Dona Maria widersprach ihm.

»Die meisten werden zu den Goldminen gehen, sicher. Aber

nicht alle, Roberto! Einige dieser Männer werden Pläne auf lange Sicht machen. Sie sind begierig auf unsere Ländereien. Sie werden kommen, um uns alles wegzunehmen. Wer wird uns schützen?«

»Das Presidio in Monterey...«

»Das Presidio ist bereits in ihrer Hand! Der Krieg ist zu Ende, wir haben verloren. Unsere Truppen sind nach Mexiko zurückgekehrt. Das Beste, was wir tun können, ist, ihnen zu folgen.«

»Nein!« hatte Don Roberto geantwortet. »Wir sind keine Mexikaner. Wir sind Kalifornier, dies ist unsere Heimat. Wir haben diese Hazienda aufgebaut, deshalb haben wir ein Recht hierzubleiben!«

»Wir machen, was du sagst«, war Dona Marias Antwort.

Ihre Stimme klang plötzlich ganz ruhig. »Aber sie werden uns nicht auf unserer Hazienda wohnen lassen. Man wird uns den Rancho wegnehmen. Es gibt nichts, Roberto, was wir gegen diese Männer ausrichten könnten.«

Sie kamen am Nachmittag.

Der Junge stand auf einem Hügel, zweihundert Schritt von der Hazienda entfernt, und beobachtete die Schwadron der Kavallerie der Vereinigten Staaten, die langsam den Saumpfad zum Anwesen seines Vaters hinauffritt. Die Männer sahen eigentlich nicht bedrohlich aus, aber trotzdem konnte der Junge spüren, daß Gefahr in der Luft lag. Statt auf sein Pferd zu springen und nach Hause zu reiten, band er das Tier mit dem Zügel an einen Baum, der auf der anderen Seite des Hügel stand, und verbarg sich im Gebüsch.

Er sah seinen Vater am geöffneten Tor des Gutshofes stehen und glaubte zu hören, wie dieser den Reitern seine Gastfreundschaft anbot. Aber die Amerikaner blieben vor dem Anwesen stehen. Sie warteten, bis einer der Stalljungen Don Robertos Pferd brachte. Dieser schwang sich in den Sattel, und dann ritt die Schwadron, Don Roberto in ihrer Mitte, den Pfad

hinunter, der zu der Missionsstation, die vielleicht tausend Meter entfernt war, führte.

Der Junge folgte den Reitern in vorsichtiger Entfernung. Sein Instinkt sagte ihm, daß er sich verborgen halten mußte, und so mied er den Weg, den die Amerikaner benutzten, und bahnte sich seinen Weg durch die Büsche.

Er konnte sehen, wie die Schwadron vor der Missionsstation ankam, und spürte, wie seine Angst abebbte. Vielleicht hatten die Reiter seinen Vater nur zu einer Verhandlung mit dem amerikanischen Kommandanten begleitet.

Nein.

Die Reiter umrundeten das Missionsgebäude und lenkten ihre Pferde zu einer großen Eiche, die einst der Mittelpunkt des Dorfes gewesen war. Es war ein wunderschöner, alter Baum. Die Indianer hatten im Schatten dieser Eiche kampiert, Jahrhunderte bevor die Franziskanermönche die Mission errichteten.

Plötzlich wußte der Junge, was die Reiter tun würden. Er wußte auch, daß er sie nicht daran hindern konnte.

Er stand wie angewurzelt, den Blick auf die Eiche gerichtet.

Don Roberto wurden die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Einer der Amerikaner hatte einen Strick am untersten Ast des Baumes befestigt. Don Robertos Rappe wurde unter den Baum geführt, und dann sah der Junge, wie die Männer seinem Vater die Schlinge um den Hals legten.

Er versuchte, daß Gesicht seines Vaters zu erkennen, aber die Entfernung war zu groß.

Einer der Amerikaner versetzte dem Tier mit seiner Reitgerte einen Hieb in die Flanken, das Pferd schnaubte, schlug aus und stob davon. Sekunden später war alles vorbei.

Der Rappe galoppierte den Weg zur Hazienda zurück, und Don Robertos lebloser Körper baumelte in der Schlinge, umfangen vom Schatten des mächtigen Baumes.

Die Schwadron machte kehrt und ritt im gemächlichen Trab

zur Hazienda zurück.

Der Junge wartete, bis die Reiter außer Sicht waren. Erst dann näherte er sich der Eiche. Lange Zeit betrachtete er seinen toten Vater. Er versuchte in den gebrochenen Augen zu lesen, was er, der Sohn, jetzt zu tun hatte. Aber das Gesicht des Gehenkten war nur noch eine schmerzverzerrte, im Tode erstarrte Grimasse. Es war, als hätte Don Roberto de Melendez y Ruiz immer noch nicht begriffen, was ihm widerfahren war.

Aber der Junge hatte es begriffen.

Er wandte sich ab und verschwand in den Büschen.

Es war Nachmittag geworden. In der Ferne konnte der Junge die Nebelbänke erkennen, die sich über dem blauen Band des Ozeans formten.

Er sah, wie das Gesinde seiner Eltern die Hazienda verließ. Keiner der Mägde und Knechte wagte es, den Blick zu den amerikanischen Wachposten zu erheben, die an den Toren des Anwesens aufgestellt worden waren.

Die Mutter des Jungen saß ruhig in ihrem Stuhl, den sie in den Schatten der westlichen Umfriedungsmauer gerückt hatte, ihre Töchter standen an sie geschmiegt. Immer noch war Dona Maria mit ihrer Stickerei beschäftigt. Der Junge konnte sehen, wie sie den *Peones*, den Tagelöhnern, Lebewohl sagte, aber es gab nur wenige, die den Mut hatten, den Gruß zu erwidern.

Schließlich hatten alle Dienstboden die Hazienda verlassen. Auf einen Wink des amerikanischen Anführers schlossen die Wachen das Tor. Der Offizier wandte sich zu Dona Maria. Er sprach so laut, daß seine Worte weithin zu hören waren. »Wo ist Ihr Sohn?«

»Er ist weg«, antwortete die Mutter des Jungen. »Wir haben ihn letzte Woche weggeschickt.«

»Lügen Sie nicht, Dona Maria. Ihr Sohn ist gestern noch auf der Hazienda gesehen worden.«

Die Mutter sprach jetzt lauter, und der Junge wußte, daß sie

das tat, um ihm eine Warnung zukommen zu lassen. »Er ist wirklich nicht hier, Senor. Er ist nach Sonora geritten.«

»Wir werden ihn finden, Dona Maria.«

»Nein. Sie werden ihn *nie* finden. Dafür wird er Sie aufspüren und zur Rechenschaft ziehen. Ich und meine Töchter, wir haben keine Angst vor dem Sterben. Aber Sie werden nichts erreichen, indem Sie uns töten. Wir werden unseren Grund und Boden nicht verlassen, Senor. Mein Mann hat gesagt, wir werden bleiben, und so wird es geschehen. Ich weiß, daß Sie uns töten werden, aber Sie werden dafür teuer bezahlen. Mein Sohn wird zurückkommen und Sie bestrafen.«

»Wirklich?« fragte der Anführer der Schwadron. »Stehen Sie auf, Dona Maria.«

Der Junge sah, wie seine Mutter sich erhob. Auch seine Schwestern standen auf.

»Mein Sohn wird für all das furchtbare Rache nehmen«, hörte er seine Mutter sagen. »Er wird Sie töten.«

»An die Mauer!« schrie der Offizier. Er hielt der Frau das Bajonett vor die Nase.

Aber Dona Maria wich nicht von der Stelle. »Sie können mir keine Angst machen.« Sie legte ihre Stickerei auf den Stuhl. »Und Sie haben kein Recht, uns wie das Vieh herumzustoßen.« Sie nahm Ihre Töchter an der Hand. Mit festem Schritt überquerte sie den Patio.

Als sie die Mauer erreicht hatte, begann sie zu beten. Der Junge, der sich auf den Hügel verbarg, konnte erkennen, wie sich ihre Lippen bewegten.

Als der erste Schuß abgefeuert wurde, riß Dona Marias Sohn die Augen auf. Er sah, wie die Hand seiner Mutter zur Brust fuhr. Frisches Blut quoll zwischen ihren Fingern hervor und benetzte ihr Kleid.

Was er dann hörte, waren die Schreie seiner Schwestern, die vom Rattern der Gewehre übertönt wurden.

Die jüngste Schwester war die erste, die zu Boden sank. Der

kleine Körper wurde von ungezählten Einschüssen erschüttert, bevor er im Staub zur Ruhe kam.

Das ältere Mädchen hatte die Arme ausgebreitet, als wollte es seine Schwester auffangen. Die Schüsse der Reiter trafen sie, und sie fiel mit dem Gesicht in den Schmutz.

Dona Maria lehnte schwer getroffen an der Mauer. Mit ruhigem Blick maß sie die Soldaten, die ihre Gewehre auf sie gerichtet hielten. »Sie werden für das Unrecht, das Sie tun, bezahlen. Mein Sohn wird Sie finden, und er wird Sie töten. Wir werden diese Hazienda nie verlassen.« Nach diesen Worten brach sie zusammen. Sekunden später trafen die Schüsse der Amerikaner ihren leblosen Körper.

Es war kurz nach Mitternacht, als der Junge sein Versteck auf dem Hügel verließ und durch das Tor der Hazienda schlüpfte. Ein seltsames Schweigen erfüllte den Hof und das Anwesen, es war, als wollten die Kreaturen den Toten die letzte Ehre erweisen. Die Amerikaner hatten keine Posten zurückgelassen, niemand hatte die Leichen zugedeckt. Die Schwadron war zu den Aufsehern der Hazienda unterwegs. Sie und ihre Familien würden das gleiche Schicksal erleiden wie Don Roberto und die Seinen.

Der Sohn blickte in den nächtlichen Himmel und sprach ein Gebet für seine Eltern und für seine Schwestern. Als das Gebet beendet war, wich das Gefühl der Trauer von ihm.

Er war ein anderer geworden. Es gab viel zu tun.

Er schleppte die Leichen seiner Mutter und seiner beiden Schwestern zum Hügel, wo er sie mit einer dicken Schicht aus Zweigen bedeckte.

Als die Morgendämmerung kam, stand der Junge da und blickte auf das Haus hinab, das einst sein Heim gewesen war.

Die letzten Worte seiner Mutter waren mit Blut in sein Gedächtnis geschrieben.

Nichts in der Welt konnte die Spuren auslöschen, nichts

konnte den Haß besänftigen, der sich in sein Herz eingegraben hatte.

Er war entschlossen, in dem Dorf zu bleiben, wo er aufgewachsen war.

Er wuchs zu einem jungen Mann heran. In seinen Träumen sah er, wie seine Familie abgeschlachtet wurde, in seinen Träumen hörte er, was seine Mutter gesagt hatte. Er wußte, worin seine Aufgabe bestand.

War alles wirklich so geschehen, wie er es in seinen Träumen erinnerte?

Schüsse. Schreie. Blut, das auf die weißgekalkte Mauer spritzte.

Die Träume waren der treue Begleiter seiner Jugend. Und er wußte, was er zu tun hatte...

ERSTER TEIL

Erstes Kapitel

La Paloma war ein Ort, in dem sich die Veränderungen nur ganz langsam vollzogen. In den Hügeln über Palo Alto gelegen, war die Ansiedlung vor mehr als hundert Jahren als spanische Missionsstation gegründet worden. Keimzelle war die kleine Plaza, der Dorfplatz. Im Unterschied zu den anderen Missionsgründungen der Spanier, die es in Kalifornien gab, war La Paloma nicht in ein Museum umgewandelt worden, statt dessen wurde das Gebäude als Rathaus genutzt, und die einstige Schule diente jetzt als öffentliche Bibliothek.

Hinter der Mission lag ein kleiner Friedhof und jenseits des Friedhofes einige heruntergekommene Häuser, wo die Nachkommen der Californios - so nannten sich die ersten Siedler - lebten. Ihren Lebensunterhalt verdienten sich die Enkel der Californios, indem sie eine Reihe von Dienstleistungen für die *Gringos* verrichteten, für die Amerikaner, die den ersten Siedlern vor Generationen die Haziendas weggenommen hatten.

Zwei Häuserzeilen von der Plaza entfernt stand eine mächtige alte Eiche, die bei der allmählichen Ausbreitung des Ortes verschont worden war. Es hieß, daß schon die spanischen Missionare diesen Baum als unantastbares Wahrzeichen respektiert hatten, und so war es heute noch. Es gab keine Bürgersteige in La Paloma, obwohl die Ansiedlung, inmitten einer menschenleeren Landschaft gelegen, im Laufe der Zeit beträchtlich gewachsen war. Die Plaza war nach wie vor das Zentrum.

Im Schatten der Eiche waren einige Generationen von Kindern groß geworden. Die Kinder hatten ihre Namen in die Rinde geschnitzt und ihre Schaukeln an den Ästen des Baumes

aufgehängt. Inzwischen war er von einem Schutzgitter umgeben. Schilder wiesen die Bürger darauf hin, daß das Betreten des Rasens, der den Baum umgab, verboten sei, weil es sich um La Palomas spanisches Erbe handelte. Der Baum, so war zu lesen, sei die älteste und größte Eiche in ganz Kalifornien. Nur dem Personal der Stadtgärtnerei von La Paloma war es erlaubt, das Wahrzeichen überhaupt zu berühren. Die Schilder verschwiegen, daß dieses Personal nur aus zwei Gärtnern bestand, die stundenweise zur Pflege der spärlichen Grünfläche des Ortes eingesetzt wurden.

Nach hundertjährigem Schlaf war La Paloma von der modernen Computergesellschaft entdeckt worden.

Zunächst hatte sich das Personal der Firmen, die in Silicon Valley produzierten, in Apartmenthäusern am Ortsrand von Palo Alto und Sunnyvale eingemietet. Aber das kleine, malerische La Paloma mit seinen schattenspendenden Eukalyptusbäumen war zu verlockend, als daß es lange ignoriert worden wäre.

Die ersten, die in La Paloma eingezogen, waren die oberen Ränge, die Spitze der Computerhierarchie. Es war diesen Leuten zu verdanken, daß in der Verwaltung des Ortes alsbald Beschlüsse gefaßt wurden, die ursprüngliche Schönheit und den rustikalen Charakter der Ansiedlung zu bewahren. Ob solche Beschlüsse ein Segen oder ein Fluch waren, das hing von der Perspektive des Betrachters ab.

Für die Nachfahren der Californios bedeutete die Woge der Neuankömmlinge schlicht, daß es jetzt Jobs gab. Für die Kaufleute des kleinen Ortes bedeutete es mehr Geld. Diese beiden Gruppen, die bis dahin ums tägliche Überleben kämpfen mußten, hatten jetzt ein gutes, geregeltes Einkommen.

Für andere Bewohner von La Paloma bewirkten die Beschlüsse der Stadtverwaltung eine grundlegende Änderung ihres Lebensstils. Zu ihnen gehörte Ellen Lonsdale.

Ellen war in La Paloma aufgewachsen. Als sie heiratete,

hatte sie ihrem Mann erklärt, daß dieser Ort für beide genau das richtige war. La Paloma war der Ort, wo Marsh seine ärztliche Praxis aufbauen konnte. Ihre Kinder würden in der Umgebung aufwachsen, wo Ellen groß geworden war. Nachdem Marsh einige Male seine Ferien bei Ellen verbracht hatte, hatte er ihrem Vorschlag zugestimmt.

Während der ersten zehn Jahre ihrer Ehe war alles bestens. Aber dann brachen die Zuwanderer, die Beschäftigten der Computerfirmen, wie eine Flut über La Paloma herein. Als Ellen merkte, was geschehen war, war es schon zu spät.

Während sie an einem Nachmittag im Mai ihren Volvo durch den Ort steuerte, dachte Ellen über den Platz im Mittelpunkt und die alte Eiche nach. Der Baum symbolisierte wie nichts anderes die Veränderungen, die hier vorgegangen waren.

Nicht alles war gut, was den Bürgern als gut verkauft wurde. Da gab es zum Beispiel die alten Häuser im Hazienda-Stil, die einst den Aufsehern der Californios gehört hatten. Die Häuser waren restauriert worden. Niemand sprach darüber, daß sich hinter den neuen Fassaden nichts als Unglück verbarg. Viele Ehen in La Paloma zerbrachen, weil Mann und Frau den Herausforderungen der High-Tech-Zivilisation nicht gewachsen waren.

Und jetzt, dachte Ellen, steht mir das gleiche bevor.

Sie umrundete den Platz mit der Eiche, bog auf den La Paloma Drive ab und erreichte, nachdem sie zwei Kreuzungen passiert hatte, den Parkplatz des Medical Center.

Das Medical Center war eines der Dinge, die sich Ellen in einem Ort wie La Paloma nie hatte vorstellen können.

Heute wußte sie, daß sie bei ihren Erwartungen an die Zukunft zu kleinmütig gewesen war.

Zusammen mit dem Ort war die ärztliche Praxis ihres Mannes gewachsen. Die bescheidenen Räumlichkeiten, in denen Marsh begonnen hatte, hatten sich zu einer perfekt

ausgestatteten Privatklinik entwickelt, die den Namen ›La Paloma Medical Center‹ trug. Längst hatte es Ellen aufgegeben, das Personal zu zählen, das für ihren Mann arbeitete. Die Buchführung, die zu Beginn von ihr besorgt worden war, war in andere Hände übergegangen. Marsh war nicht nur der Leiter der Klinik, sie gehörte ihm auch zu 50 Prozent. Es war eine Tatsache, Ellen und Marsh Lonsdale waren im Aufwind wie der ganze Ort. In zwei Wochen würden sie aus ihrer alten Wohnung an der Santa Clara Avenue ausziehen, um sich in einer weiträumigen, alten Villa am Hacienda Drive zu etablieren. Es handelte sich um ein renoviertes Haus, dessen Besitzer, ein Ehepaar, in Scheidung lebten.

Ellen mutmaßte, daß ihr eigener Wunsch, eine größere Wohnung zu beziehen, eigentlich nur ein Ablenkungsmanöver war, das sie für sich selbst veranstaltete. Zwar hatte sie ihrem Mann einen Sohn geschenkt, den sie von Herzen liebte. Alex. Aber die Ehe kriselte, wie so viele Ehen in La Paloma, und Ellen wußte es. Während sie nach einer Parklücke suchte, dachte sie über ihre Freunde und Bekannten nach, über die Paare, deren Verbindung nach kurzer Blüte auseinandergebrochen war.

Da war zum Beispiel Valerie Benson, die ihren Mann eines Tages ganz einfach aus der Wohnung geworfen hatte. Ihren Freunden hatte Valerie gesagt, daß sie die schlechten Manieren ihres Ehemannes George nun endgültig leid sei. Sie hatte allerdings nie gesagt, worin die schlechten Manieren denn bestanden. Jetzt wohnte sie allein in dem Haus, das mit Georges Hilfe restauriert worden war.

Da war Martha Lewis, die noch mit ihrem Mann zusammen lebte, obwohl die Ehe seit Jahren nur noch auf dem Papier bestand. Marthas Mann, der einen beruflichen Höhenflug als Verkaufsmanager einer Computerfirma hinter sich hatte, hatte sich inzwischen dem Alkohol ergeben. Für die Frau war das

Leben jetzt ein ständiger Kampf, um die monatlichen Raten für ein Haus aufzubringen, das sich die beiden eigentlich nicht mehr leisten konnten.

Da war Cynthia Evans, deren Mann, wie viele andere in Silicon Valley, einen Achtzehn-Stunden-Tag praktizierte. Für die Ehe blieb da keine Zeit mehr übrig. Cynthia tröstete sich, indem sie das Geld, das ihr Mann verdiente, mit vollen Händen ausgab. Unter anderem hatte sie ihn überredet, ein abbruchreifes Haus am oberen Ende des Hacienda Drive zu kaufen. Sie selbst leitete die Restaurierungsarbeiten.

Auch das Haus, in das Ellen mit ihrem Mann einziehen würde, war renovierungsbedürftig. In den zwei Wochen, die bis zum Einzug verblieben, mußten die Fußböden erneuert werden, ebenso die sanitären Anlagen und die elektrischen Leitungen. Ellen hoffte, daß sie bei der Überwachung der Arbeiten die traurigen Gedanken an ihre gefährdete Ehe verdrängen konnte. Außerdem gab es eine winzige Chance, daß der Wohnungswechsel ihr und ihrem Ehemann helfen würde, zueinander zurückzufinden.

Sie parkte ihren Volvo zwischen einem Mercedes und einem BMW und begab sich in die Eingangshalle der Klinik. Bald würde sie ihren Mann sehen. Sie zwang sich zu einem Lächeln. Es war jetzt wichtig, daß sie jeden Streit vermied.

Zu oft war sie mit Marsh in den letzten Monaten aneinandergeraten. Nicht nur Ellen, auch Marsh und Alex, der Sohn, waren mit seelischen Verletzungen aus dem ewigen Hickhack hervorgegangen. Alex war jetzt sechzehn, ein sensibler Junge. Er spürte es, wenn seine Eltern gestritten hatten, auch wenn die Auseinandersetzungen nicht immer in seiner Gegenwart geführt wurden.

In der Eingangshalle wurde Ellen von Barbara Fannon begrüßt, die seit zwanzig Jahren als Krankenschwester und als Sekretärin für Marsh arbeitete. Sie begrüßte die Frau ihres Chefs mit einem Lächeln. »Er ist gerade aus der Konferenz

gekommen und in sein Büro gegangen. Soll ich ihm sagen, daß Sie da sind?«

»Nicht nötig. Ich möchte ihn gern überraschen.«

Barbaras Lächeln verschwand. »Er mag keine Überraschungen.«

»Es tut ihm sicher ganz gut, wenn die Dinge einmal anders laufen, als er's gewohnt ist«, gab Ellen zurück. Sie versuchte das unangenehme Gefühl zu verdrängen, daß Barbara ihren Mann besser kannte, als sie selbst. »Sonst kommt sich der Herr Doktor am Ende viel zu wichtig vor.«

Sie durchquerte die Halle, wenig später betrat sie das Büro ihres Mannes.

Er saß am Schreibtisch und sah auf, als er die Tür hörte. Sie vermeinte den Anflug von Ärger in seinen Augen zu erkennen.

»Was führt dich zu mir? Ich dachte, du sitzt den Handwerkern im Nacken und sorgst dafür, daß kein einziger Dollar von unserem Geld übrigbleibt.« Er sagte es mit einem freundlichen Lächeln, aber der ironische Unterton war kaum zu überhören.

»Ich bin auf dem Weg zu Cynthia Evans«, sagte sie. »Wir wollen einkaufen.« Kaum waren die Worte heraus, da bedauerte sie, daß sie den Namen erwähnt hatte. In den Augen ihres Mannes standen Cynthia und Bill Evans für all die negativen Veränderungen, die sich in La Paloma in den letzten Jahren ergeben hatten. Das Ehepaar lebte im Luxus, die beiden hatte in kurzer Zeit ein Vermögen gemacht. »Keine Sorge, Marsh«, beruhigte sie ihn. »Es gibt keine Einkaufsorgie. Cynthia und ich wollen uns in den Geschäften nur etwas umsehen.« Sie drückte ihrem Mann einen Kuß auf die Wange und war enttäuscht, als die Geste nicht erwidert wurde. Sie nahm auf der Couch, die in der Ecke des Büros stand, Platz. »Allerdings muß ich dir sagen, daß die Steinplatten im Patio erneuert werden müssen.«

»Das können wir später noch tun«, sagte Marsh. »Wir waren

uns doch darüber einig, daß wir jetzt nur die Arbeiten ausführen lassen, die notwendig sind, um das Haus bewohnbar zu machen.«

»Ich weiß«, seufzte Ellen. »Aber ich werde grün vor Neid, wenn ich höre, was Cynthia für die Renovierung ihrer Hazienda ausgibt.«

»Dann hättest du besser einen dieser genialen Programmierer und keinen Landarzt heiraten sollen.«

Während sie nach der richtigen Antwort suchte, ließ sie ihren Blick durch den Raum schweifen. Trotz der Einwände, die Marsh vorgebracht hatte, hatte sie das Büro mit Möbeln aus Rosenholz ausstatten lassen. »Ich find's jetzt richtig hübsch bei dir«, sagte sie hoffnungsvoll.

»Ich gebe zu, auch mir gefallen die Möbel«, sagte er mit einem Lächeln, das Erleichterung bei Ellen auslöste. »Obwohl ich immer zusammenzucke, wenn ich daran denke, was das Zeug gekostet hat. Wie dem auch sei, bist du gekommen, um mich mit der Mitteilung zu schockieren, daß du mit Cynthia Evans einkaufen gehen willst?«

Ellen schüttelte den Kopf. »Das einzige, was ich kaufen will, ist das Ansteckbukett für Alex.« Marsh reagierte mit einem verständnislosen Blick. »Die Abschlußfeier der Schule«, erinnerte sie ihn. »Wir haben einen Sohn, Marsh. Sechzehn Jahre alt. Unser Sohn geht auf eine Schule, und diese Schule veranstaltet eine Abschlußfeier. Alles klar?«

»Tut mir leid«, knurrte Marsh. »Weißt du, ich habe hier sehr viel um die Ohren.«

»Marsh«, setzte Ellen an, »du solltest... Ach, lassen wir das.«

»Ich sollte weniger arbeiten und mehr Zeit zu Hause verbringen«, vollendete Marsh ihren Satz. »Und das habe ich auch vor. Wenigstens will ich es versuchen.«

Ihre Blicke trafen sich, und beide wußten, was der andere dachte. Sie hatten sehr oft über dieses Thema gesprochen, über ein Problem, für das es keine Lösung zu geben schien. Marsh

war wie die anderen Männer in La Paloma.

Sie alle arbeiteten zuviel und nahmen die Karriere wichtiger als die Familie.

»Du wirst es versuchen, aber du wirst es nicht schaffen.«

»Ich werde dir das Gegenteil beweisen«, sagte er zu ihrer Überraschung. »Die Dinge haben sich für mich beruflich so gut entwickelt, wie ich es nie erwartet hatte, und das hat uns beide vor große Probleme gestellt. Aber wir lieben uns, und deshalb können wir die Probleme lösen.« Er gab ihr einen Kuß. »Was meinst du?« Neue Hoffnung durchströmte Ellen. In den letzten Jahren hatte es nur wenige Situationen gegeben, wo Marsh ihre Zusammengehörigkeit betonte. Sie gab ihm den Kuß zurück und dankte ihm mit einem Lächeln. »Ich gehe jetzt das Bukett für Alex besorgen.«

»Kann der Junge das nicht selbst tun?«

»Die Zeiten haben sich geändert«, antwortete Ellen. »Es ist nicht mehr so wie in der guten alten Zeit, als die Kinder nach der Schule noch viel Freizeit hatten.«

Ernst verdrängte die Heiterkeit, die sich in seinen Mundwinkeln eingenistet hatte. »In der guten alten Zeit, daran erinnere ich mich aus meiner eigenen Jugend, waren die Lernbedingungen viel schwieriger. Es gab damals noch keine Förderkurse. Die Schüler konnten zum Beispiel keine Klasse überspringen, auch nicht die Begabten. Was Alex angeht, so zweifle ich daran, daß er den nötigen Durchschnitt für den Begabtenkurs erreicht.«

»Verdammt noch mal«, sagte Ellen. Sie war wütend, weil er ihre Absicht, einen Streit zu vermeiden, zunichte gemacht hatte. Mußte er denn wirklich jede Gelegenheit benutzen, um Alex als Versager anzuprangern? Ihr Sohn war kein Versager, egal, was Marsh sagte. Sie brachte ein Lächeln zustande. »Laß uns nicht wieder damit anfangen, Marsh. Bitte!«

Sie verabschiedeten sich. Als Ellen den Raum verlassen hatte, kehrte Marsh an seinen Schreibtisch zurück. Er starrte

auf die unerledigten Akten, die vor ihm lagen.

Er war sich bewußt, daß seine Ehe in Gefahr war, aber er sah keinen Weg, wie er die Untiefen umschiffen konnte. Ständig gab es neue Probleme. Die einzige Möglichkeit, den gordischen Knoten zu durchschlagen, bestand wohl darin, daß sie aus La Paloma wegzogen. Allerdings war das ein Projekt, über das er und Ellen bereits vor einem Jahr gesprochen hatten. Sie waren damals zu der gemeinsamen Überzeugung gekommen, daß ein Ortswechsel keine Besserung bringen würde. Es half nichts, wenn man vor den Schwierigkeiten floh, anstatt sich ihnen zu stellen.

Das Problem waren nicht Alex' schlechte Noten, sondern das Geld. Ellen schien auf die Linie jener Menschen einzuschwenken, die alles mit Geld lösen wollten.

Nein, dachte er. Ich tue ihr Unrecht. Weder sie noch ich tragen Schuld an all diesen Schwierigkeiten. Schuld ist die Welt, in der wir leben. Wir müssen uns beide den veränderten Bedingungen anpassen, bevor unsere Ehe völlig zerrüttet ist.

Er beschloß, seine Arbeit im Büro heute früher als üblich zu beenden. Er würde dafür sorgen, daß die Freude, die seine Frau über die Teilnahme des Sohnes an der Abschluffeier empfand, ungetrübt blieb.

Alex Lonsdale stand an das Waschbecken im Bad gelehnt. Der Fleck auf seiner Wange, so sagte er sich, war kein Pickel, sondern eine Hautreizung, die durch den Gebrauch des elektrischen Rasierapparates entstanden war. Er hatte den Apparat seines Vaters benutzt. Nicht, daß es viel zu rasieren gab. Alex, der vor einem Monat seinen sechzehnten Geburtstag gefeiert hatte, hatte keinen Bart, sondern das, was man bei optimistischer Beurteilung als Flaum bezeichnen konnte. Immerhin, als er den Apparat reinigte, fielen ein paar abgeschnittene Stoppeln heraus. Zufrieden legte er das Gerät ins Regal zurück, verließ das Bad und eilte durch den Flur in

sein Zimmer, wobei er den Streit zu überhören versuchte, der sich in der Küche zwischen seinen Eltern entsponnen hatte.

Seit einer Stunde ging das nun schon so, genaugenommen, seit Alex vom Abendessen aufgestanden war, um sich für die Abschlußfeier umzuziehen. Vertraute Töne. Während er mit den Manschettenknöpfen des geliehenen Smokinghemdes kämpfte, dachte er darüber nach, wie das alles enden sollte.

Er haßte es, wenn seine Eltern stritten. Immer wieder hatte er versucht, sich von dem Gezeter abzuschotten, das durch den Flur in sein Zimmer drang. Vergeblich. In dem neuen Haus, das sie nun bezogen, würde das besser sein. Dort gab es dicke Wände. Das Zimmer, das für ihn vorgesehen war, lag im ersten Stock der Hazienda, weit entfernt von der Küche, wo die Eltern ihre Kämpfe auszutragen pflegten.

Er warf einen Blick auf die Armbanduhr, die er auf den Tisch gelegt hatte. In spätestens fünf Minuten muß ich los, dachte er, sonst komme ich zu spät. Er schlüpfte in seine Hosen, streifte sich die Smokingweste über und überprüfte sein Aussehen durch einen Blick in den Spiegel.

Er ging in die Küche, wo er seine Eltern vorfand. »Nun?« fragte er.

»Du siehst fantastisch aus«, sagte Ellen Lonsdale und zog Alex in ihre Arme. Sie gab ihn frei, um ihn aus einigen Schritten Entfernung zu bewundern. »Wirklich.« Sie küßte ihn. »Und jetzt mußt du los. Wir wünschen dir einen wunderschönen Abend. Fahr vorsichtig.« Sie wechselte einen Blick mit ihrem Mann und war dankbar, daß sich in seinen Augen die gleiche Besorgnis widerspiegelte, die sie empfand.

»Bis dann«, sagte Alex. Er stand auf der Schwelle. »Ich fahre jetzt. Wenn ich Lisa zu spät abhole, reißt sie mir den Kopf ab.«

»Viel wichtiger ist, daß du keinen Unfall baust«, sagte Ellen, »sonst ist kein Kopf mehr da, den Lisa dir abreißen könnte. Übrigens hast du das Wichtigste vergessen.«

»Nämlich?«

Ellen ging zum Kühlschrank. Sie nahm das Ansteckbukett für Lisa und die weiße Nelke, die für den Smoking ihres Sohnes bestimmt war, heraus. »Für das schönste Paar des Abends.«

»Warum hast du keine rote Nelke besorgt, Mutter?« fragte Alex. »Rot wäre doch viel hübscher gewesen.«

»Rot paßt nur zu einem weißen Dinnerjackett, nicht zu Schwarz«, gab Ellen zur Antwort. Sie betrachtete ihren Sohn mit unverhohlenem Stolz. Er sah wirklich gut aus. Die dunklen Augen und die schwarzen Locken hatte er von ihr, die helle Haut und die kräftige Gestalt von seinem Vater. Sie, die Mutter, war nicht die einzige, die von dieser Kombination angetan war. In den letzten Monaten hatten die Schulgefährtinnen ihres Sohnes das Telefon strapaziert, um ihn Lisa Cochron abspenstig zu machen.

»Du mußt nicht enttäuscht sein, wenn ihr beide nicht offiziell zum Traumpaar erklärt werdet«, sagte sie und lachte. »Du weißt ja, bei den Wahlen wird immer gemogelt.«

»Was du immer denkst, Mutter.« Alex schämte sich, weil er zu wissen glaubte, daß er das Lob nicht verdiente. Nervös suchte er nach dem Autoschlüssel und fand ihn in seiner Jackentasche. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß auch seine Brieftasche an ihrem vorbestimmten Platz war, ging er zur Tür.

»Vergiß nicht, daß du nach der Feier in der Schule gleich heimkommen sollst«, rief Ellen ihm nach.

»Du willst sagen, ich soll keinen Alkohol trinken. Ich verspreche dir, Mutter, ich werde nichts trinken. Wirklich nicht.«

»Also gut«, sagte Marsh. Er stand vom Küchentisch auf und steckte seinem Sohn eine Zwanzigdollarnote zu.

»Hier hast du etwas Geld, damit du deine Freunde nach der Schulfeier auf eine Cola einladen kannst.«

»Danke, Paps.« Und dann war Alex draußen. Sein Eltern hörten, wie er den Wagen startete.

»Findest du es nicht übertrieben, daß er für die hundert Meter bis zu Lisa den Wagen nimmt?« fragte Marsh seine Frau.

»Er nimmt den Wagen, weil er sie damit bis zur Schule bringen will«, antwortete Ellen.

»Die beiden hätten die kurze Strecke auch zu Fuß gehen können.«

»Nicht unser Alex«, konterte Ellen. Als ihr Sohn die Küche betreten hatte, hatten sie darüber gestritten, ob Alex das Auto seines Vaters benutzen durfte, und jetzt ging der Streit von neuem los. Plötzlich war Ellen unheimlich müde. »Er braucht einen Wagen, Marsh«, sagte sie leise. »Sobald wir umgezogen sind, kaufen wir ihm ein eigenes Auto. Schließlich ist er ein sehr verantwortungsvoller Junge.«

»Ich habe nicht behauptet, er wäre leichtsinnig. Ich meine nur, er müßte sich den Wagen verdienen.«

»Wie kann er soviel Geld verdienen?«

»Ich habe nichts von Geld gesagt. Ich finde nur, wir sollten ihm den Wagen als Belohnung für bessere Noten in Aussicht stellen.«

Ellen begann, den Tisch abzuräumen. »Was mich angeht, ich finde seine Noten ganz in Ordnung.«

»Ich nicht.«

»Ich schlage dir einen Kompromiß vor, Marsh. Wenn seine Noten nicht besser werden, kriegt er keinen eigenen Wagen. Okay?«

»Einverstanden«, sagte Marsh. »Und jetzt erlebst du den lebenswürdigsten Ehemann in ganz Kalifornien. Ich werde dir beim Abwasch helfen. Wenn wir fertig sind, fahre ich los und hole Lisas Eltern rüber auf einen Drink. Wie findest du das?«

Die Spannung, die wie eine Gewitterwolke zwischen ihnen gehangen hatte, war verflogen. Ellen freute sich, als ihr Mann

beim gemeinsamen Abtrocknen der Teller ihren Arm berührte. Sie freute sich besonders, weil diese Berührung kein Zufall war.

Es war wirklich nur ein Steinwurf bis zu Lisa. Alex parkte den roten Mustang in der Auffahrt des Anwesens. Er betrat das Haus, ohne anzuklopfen. »Irgend jemand zu Hause?« rief er wohlgelaunt. Lisas Schwester, die sechsjährige Kim, kam die Treppe heruntergepoltert und warf sich ihm in die Arme.

Sie grapschte nach dem Ansteckbukett, das sich in einer Zellophanschachtel befand. »Ist das für mich?«

»Was nicht ist, kann noch werden. Wenn Lisa nicht fertig angezogen ist, nehme ich dich mit auf die Feier.« Er gab die Kleine frei, als Lisas Vater im Türrahmen des Wohnzimmers erschien. »Guten Abend, Mr. Cochran.«

Jim Cochran maß den Freund seiner Tochter mit einem prüfenden Blick. »Der Prinz hat sein Märchenschloß verlassen, um Aschenputtel zum Tanzen abzuholen«, frotzelte er.

Alex überspielte seine Verlegenheit mit einem Grinsen. »Sie übertreiben, Mr. Cochran. Unser neues Haus ist kein Märchenschloß, und außerdem werden wir frühestens in zwei Wochen dort einziehen.«

»Da magst du recht haben«, sagte Jim Cochran. »Falls doch noch was dazwischen kommt, Kims Zimmer wird frei. Das könntest du mieten.«

Die Sechsjährige stemmte die Arme in die Seiten. »Wie meinst du das, Paps? Mein Zimmer wird frei?«

»Ich will damit nur sagen, daß ich irgendwie froh wäre, wenn ich dich loswürde.«

Die Sechsjährige versetzte ihrem Vater einen Hieb in den Bauch. »Du wirst mich nicht los. Ich bin deine Tochter.«

»Da hörst du's«, sagt Jim Cochran, zu Alex gewandt. »Besser, du gewöhnst dich dran. Frauen tun nie, was man sagt.« Er strich der Kleinen über den Scheitel. »Trinkst du eine

Coke, Alex? Lisa ist noch nicht fertig. Sie steht vor dem Spiegel und versucht, sich in einen zivilisierten Menschen zu verwandeln.« Er sprach lauter, damit seine Tochter im ersten Stock ihn hören konnte. »Um die Wahrheit zu sagen, sie ist seit einer Stunde fertig, aber sie hat mich gebeten, dir das unter keinen Umständen zu sagen. Es soll nicht so aussehen, als ob sie ihre Unschuld zu Markte trägt.«

»Eine faustdicke Lüge«, sagte Lisa. Sie erschien auf dem Treppenabsatz. »Glaub ihm kein Wort, Alex.«

Alex umging sie mit seinen Blicken, während sie die Stufen herunterkam. Lisa hatte die Schönheit ihrer Mutter geerbt. Kurzgeschnittenes blondes Haar, grüne Augen. Sie trug ein auffälliges grünes Kleid. »Du siehst zauberhaft aus«, flüsterte er, als sie vor ihm angekommen war.

»Ich kann das Kompliment nur zurückgeben«, sagte Lisa mit einem verführerischen Lächeln. »Würdest du mir jetzt bitte das Bukett anstecken.«

Flammende Röte überzog sein Gesicht. Seine Augen irrten zur Mutter des Mädchens, die gerade aus der Küche gekommen war. »Es ist vielleicht besser, Mrs. Cochran, wenn Sie Lisa das Bukett anstecken. Ich habe in solchen Dingen keine Erfahrung.«

»Nur Mut«, sagte Carol. »Wenn du's nicht probierst, lernst du's nie.« Sie schmunzelte. »Die Sache ist nicht so lebensgefährlich.«

Es gelang ihm, Lisa das Bukett an den Ausschnitt des Kleids zu heften.

»Sehr schön«, lobte ihn Lisas Mutter. »Und jetzt wird fotografiert.« Sie hielt eine Kamera in der Hand und bugsierte die beiden jungen Leute ins Wohnzimmer.

»Dafür ist jetzt keine Zeit«, protestierte Lisa.

Carol ließ sich nicht erweichen. »Der erste Ball, mein Kind. Das ist eine Sache, die man im Bild festhalten muß. Überhaupt seid ihr beide ein ausgesprochen hübsches. ...«

»Halt dir die Ohren zu, Alex«, sagte Lisa. »Was jetzt kommt, ist nicht auszuhalten.« Sie hielt sich die Ohren zu und lachte, als der junge Mann ihrem Beispiel folgte.

»Ihr könnt machen, was ihr wollt«, sagte Carol. »Ihr werdet fotografiert.«

Vierundzwanzig Bilder später verließen Alex und Lisa das Haus, um zu der ersten Tanzveranstaltung ihres Lebens zu fahren.

»Ich finde das alles furchtbar förmlich«, sagte Alex, während er den Wagen in die Parklücke vor der Schule lenkte. »Warum müssen wir uns zu Beginn des Tanzes in einer Reihe aufstellen wie die Soldaten? Verstehst du das?« Bevor Lisa ihm antworten konnte, war er ausgestiegen. Raschen Schrittes umrundete er das chromblitzende Auto und öffnete seiner Begleiterin die Tür.

»Paß auf, daß du keinen Kratzer an meinen Wagen machst, sonst geht's dir an den Kragen!« Es war Bobs Stimme. Alex entdeckte ihn in der Düsternis des Parkplatzes in seinem Porsche. Kate Lewis, seine Freundin, saß neben ihm.

»Der Kratzer«, sagte Alex, »dürfte kaum auffallen, nachdem du deinen Wagen letzten Monat beinahe zu Schrott gefahren hast.«

»Dafür hat mir mein alter Herr bereits zigmal den Kopf gewaschen«, sagte Bob Carey. »Weitere Kritik verbitte ich mir.« Er grinste. »Das Problem ist, daß ich von jetzt an alle Reparaturen aus der eigenen Tasche bezahlen muß.« Er half Kate auszusteigen und begrüßte Lisa, die sich vorgebeugt hatte. »Wir sehen euch nachher im Saal.« Er nickte den beiden zu, dann ging er zu Kate, um sie ins Schulgebäude zu begleiten, wo der Ball, das große Ereignis für die Schüler von La Paloma, stattfinden würde.

Erst jetzt gab Lisa ihrem Freund die Antwort auf die Frage, die er ihr im Wagen gestellt hatte. »Ihr Jungen stellt euch in

Reih und Glied auf, weil ihr begutachtet werdet.«

»Wir werden begutachtet?«

»Der Schülervertreter fürs nächste Schuljahr wird gewählt«, erklärte sie. »So ist das nun mal.«

»Das hat mir niemand gesagt. Ich dachte, sie machen von uns ein Gruppenfoto, und damit ist es ausgestanden.«

»Stell dich nicht so an. Es kann dir doch nur recht sein, wenn du zum Schülervertreter gewählt wirst.«

Er schüttelte den Kopf. »Wenn ich richtig informiert bin, muß jeder Junge seine Tanzpartnerin den anderen Jungen und Mädchen vorstellen.« Er kniff die Augen zusammen. »Mit Namen und Vornamen. Als ob wir uns nicht alle kennen.«

»So was hebt dein Image. Hast du was dagegen, daß dein Image gehoben wird?«

»Es ist ja nicht nur, daß ich dich den Klassenkameraden vorstellen muß«, sagte Alex. »Ich muß dir jeden Jungen und jedes Mädchen vorstellen, die in diesem verdammten Saal angetreten sind. Was ist, wenn mir die Namen nicht einfallen? Ich glaube, ich werde vor Verlegenheit in Grund und Boden versinken.«

»Mach dir keine Sorgen, du wirst es schon schaffen. Und jetzt beeil dich, wir sind spät dran.«

Sie gingen die Stufen hinauf und betraten den festlich hergerichteten Saal, wo sie Kate Lewis und Bob Carey in die Arme liefen.

Und dann nahmen sie, den Anweisungen einer Lehrerin folgend, in der schnurgeraden Reihe Aufstellung, die von den hoffnungsvollen Söhnen und Töchtern des Ortes La Paloma gebildet wurde.

Mit klopfendem Herzen brachten sie das Zeremoniell hinter sich, vor dem Alex so große Angst gehabt hatte.

Als alles ausgestanden war, trafen Alex und Lisa wieder mit Bob und Kate zusammen. Eine Weile lang sprach keiner ein Wort.

Es war Kate, die schließlich das Schweigen brach. »Das ganze Jahr habe ich mich auf diesen Abend gefreut. Ich glaube, ich werde mich mein ganzes Leben lang daran erinnern.«

»Wir alle werden uns daran erinnern«, sagte Lisa.

Sie ahnte nicht, daß sie auf unheilvolle Weise recht behalten würde.

Zweites Kapitel

Mit einem jähem Akkord brach die Rockmusik ab. Alex warf einen Blick in die Runde. Wo war Lisa? Es war eine Viertelstunde her, daß er sie gesehen hatte. Sie hatte mit Bob Carey getanzt, er mit Kate Lewis. Danach hatte Alex noch zweimal die Partnerin gewechselt. Bob stand jetzt bei Jennifer Lang, und es war so laut im Saal, daß er ihr ins Ohr schreien mußte, um sich verständlich zu machen. Alex schob sich durch die Menge nach draußen, wo er Lisa suchen wollte. Kurz bevor er die Saaltür erreichte, legte sich eine Hand auf seinen Arm. Es war Carolyn Evans.

»Wenn du Lisa suchst, sie ist mit Kate und Jenny im Vorraum zur Toilette. Die drei wollen sich hübsch machen...«

»Ich werde in der Zwischenzeit ein Glas Punsch trinken, falls noch welcher übrig ist.«

»Davon sind noch Riesenmengen übrig«, sagte Carolyn abfällig. »Ich glaube, niemand außer dir und Lisa mag das Zeug. Komm raus in meinen Wagen, ich spendiere dir ein Bier.«

Alex schüttelte den Kopf.

»Komm schon«, lockte Carolyn. »Ein Bier, was macht das schon? Ich habe bereits das vierte getrunken, und wie du siehst, bin ich nicht mal beschwipst.«

»Ich muß noch fahren. Wenn ich fahre, trinke ich keinen Alkohol.«

Carolyn warf den Kopf zurück. Ein wunderschönes Lachen, vermutlich stundenlang vor dem Spiegel geübt, kam über ihre schimmernden Lippen. »Warum spielst du dich als Mustersohn auf? Was hast du gegen ein kleines Bier? Komm auf die Erde runter, Alex.«

»Ich bin überhaupt kein Mustersohn«, antwortete Alex. »Es ist nur so, daß mein Vater mir den Wagen nicht mehr gibt, wenn ich mit einer Bierfahne nach Hause komme.«

»Schade«, gurrte Carolyn. »Dann kannst du wohl auch nicht zu meiner Party kommen. Alle unsere Freunde werden da sein. Ich weihe unser neues Haus ein, weißt du.«

Alex sah das Mädchen ungläubig an. Sprach sie von der alten Hazienda? Von seiner Mutter wußte er, daß die Renovierungsarbeiten im neuen Heim der Familie Evans noch mindestens einen Monat dauern würden.

Alle in La Paloma, auch Leute, die von der Familie Evans nicht viel hielten, waren neugierig auf das, was Cynthia Evans mit dem Geld ihres Mannes zustande gebracht hatte.

Zunächst hatte man allgemein angenommen, Cynthia würde das baufällige Anwesen am oberen Ende des Hacienda Drive abreißen lassen. Das Gebäude stand seit vielen Jahren leer, und es hatte viel zu viele Räume für eine Familie, die nicht über Dienstboden verfügte. Ohnehin war es unwirtschaftlich, ein solches Haus zu restaurieren.

Aber die Leute hatten sich getäuscht.

Als erstes ließ Cynthia Evans die Umfriedungsmauer wieder aufrichten, samt neuen Holztoren, die aufgrund einer Zeichnung, die das Haus vor 150 Jahren zeigte, gezimmert worden waren. Natürlich waren die neuen Tore mit einer modernen Alarmanlage und einem elektrischen Öffnungsmechanismus versehen. Nachdem die Mauer stand, begann Cynthia mit der Restaurierung des Herrenhauses und der Nebengebäude.

Fast jeder in La Paloma hatte versucht, aus nächster Nähe

einen Blick auf das wiederhergestellte Haus zu erhaschen, aber vergebens. Cynthia achtete darauf, daß die Tore stets geschlossen blieben. Alex war einmal in Begleitung einiger Schulfreunde auf den Hügel oberhalb des Anwesens geklettert, aber von dort konnte man auch nicht viel sehen, nur den neuen Verputz und das frischgekalkte Mauerwerk. Das Dach war neu gedeckt worden, mit roten Ziegeln.

Worauf alle neugierig waren, war das Innere des Herrenhauses. Und nun verkündete Carolyn, daß sie noch am gleichen Abend eine Einweihungsfeier für ihre Freunde in eben diesem Haus geben würde!

Alex blieb skeptisch. »Ich dachte, deine Mutter wollte das Haus erst in einem Monat herzeigen.«

»Meine Eltern sind über das Wochenende nach San Francisco gefahren«, entgegnete Carolyn.

»Ich weiß nicht...« Alex dachte daran, daß er seinen Eltern versprochen hatte, unmittelbar nach der Abschlußfeier in der Schule nach Hause zurückzukehren.

»Was weißt du nicht?« fragte Lisa, die in diesem Augenblick zurückgekehrt war. Sie schlang ihren Arm um Alex.

»Er weiß nicht, ob er zu meiner Party kommen will«, antwortete Carolyn, bevor Alex etwas sagen konnte.

»Du gibst eine Party? Etwa auf der Hazienda?«

Beiläufiges Nicken. »Bob und Kate werden kommen, Jenny Lang ebenfalls und überhaupt alle.«

Lisa wandte sich zu Alex. »Komm, wir tanzen.« Sie zog ihn auf die Tanzfläche. »Was ist los?« fragte sie, nachdem sie außer Hörweite waren. »Warum gehen wir nicht zu Carolyns Party, wenn sie uns schon einlädt?«

»Weil ich nicht will.«

»Weil du Carolyn nicht magst«, sagte Lisa. »Aber du brauchst dich ja nicht mit ihr zu unterhalten. Es sind genügend andere Gäste da.«

»Deswegen ist es nicht.«

»Und was ist der wahre Grund?«

»Ich habe meinen Eltern versprochen, daß ich nach der Abschlußfeier nicht mehr auf irgendwelche Partys gehe. Mein Vater hat mir etwas Geld mitgegeben, damit ich dich und ein paar Freunde noch auf ein paar Hamburger einladen kann. Danach geht's schnurstracks nach Hause.«

Lisa versank für ein paar Sekunden in Schweigen. Dann sagte sie: »Wir brauchen ja deinen Eltern nicht zu sagen, wo wir gewesen sind.«

»Sie werden es rauskriegen.«

»Bist du denn nicht neugierig, die renovierte Hazienda zu sehen?«

»Sicher, aber...«

»Dann laß uns die Einladung annehmen... Deine Eltern haben sicher nichts dagegen, daß du einen Besuch bei Carolyn Evans machst. Denen geht es nur darum, daß du dich nicht betrinkst. Mein Vorschlag ist, wir gehen auf die Party, aber wir trinken keinen Alkohol, nicht einmal ein Bier, und wir bleiben nur ganz kurz.«

»Ich habe meinen Eltern aber ausdrücklich versprochen...« Lisa unterbrach den Tanz. »Komm, wir sprechen mit Kate und Bob. Vielleicht kommen sie mit zu Carolyn, und danach fahren wir mit den beiden noch ein paar Hamburger essen. Auf diese Weise bekommen wir die Hazienda zu sehen, und du brauchst deine Eltern nicht zu belügen.«

Als Alex mit Lisa den Saal verließ, wußte er, daß er nachgeben würde. Es war schwer, sich gegenüber einem Mädchen wie Lisa zu behaupten. Alles, was sie sagte, klang so logisch, auch wenn es überhaupt nicht logisch war.

Die Scheinwerfer des Mustangs erfaßten die offenen Tore der Hazienda. Alex brachte den Wagen zum Halten. »Sollen wir draußen parken oder reinfahren?«

Lisa zuckte die Schultern. »Keine Ahnung.« Die Hupe eines

Autos war zu hören. Es war Bob Carey, der mit seinem Porsche zu ihnen aufschloß.

»Dort drüben können wir parken«, schrie er. Er deutete nach links, wo bereits einige Wagen im Schatten der Umfriedungsmauer parkten. Alex steuerte seinen Mustang in eine Lücke, schaltete den Motor ab und wandte sich zu Lisa.

»Es wäre doch besser, wenn wir gleich heimfahren«, sagte er.

Aber Lisa ließ nicht mit sich reden. »Ich will die Hazienda von innen sehen. Komm!« Sie stieg aus dem Wagen, Alex folgte ihr nach kurzem Zögern. Wenig später tauchten Kate und Bob aus der Dunkelheit auf. Zu viert gingen sie auf das Tor zu, das mit Flutlicht angestrahlt war.

»So was habe ich noch nie gesehen«, sagte Kate. Sie hatten das Tor durchquert und starrten auf die Gebäude, die vor einem Jahr noch Ruine gewesen waren.

Die Ställe waren zu Garagen umgebaut worden. Das Dach der einstigen Stallungen, das einst mit Stroh gedeckt gewesen war, bestand jetzt aus Ziegeln.

»Mir wird's hier irgendwie unheimlich«, sagte Alex. »Das Haus sieht trotz der Renovierung aus, als ob's hundert Jahre alt wäre.«

»Willst du behaupten, das da hat es schon vor hundert Jahren gegeben?« fragte Lisa. Sie deutete auf den Hof des Hauses, wo ein großer Swimmingpool glitzerte.

Bob Carey war ihnen gefolgt. »Auf wieviel Meter Durchmesser schätzt du den Pool?«

»Jedenfalls groß genug«, sagte Alex. Sein Blick wanderte zu den Gebäuden, die einst dem Gesinde als Wohnung gedient hatten. »Da sind jetzt sicher die Umkleideräume.«

Bevor jemand dazu etwas sagen konnte, machte sich Carolyn Evans, ihre junge Gastgeberin, bemerkbar. Sie befand sich auf der Schwelle des Herrenhauses und schrie: »He! Kommt rein!«

Sie empfing ihre Freunde am Eingang. »Na, wie gefällt euch

das? Rein mit euch, die andern warten schon.«

Sie betraten die Vorhalle, die von einem prächtigen Treppenhaus, das zum ersten Stock hinaufführte, beherrscht wurde. Zur Rechten war ein weiträumiges Wohnzimmer zu sehen, jenseits davon die Küche. »Es gibt außerdem noch eine Anrichteküche für den Butler«, erklärte Carolyn. Sie sprach jetzt lauter, weil jemand das Stereogerät auf volle Lautstärke gedreht hatte. »Meine Mutter war nicht sicher, ob wir das brauchen. Sie hat's dann vorsichtshalber einbauen lassen.«

»Werdet ihr einen Butler beschäftigen?« wollte Kate Lewis wissen.

Carolyn gab sich ganz cool. »Ich weiß nicht. Ich denke ja. Meine Mutter sagt, das Haus ist so groß, daß Maria die Pflege der Räume allein nicht bewältigt.«

»Sprichst du von Maria Torres?« fragte Bob Carey. »Die alte Hexe kann ja nicht mal ihre eigene Hütte in Ordnung halten. Meine Mutter hat sie gleich am ersten Tag gefeuert.«

»Du bist ungerecht«, sagte Alex, aber seine Worte gingen im Gelächter der anderen unter. Sogar Lisa fiel in das Lachen ein.

»Die Alte ist verrückt, Alex. Jeder weiß das.« Sie warf einen schuldbewußten Blick in Richtung Carolyn. »Sie kann uns doch nicht etwa hören?«

»Keine Ahnung, ob sie da ist. Wenn, dann weiß sie jetzt wenigstens, was du von ihr hältst.«

Maria Torres, die im Treppenhaus gestanden hatte, wich in die Düsternis des Flurs im ersten Stockwerk zurück. Sie trug ein schwarzes Kleid, das sie fast unsichtbar machte.

Als sie das Geräusch der ankommenden Autos hörte, hatte sie sich in dem Schlafzimmer am Ende des Korridors aufgehalten.

Es war ungewöhnlich, daß ein Auto um diese Zeit auf den Hof fuhr. Als Maria es sich auf einem Stuhl im Schlafzimmer der Herrschaft bequem machte, hatte sie damit gerechnet, daß

sie alle Zeit der Welt haben würde, um von vergangenen Zeiten zu träumen. Aber die Träume zerstoben, als die Gringo-Musik und das Gelächter der *Gringos*, die Maria von Kind auf haßte, die schönen alten Räume füllte.

Es war sieben Uhr abends gewesen, als sie das Haus betrat, Carolyn war soeben gegangen. Vier Stunden lang war die alte Frau durch das weitläufige Haus gestreift, hatte sich vorgestellt, daß dies alles noch ihr gehörte, daß sie keine Dienstbotin, sondern Herrin der Hazienda war. Dona Maria Ruiz de Torres. Eines Tages würde es wieder so sein, wie es einmal gewesen war. Die Gringos würden vertrieben werden, und endlich würde sie wieder die Besitzerin des Hauses sein.

Bis es soweit war, mußte sie ihr Geheimnis bewahren. Die Gringos, in deren Diensten sie stand, waren streng und wollten nicht, daß sie sich während der Abwesenheit der Herrschaft im Haus aufhielt. Deshalb war es wichtig, daß niemand sie sah, wenn sie die Hazienda verließ, und zu ihrer Hütte hinter der Missionskirche zurückzugehen. Wenn sie morgen zur Arbeit kam, durfte sie sich nicht anmerken lassen, daß sie hier auch die Stunden der Nacht verbracht hatte.

Sie warf einen letzten Blick auf die Tür des Schlafzimmers, das von Rechts wegen *ihr* Schlafzimmer war, dann tat sie etwas, was ihre stolzen Vorfahren nie getan hätten. Sie schlich die Hintertreppe hinunter und verschwand in der Nacht...

»Mann!« flüsterte Bob. »Das letzte Mal, als ich hier war, sah es wie nach einem Bombenabgriff aus. Nun schaut euch das einmal an.«

Das Wohnzimmer war 20 Meter lang, es wurde von einem großen offenen Kamin beherrscht.

Die Eichenbohlen des Fußbodens glänzten in dunklem Braun. Die Wände waren weiß, die Balkendecke hoch wie eine Kathedrale.

»Das ist ja unglaublich«, stieß Lisa hervor.

»Dabei habt ihr den größten Teil des Hauses noch gar nicht gesehen«, sagte Carolyn. »Ihr könnt euch alles in Ruhe ansehen. Vergeßt nicht, in den Keller zu gehen. Das ist Vaters Reich, meine Mutter haßt den Keller.« Mit diesen Worten mischte sich die junge Gastgeberin unter die Teenager, die zum Rhythmus einer Reggae-Platte tanzten.

Es dauerte eine Stunde, bis Alex und Lisa das Haus besichtigt hatten. Es gab nicht weniger als sieben Schlafzimmer, jedes davon mit einem eigenen Bad ausgestattet, außerdem eine geräumige Bibliothek und eine Reihe kleiner Wohn- und Empfangsräume.

»Kannst du dir vorstellen, in einem solchen Haus zu wohnen?« fragte Lisa, als sie die Kellertreppe hinabstieg.

»Es kommt mir nicht wie ein Haus, sondern wie ein Museum vor«, erwiderte Alex. »Da fällt mir ein, die Hazienda hatte doch nie einen Keller. Wie kommt es, daß es jetzt einen gibt?«

»Du hast recht«, sagte Kate. »Das Haus war ursprünglich nicht unterkellert. Carolyn sagt, ihr Vater hat den Keller neu ausheben lassen. Wie findet ihr das?«

»Heilige Jungfrau«, murmelte Bob Carey. »War ihm das Haus noch nicht groß genug?«

Sie besichtigten die Vorratsräume. Und dann betraten sie ein Zimmer, bei dessen Anblick es ihnen die Sprache verschlug. »Wenn ihr mich fragt, ich find's ordinär«, sagte Lisa nach einer Weile.

Bob Carey war anderer Ansicht. »Du bist ganz einfach neidisch. Wenn es dein Haus wäre, fändest du diesen Raum überhaupt nicht ordinär.«

Kate Lewis warf ihm einen giftigen Blick zu. »Meine Mutter hat immer schon gesagt, die Evans haben mehr Geld als Geschmack. Sieh dir das einmal an, Bob. Das ist doch wirklich wie die Faust aufs Auge!«

Die Schmalseite des Raumes wurde von einer riesigen Leinwand eingenommen, die als Projektionsfläche für Filme

und Fernsehprogramme diente. Eine andere Wand war mit elektronischen Geräten vollgestellt, deren Funktionen nicht ohne weiteres zu erraten waren. Immerhin war sicher, daß einer der Apparate die Quelle der Musik war, die das Haus erfüllte.

Aber Lisas kritisches Urteil bezog sich nicht auf die protzige Elektronik, sondern auf die Bar. Sie hatte eine Länge von 20 Metern. Die Teenager waren dabei, sich mit alkoholischen Getränken zu versorgen.

»Willst du auch einen Drink?« fragte Bob.

Kate zögerte, aber dann nahm sie die Einladung an. »Warum nicht? Gibt's Gin?«

Bob füllte zwei Gläser und reichte eins davon Kate. Als er sich umdrehte, um Alex und Lisa ein Glas anzubieten, mußte er feststellen, daß die beiden von der Bildfläche verschwunden waren. »Wo sind sie hin?« fragte er.

»Ich weiß es nicht«, sagte Kate. »Laß uns tanzen.«

Sie tanzten. Vergeblich hielt Kate, während sie sich zu den Klängen der Musik wiegten, nach Alex und Lisa Ausschau.

»Glaubst du, die sind uns böse, weil wir uns was Alkoholisches genehmigt haben?« fragte sie Bob.

»Wen kümmert's? Schließlich sind wir für die Heimfahrt nicht auf die beiden angewiesen. Vergiß sie.«

»Nein! Wir müssen sie suchen.«

Sie fanden Alex und Lisa im Hof, wo die beiden in den Sternenhimmel starrten. Bob hob sein Glas. »Was ist denn mit euch beiden los?« schrie er. »Wollt ihr euch aus der Party ausklinken?«

»Ich hatte dir gesagt, daß wir keinen Alkohol trinken, hast du's schon vergessen?« Alex tat nichts, um seinen Ärger zu verbergen. »Ich hatte euch auf Hamburger eingeladen.«

»Wer interessiert sich für Hamburger, wenn er ein kühles Bier kriegen kann?« konterte Bob. Er warf Alex eine Flasche zu, die er aus einem Eiskübel genommen hatte. Der öffnete die Flasche und nahm einen Schluck.

»Alex!« sagte Lisa vorwurfsvoll.

»Ich wollte von Anfang an nicht auf diese Party gehen«, erinnerte Alex seine Begleiterin. »Aber nachdem wir einmal hier sind, können wir's auch genießen.«

»Aber...«

»Wir sind nun einmal hier«, beharrte Alex. »Wenn jeder trinkt, warum sollten wir's nicht tun?« Er leerte sein Bier, dann ließ er sich von Bob eine neue Flasche geben. Lisa wollte etwas sagen, als Carolyn Evans mit einem Armvoll Handtücher erschien.

»Wer kommt mit schwimmen?«

Ihre Aufforderung wurde mit Schweigen beantwortet. Nach einer Weile wies jemand darauf hin, daß sie keine Badeanzüge hatten. »Wer braucht denn einen Badeanzug?« sagte Carolyn mit aufreizender Stimme. Mit einem entschlossenen Ruck öffnete sie den Reißverschluß und ließ ihr Kleid zu Boden sinken. Dann entledigte sie sich ihres Höschens und sprang kopfüber in das Schwimmbecken. »Kommt ins Wasser«, schrie sie, als sie wieder auftauchte. »Es ist wunderbar.«

Die Mädchen und Jungen zögerten, aber dann gab es zwei, die Carolyns Beispiel folgten. Wenig später wimmelte der Swimmingpool von nackten Badenden. Alex warf Lisa einen verlangenden Blick zu.

»Nein«, sagte sie. »Du hast mir gesagt, wir würden nur ganz kurze Zeit auf der Party bleiben. Schwimmen kommt nicht in Frage.«

»Angsthase«, sagte Alex. Er schlüpfte aus seiner weißen Smokingjacke und leerte ein zweites Bier. Dann zog er sich die Schuhe aus.

»Alex, bitte nicht«, bettelte Lisa.

»Warum regst du dich so auf? Was ist denn schon dabei? Hast du etwa noch nie nackt gebadet?«

»Ich habe nicht behauptet, daß was dabei ist«, entgegnete sie. »Ich finde nur, wir sollten jetzt nicht baden. Ich finde, wir

sollten sofort nach Hause fahren.«

»Ich finde, Schwimmen ist jetzt genau das richtige«, sagte Alex. Er zog sich das Hemd und die Hose aus. »Du hast mich überredet hierherzukommen, war's nicht so? Jetzt bitte ich dich, beim Nacktbaden mitzumachen. Den Gefallen bist du mir wirklich schuldig.« Er streifte sich die Boxershorts ab und hechtete ins Wasser. Als er wieder auftauchte, hielt er vergeblich nach Lisa Ausschau.

Sie war verschwunden.

Der Sprung ins kalte Wasser hatte die Wirkung des Alkohols neutralisiert. Alex fühlte sich ernüchert. Seine Freundin war nirgends zu sehen.

Plötzlich kam er sich wie ein Idiot vor.

Erstens, weil er auf die Party gegangen war, obwohl er nicht wollte. Zweitens, weil er zwei Flaschen Bier getrunken hatte, ein Getränk, das ihm überhaupt nicht schmeckte. Und drittens, weil er auf keinen Fall Streit mit Lisa wollte. Er kletterte aus dem Schwimmbecken, trocknete sich ab und zog sich in aller Eile an. Auf dem Weg ins Haus begegnete er Bob Carey. Er fragte ihn nach Lisa. Bob hatte sie nicht gesehen.

Auch die anderen wußten nicht, wo Lisa geblieben war.

Zehn Minuten später verließ Alex die Party.

Während Lisa den Hacienda Drive hinabließ, bekam sie Skrupel. War es wirklich richtig, daß sie Alex im Stich gelassen hatte? Was war so schlimm am Nacktbaden?

Sie blieb stehen. Was würden ihre Eltern sagen, wenn sie ohne Alex zu Hause auftauchte?

Vielleicht war es doch besser, wenn sie auf die Party zurückging. Sicher würde es ihr gelingen, Alex davon zu überzeugen, daß sie jetzt nach Hause fahren sollten. Sie würde am Steuer des Wagens sitzen, damit nichts passierte.

Aber das hätte bedeutet, daß sie nachgab, und nachgeben wollte sie nicht. Sie hatte recht, und Alex hatte unrecht. Er

hatte es sich selbst zuzuschreiben, daß er den Rest des Abends allein verbringen mußte.

Nachdem ihr Entschluß gefaßt war, setzte Lisa ihren Weg bergab fort.

Alex hatte den Mustang gestartet und trat aufs Gas. Die Hinterräder drehten durch, Kies wurde weggeschleudert, aber dann gewann der Wagen Fahrt. Alex preschte durch das Tor des Anwesens und bog mit quietschenden Reifen auf den Hacienda Drive ein.

Er war nicht sicher, ob er Lisa noch einholen konnte. Nach seinen Berechnungen mußte sie schon fast zu Hause sein.

Er beschleunigte bis auf 100 Stundenkilometer und mußte gegensteuern, als der Wagen in einer S-Kurve ins Schleudern kam.

Dann sah er sie.

Sie stand am Straßenrand, ihr grünes Kleid leuchtete im Strahl der Scheinwerfer.

Alles geschah wie in Zeitlupe. Er trat auf die Bremse.

Zu spät. Der Wagen würde Lisa überrollen.

Wenn sie doch nur auf der Innenseite der Kurve gestanden hätte...

Gegensteuern!

Er nahm den Fuß von der Bremse und riß das Steuer nach rechts. Er konnte spüren, wie die Reifen von der weichen Bankette auf den Asphalt zurückkehrten.

Er war jetzt nur noch wenige Meter von Lisa entfernt.

Hinter dem Mädchen war die Gestalt einer weißhaarigen Frau zu erkennen. Haßerfüllte Augen in einem alten, zerknitterten Antlitz.

Es war dieser Anblick, der ihn endgültig die Kontrolle über den Wagen verlieren ließ.

Als der Kühler Lisa schon fast berührte, zog Alex das Steuer nach links. Der Mustang schoß an dem jungen Mädchen, das

mit vor Schrecken geweiteten Augen dastand, vorbei, durchbrach die Leitplanke und wurde in den Abgrund katapultiert.

»Lisa!...«

Drittes Kapitel

Es war fast zwei Uhr morgens, als Ellen Lonsdale die Sirene des Krankenwagens hörte. Sie war aufgeblieben, um auf ihren Sohn zu warten. Langsam, zäh waren die Minuten vertropft. Es war ungewöhnlich, daß Alex später als vereinbart nach Hause kam. Seit einer halben Stunde hatte sich in Ellen das Gefühl verdichtet, daß etwas passiert war. Und jetzt die Sirene eines Krankenwagens! Wenig später war eine zweite Sirene zu hören, dann eine dritte.

Alex. Tief in ihrem Herzen wußte sie, daß die Krankenwagen für ihren Sohn ausgerückt waren.

Dann läutete das Telefon.

Es ist soweit, dachte sie. Sie rufen mich an, um mir zu sagen, daß er tot ist. Mit bleiern Füßen schleppte sie sich zum Apparat. Zögernd nahm sie den Hörer ab.

»Hallo?«

»Ellen?«

»Ganz recht.«

»Hier spricht Barbara.«

Barbara Fannon vom Medical Center. Der Klang ihrer Stimme verriet Ellen, daß etwas passiert war. »Was ist los?« flüsterte sie ins Telefon.

Barbaras Stimme blieb professionell kühl. »Kann ich bitte Ihren Mann sprechen?«

»Sagen Sie mir erst, was passiert ist«, verlangte Ellen. Dann fiel ihr ein, daß ihr Mann in dieser Nacht telefonische Dienstbereitschaft hatte. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Einen

Augenblick, Barbara. Ich hole ihn.«

Sie legte den Hörer neben den Apparat und ging in den Flur hinaus. Sie erschrak, als sie Marsh auf der Schwelle des Schlafzimmers stehen sah.

»Ich habe das Telefon läuten hören. Was ist passiert?«

»Das Krankenhaus will dich sprechen«, sagte Ellen atemlos.

Marsh war plötzlich hellwach. Er durchquerte den Raum und ergriff den Hörer. »Hier Dr. Lonsdale.«

»Hier spricht Barbara. Ich rufe Sie aus der Notaufnahme an. Es tut mir leid, daß ich Sie mitten in der Nacht stören muß, aber es hat einen Autounfall gegeben. Wir wissen noch nicht, wie schwer die Verletzungen des Fahrers sind. Weil Sie Dienstbereitschaft haben...«

»Es ist völlig richtig, daß Sie mich anrufen. Weiß man überhaupt Näheres über den Unfall?«

»Nur, daß es sich um den Fahrer eines Wagens handelt, der von der Straße abgekommen ist. Es ist möglich, daß sich noch mehr Leute im Wagen befanden...«

»Vielleicht ist es am besten, wenn ich direkt zur Unfallstelle fahre.«

Zögern am anderen Ende. Und dann: »Es sind Sanitäter in dem Krankenwagen, Herr Doktor...«

Marsh verzog das Gesicht. Seit fünf Jahren fuhren in den Krankenwagen medizinisch-technische Assistenten mit, die für Unfallhilfe ausgebildet waren, und er hatte immer noch Schwierigkeiten, die Tatsache zu akzeptieren, daß diese Männer auf die besonderen Gegebenheiten eines Unfalls besser vorbereitet waren als er, der Arzt. »Ich habe Sie schon verstanden, Barbara. Ich bin in ein paar Minuten im Krankenhaus.« Er legte auf und wandte sich zu Ellen.

»Es ist Alex, oder?« kam ihre ängstliche Frage.

»Alex«, wiederholte er. Er war wütend. Wie kam Ellen auf die verrückte Idee, daß dieser Unfall etwas mit Alex zu tun hatte? »Warum meinst du, daß Alex etwas passiert ist?«

»Ich habe so ein Gefühl.«

»Niemand weiß zum jetzigen Zeitpunkt, wie der Verletzte heißt«, gab Marsh zu Antwort. »Es ist ein Autounfall, aber das bedeutet nicht, daß es Alex ist.«

»Wenn es sich bei dem Verletzten nicht um unseren Sohn handelt, warum haben sie dich dann gerufen? Es ist doch ein diensthabender Arzt im Krankenhaus, oder?«

Marsh nickte. »Aber das Personal in der Notaufnahme weiß noch nicht, ob es nur einen einzigen Verletzten bei diesem Unfall gibt oder vielleicht mehr. Es könnte sein, daß sie mich brauchen.« Er machte sich von ihr frei, aber Ellen folgte ihm bis ins Schlafzimmer, wo er sich anzog.

»Ich fahre mit dir«, sagte sie.

»Ellen, dazu besteht kein Grund.«

»Es gibt einen Grund«, protestierte sie. »Ich habe das Gefühl, daß...«

»Gefühle...«, sagte Marsh, und Ellen zuckte zusammen, weil er es in so abfälligem Ton sagte. Er merkte sofort, daß er sie verletzt hatte, und legte ihr den Arm um die Schulter. »Bitte, Liebling, denk doch einmal nach. Es passieren Autounfälle zu jeder Tages- und Nachtzeit. Die Möglichkeit, daß unser Sohn in diesen Unfall verwickelt ist, ist kleiner als ein Treffer in der Lotterie.« Er strich ihr über die Schläfen. »In keinem Fall möchte ich, daß du mit in die Klinik fährst. Ich kann nicht konzentriert arbeiten, wenn ich mich nebenbei auch noch um dich kümmern muß.«

Ellen wußte, daß er recht hatte. »Sei mir nicht böse«, flüsterte sie. »Es ist nur... Vergiß es. Du mußt jetzt fahren.«

Marsh belohnte sie mit einem Lächeln. »So gefällst du mir schon besser.«

Sie gab ihm Autoschlüssel und Brieftasche, die auf der Kommode lagen. »Ruf mich an, sobald du dort bist«, sagte sie leise. »Ich möchte Gewißheit haben, daß es nicht Alex ist.«

Er dachte nach. »Wenn ich nicht selbst anrufe, dann Barbara.

Mach dir keine Sorgen. In einer Stunde bin ich wieder zu Hause, Alex wird inzwischen längst heimgekehrt sein.«

Er verließ das Haus. Ellen ließ sich auf das Sofa sinken. Das Warten ging weiter.

»Sieht schlimm aus«, sagte Sergeant Roscoe Finnerty, als der Suchscheinwerfer seines Streifenwagens auf das Autowrack fiel. »Merkwürdig, daß der Wagen bei dem Aufprall nicht in Flammen aufgegangen ist.« Er ergriff eine Taschenlampe, stieg aus und kletterte den Abhang hinunter. Thomas Jefferson Jackson, sein Streifenkollege, folgte ihm. Er war auf wenige Meter an das Wrack herangekommen, als er einen Schatten sah, der sich bewegte. Der Strahl seiner Taschenlampe erfaßte das Gesicht eines Jungen, den Finnerty auf sechzehn oder siebzehn Jahre schätzte.

»Du solltest nicht näher an den Wagen herangehen, mein Junge«, sagte Finnerty. »Was hier zu tun ist, mußt du uns überlassen.«

»Aber...« stotterte der Junge.

»Du hast gehört, was der Sergeant gesagt hat«, schnitt ihm Jackson das Wort ab. »Geh jetzt auf die Straße zurück, und behindere uns nicht bei der Arbeit.« Er richtete den Strahl seiner Lampe nach oben, auf eine Gruppe junger Leute, die am Straßenrand standen und in den Abgrund hinabstarrten. Die meisten hatten nasse Haare. »Sind das deine Freunde?«

Der Junge nickte.

»Dann kommt ihr wahrscheinlich von irgendeiner Party. Wie dem auch sei, geh jetzt zur Straße zurück. Wenn du noch etwas zu sagen hast, kannst du's später tun.«

Der Junge begann den Hügel hinaufzuklettern. Jackson folgte Finnerty, der auf das Wrack zuging. Er hörte Wagentüren klappen und glaubte zu sehen, wie Männer die Böschung herabkamen.

Der Wagen lag auf der Seite. Er war so zertrümmert, daß die

Autemarke nicht mehr zu erkennen war. Offensichtlich hatte sich das Fahrzeug mehrere Male überschlagen, bevor es von einem Felsblock gestoppt worden war.

»Der Fahrer ist noch drin«, sagte Finnerty. Wie immer, wenn Jackson mit den verstümmelten Opfern eines Autounfalls zu tun hatte, verspürte er aufkommenden Brechreiz.

»Lebt er noch?« fragte er.

»Keine Ahnung«, grunzte Finnerty. »Kann mir allerdings nicht vorstellen, wie man so was überleben kann.« Er machte eine Pause, weil er sich gerade daran erinnerte hatte, wie empfindlich sein Kollege auf den Anblick von Leichen zu reagieren pflegte. »Bist du okay?«

»Ich übergebe mich später«, sagte Jackson. »Ist außer dem Fahrer noch jemand im Wagen?«

»Nein. Wäre natürlich möglich, daß der Beifahrer hinausgeschleudert worden ist, weil er keinen Sicherheitsgurt trug.« Er richtete seine Taschenlampe auf Jacksons schwitzendes Gesicht. »Willst du mir helfen, den Fahrer rauszuziehen, oder würdest du lieber das Gelände nach anderen Opfern absuchen?«

»Ich helfe dir, jedenfalls bis die Sanitäter kommen.« Jackson beugte sich vor und betrachtete den reglosen Körper, der über dem Steuerrad lag. Der Kopf war blutverschmiert. Finnerty hatte recht. Wenn der Fahrer nicht beim Aufprall des Wagens schon tot gewesen war, so war er in der Zwischenzeit sicher verblutet. Jackson biß die Zähne zusammen und half seinem Kollegen, den Sicherheitsgurt aufzuschneiden.

»Wir dürfen ihn nicht bewegen«, sagte einer der beiden Sanitäter, die mit ihrer Tragbahre den Abhang hinuntergeklettert und hinter die Polizisten getreten waren.

»Falls es Sie interessiert, wir machen so was nicht zum erstenmal«, sagte Finnerty beleidigt. »Ich habe außerdem nicht den Eindruck, als ob diesem armen Menschen noch irgend jemand helfen kann.«

»Lassen Sie das uns entscheiden«, sagte der Sanitäter. Er schob Jackson zur Seite. »Ist schon bekannt, wie der Verletzte heißt?«

»Nein«, gab Jackson zur Auskunft. »Wir können das über das Nummernschild herausfinden, sobald wir wieder oben auf der Straße sind.«

Mit großer Vorsicht legten die beiden Sanitäter Alex auf die Tragbahre. »Er lebt noch«, hörte Jackson einen der beiden sagen. »Aber wir müssen ihn so schnell wie möglich ins Krankenhaus bringen.«

Zu viert schleppten sie die Trage mit dem Verunglückten den Hang hinauf.

Die Jungen und Mädchen, die oben auf der Straße warteten, beobachteten schweigend, wie die vier Männer mit der Bahre sich näherten. Lisa Cochran schwankte, sie mußte sich auf Kate stützen.

»Es sieht so aus, als ob er noch lebt«, flüsterte Bob Carey. »Sie haben ihm einen Kopfverband angelegt.«

Die Unfallhelfer waren auf der Straße angekommen. Sie schoben die Trage mit dem Verletzten in den Krankenwagen. Sekunden später war nur noch das Heulen der Sirene zu hören, die den Wagen bei seiner Fahrt durch die Nacht begleitete.

Ein Lautsprecher unterbrach die Stille, die auf der Unfallstation des Medical Center herrschte.

»Hier Wagen eins. Der Verletzte ist ein junger Mann. Armbruch, gebrochene Rippen, Kopfverletzungen. Schwere Blutungen.«

Dr. Lonsdale drückte auf die Taste. »Der Name des Verletzten?«

»Noch unbekannt. Wir sind zu beschäftigt, den Mann am Leben zu erhalten, als daß wir uns bisher um die Suche nach dem Ausweis kümmern konnten.«

»Wird er durchkommen?«

»Wir werden's gleich wissen. Wir sind auf dem Hacienda Drive und biegen jetzt in den La Paloma Drive ab.«

Sergeant Jackson saß auf dem Beifahrersitz des Streifenwagens und wartete darauf, daß ihm über Funk der Name des Fahrzeughalters durchgegeben wurde. Durch das Seitenfenster konnte er Finnerty sehen, der sich mit den Mädchen und Jungen unterhielt, deren Party in einer Tragödie geendet hatte. Jackson war froh, daß sein Kollege ihm die Vernehmung der Zeugen abgenommen hatte. Und er war wütend auf die jungen Leute, die sich betranken und die Autos ihrer Eltern zu Schrott fuhren. Er würde wohl nie verstehen, wo die eigentlichen Gründe für so ein unvernünftiges Verhalten lagen.

»Der Junge heißt Alex Lonsdale«, sagte Bob Carey. Er vermied es, Sergeant Finnerty anzusehen.

»Der Sohn von Dr. Lonsdale?«

»Ja.«

»Bist du sicher?«

»Ich bin sicher. Lisa Cochran hat gesehen, wie der Unfall passiert ist.«

»Wer ist Lisa Cochran?«

»Sie ist Alex' Freundin. Sie steht da drüben.«

Bob deutete auf das hübsche blonde Mädchen in dem grünen Kleid.

»Weißt du ihre Adresse?« fragte der Sergeant.

Bob sagte ihm, wo Lisa wohnte, und Finnerty schrieb die Adresse in sein Notizbuch. »Warte hier«, sagte er. Bob sah ihm nach, wie er zum Streifenwagen ging.

»Das Fahrzeug ist identifiziert«, sagte Jackson. »Der Halter ist Dr. Lonsdale.«

»Das paßt zu dem, was die jungen Leute mir erzählt haben«, sagte Finnerty. »Der Verunglückte ist der Sohn von Dr. Lonsdale. Vorname Alexander. Es gibt eine Augenzeugin des

Unfalls, aber ich habe sie noch nicht vernommen.« Er riß die Seite mit Lisas Adresse aus seinem Notizbuch und gab Jackson den Zettel. »Hier stehen der Name und die Adresse des Mädchens. Setz dich mit den Eltern in Verbindung, und sag ihnen, daß wir mit ihrer Tochter zum Medical Center fahren. Sie sollen dort hinkommen und ihre Tochter abholen.«

»Wäre es nicht besser, wenn wir das Mädchen aufs Revier mitnehmen, damit sie dort ihre Zeugenaussage macht?«

»Wir sind hier in La Paloma, Tom, nicht in San Francisco. Das Mädchen ist völlig mit den Nerven fertig. Es hat überhaupt keinen Sinn, wenn wir sie in diesem Zustand aufs Revier schleppen. Und jetzt gibst du der Notaufnahme im Medical Center den Namen des Verletzten durch. Danach versuchst du, die Eltern des Mädchens herzutrommeln. Okay?«

Lisa hatte sich auf den Seitenstreifen gesetzt. Was geschehen war, kam ihr wie ein Alptraum vor.

Sie erinnerte sich, daß sie auf dem Weg nach Hause gewesen war. Sie war stehengeblieben und hatte nachgedacht, ob es nicht besser war, wenn sie zu der Party zurückkehrte.

Dann das Motorengeräusch des Wagens.

Instinktiv hatte sie erfaßt, daß Alex am Steuer saß.

Und dann war ihr klargeworden, daß der Wagen mit überhöhter Geschwindigkeit fuhr. Sie hatte versucht, Alex mit verzweifelten Handzeichen zu warnen.

Das Auto kam auf sie zugeschossen.

Das Quietschen der Reifen...

Das krachende Geräusch von Blech und Stahl...

Der Aufprall...

Und Alex, der ihren Namen schrie.

Danach hatte die Erinnerung ein Loch. Irgendwie war Lisa zur Hazienda zurückgekehrt. Sie war Carolyn und ihren jungen Freunden gegenübergetreten, die sie entgeistert anstarrten.

Lisa war nicht in der Lage gewesen, ihnen zu erklären, was vorgefallen war. Sie hatte nur immer wieder den Namen Alex

geschrien und auf die Straße gedeutet, die nach La Paloma hinabführte.

Bob Carey war es gewesen, der dann die Polizei angerufen hatte.

Ein furchtbares Durcheinander schloß sich an.

Jungen und Mädchen, die hastig aus dem Schwimmbecken kletterten und ihre Kleider zusammenrafften.

Ein paar von ihnen waren die Straße hinuntergerannt.

Andere nahmen den Wagen, um zur Unfallstelle zu gelangen.

Lisa erinnerte sich an den feindseligen Blick, mit dem Carolyn Evans sie angesehen hatte.

»Es ist deine Schuld«, hatte Carolyn gesagt. »Du bist schuld an den Schwierigkeiten, die ich jetzt haben werde.«

Lisa starrte sie verständnislos an.

»Meine Eltern«, sagte Carolyn, »werden herausfinden, was passiert ist. Die werden mich für den Rest des Sommers im Haus einsperren.«

Und dann war Kate Lewis gekommen, hatte ihren Arm um Lisas Schultern gelegt und sie die Straße hinuntergeführt.

Die Sirenen der Streifen- und Krankenwagen. Zuckende Lichter. Menschen, die am Straßenrand standen und in den düsteren Abgrund hinabspähten...

Nach endlos scheinenden Minuten dann Alex, der auf einer Bahre den Hang heraufgetragen wurde...

Alex?

Der dort auf der Trage lag, war nicht mehr Alex.

Lisa hatte den blutverschmierten Jungen angestarrt, bis Kate sie von der Bahre wegführte.

Eine männliche Stimme, die wie aus einem Nebel zu kommen schien.

»Heißt du Lisa Cochran?«

Sie nickte. Vor ihr stand ein Streifenpolizist. Lisa wunderte sich, daß er überhaupt nicht wütend war.

»Du kannst hier nicht auf der Erde sitzenbleiben«, hörte sie ihn sagen. »Wir fahren dich ins Medical Center.« Er beugte sich über sie und gab ihr die Hand. »Kannst du aufstehen?«

»Ich...«

Sie versuchte sich zu erheben, aber es gelang ihr nicht. Starke Arme stützten sie. Wenig später saß sie auf dem Rücksitz des Streifenwagens und schluchzte.

Medical Center, Notaufnahme. Der Lautsprecher, der mit dem Funkgerät der Klinik verbunden war, begann zu krächzen.

»Wagen eins. Wir sind gleich da. Ich gebe Ihnen jetzt den Namen des Verletzten durch.« Der Tonfall wurde weicher. »Es ist... Alex Lonsdale.«

Dr. Lonsdale stand da und starrte auf den Lautsprecher. Er weigerte sich zu glauben, was er gehört hatte. Benommen tastete er nach einem Stuhl und setzte sich.

»Nein«, flüsterte er. »Nicht Alex...«

Barbara Fannon gab einer der Krankenschwestern ein Zeichen. »Rufen Sie Dr. Mallory an, er soll sofort kommen.« Sie umrundete ihren Schreibtisch und legte Dr. Lonsdale die Hand auf die Schulter. »Vielleicht haben sich die Polizisten bei der Identifizierung geirrt«, versuchte sie ihn zu trösten. Aber sie wußte, die Polizisten hätten den Namen nicht durchgegeben, wenn sie sich ihrer Sache nicht ganz sicher gewesen wären.

»Wie soll ich das Ellen begreiflich machen?« stammelte Dr. Lonsdale. »Sie hatte eine Vorahnung...«

»Kommen Sie, Dr. Lonsdale.« Sie sprach jetzt in dem gleichen Ton, den sie bei den Angehörigen der Patienten anzuschlagen pflegte. »Es ist besser, wenn ich Sie jetzt in Ihr Büro bringe.«

»Nein!« protestierte Marsh. Die Sirene des Krankenwagens war zu hören. »Er ist mein Sohn...«

»Genau das ist der Grund, warum Sie sich jetzt in Ihr Büro

begeben werden. Dr. Mallory wird gleich hier sein. Bis er kommt, wird Dr. Cohen das Nötige tun.«

»Aber Dr. Cohen ist nur Assistenzarzt«, stammelte er.

Sie führte ihn aus der Notaufnahme. »Benny ist der beste Assistenzarzt, den wir je hatten, das haben sie selbst gesagt.«

Die Türen der Notaufnahme schwangen auf, Alex Lonsdale wurde hereingetragen. Barbara war es gelungen, ihren Chef in den Flur zu bugsieren.

»Und jetzt bleiben Sie in ihrem Büro, bis ich Sie rufe«, sagte sie streng. »Ich weiß, was in einer solchen Situation zu tun ist.« Sie legte ihm die Hand auf den Arm. »Wir können Sie jetzt einfach nicht in der Notaufnahme brauchen, verstehen Sie?«

Marsh schluckte. »Ich werde Ellen anrufen und ihr sagen...«

»Das werden Sie *nicht* tun«, fiel ihm Barbara ins Wort. »Mischen Sie sich einen Drink, und warten Sie. Ich komme in fünf Minuten zu Ihnen und sage Ihnen, wie es aussieht. Und nun verschwinden Sie!« Sie verarztete ihm einen liebevollen Stoß, dann verschwand sie in der Notaufnahme.

Marsh stand auf dem Flur und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

Er wußte, daß Barbara völlig richtig gehandelt hatte. Plötzlich kam er sich unendlich hilflos vor. Langsam ging er auf die Tür seines Büro zu.

Maria Torres war in ihrem Häuschen hinter der Missionsstation angekommen. Sie schloß die Läden und legte sich zu Bett.

Sie war müde vom Heimweg.

Damit niemand sie sah, hatte sie die Straße gemieden und den Weg durch die Senke gewählt. Und dann waren die Streifenwagen der Polizei gekommen. Das Geheul der Sirenen hatte die Nacht erfüllt. Maria hatte sich im Gebüsch verstecken müssen, damit die Polizisten mit ihren Taschenlampen sie nicht entdeckten.

Aber nun war alles gut.

Sie war wieder in ihrem Häuschen. Niemand hatte sie gesehen. Es bestand keine Gefahr, daß sie ihre Stellung bei den Gringos verlieren würde.

Dieses Mal war der Schwarze Peter bei den Amerikanern gelandet.

Aus Marias Sicht war der furchtbare Unfall, der geschehen war, ein Segen. Zahllose Stunden ihres Lebens hatte sie zu Gott gebetet, daß Unheil über die Gringos kommen möge. Heute nacht waren ihre Gebete erhört worden.

Morgen würde sie herausfinden, wer am Steuer des Unglückswagens gesessen hatte. Danach würde sie in die Missionskirche gehen und eine Kerze anzünden. Eine Kerze für den Heiligen, der in der vergangenen Nacht seinen Schutzbefohlenen, wie immer er hieß, vernachlässigt hatte.

Ruhe senkte sich über La Paloma. Maria Torres schlief tief und fest.

Vorsichtig entfernte Dr. Cohen den Verband, der um den Kopf des Jungen geschlungen war. Er beugte sich vor, um die klaffende Schädelverletzung zu betrachten.

Der Junge ist tot, dachte er. Er atmet noch, und trotzdem ist er schon tot.

Viertes Kapitel

Als Ellen Lonsdale die Haustür öffnete und Carol Cochran vor sich stehen sah, wußte sie, daß ihre schlimme Vorahnung sich bewahrheitet hatte.

»Ist er tot?« fragte sie.

Carol schüttelte den Kopf. »Nein... Alex war übrigens allein im Wagen, als der Unfall passierte.«

»Allein?« Ellen verstand das nicht. Wo war Lisa gewesen, als es passierte?

»Sie haben ihn ins Medical Center gebracht«, sagte Carol.

»Komm, ich bringe dich hin.«

Ellen folgte ihrer Freundin zu deren Wagen. »Ist er schwer verletzt?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Ich glaube, zu diesem Zeitpunkt wissen das nicht einmal die Ärzte.«

Während Carol Cochrans auf die Straße einbog, stellte Ellen die Frage, die ihr seit der Ankunft ihrer Freundin auf der Seele lag. »Wie kommt es, daß Lisa nicht bei ihm war, als es passierte?«

»Keine Ahnung. Ich bin zu dir gefahren, weil ich einen Anruf von der Polizei bekam. Sie haben mich gebeten, dich zum Medical Center zu bringen. Lisa ist auch dort. Ihr ist nichts passiert. Aber Alex... Er ist in der Nähe der alten Hazienda von der Straße abgekommen. Carolyn hat für die jungen Leute eine Party gegeben.«

»Er hat mir doch versprochen, daß er auf keine Party geht«, sagte Ellen. Sie suchte den Blick ihrer Freundin. »Du würdest es mir doch sagen, wenn er tot ist, oder?«

Carolyn berührte mit einer tröstenden Geste ihren Arm. »Natürlich würde ich dir das sagen.«

Sie waren in der Klinik angekommen und betraten die Notaufnahme. Ellen erkannte Lisa Cochran.

Das Mädchen war in Begleitung ihres Vaters. Ein Polizist sprach mit den beiden. Als Lisa die beiden Frauen eintreten sah, ging sie auf Ellen zu.

»Es tut mir so leid, Mrs. Lonsdale. Ich wollte wirklich nicht...«

»Wie ist es passiert?« fragte Ellen.

»Genau weiß ich das auch nicht«, stammelte Lisa. »Alex und ich hatten uns gestritten. Ich habe mich dann zu Fuß auf den Heimweg gemacht. Alex ist mir im Wagen gefolgt. Aber er fuhr zu schnell... Es ist alles meine Schuld.«

Ellen legte dem Mädchen die Hand auf die Wange. »Nein«,

sagte sie ruhig. »Es ist nicht deine Schuld. Du warst ja nicht einmal im Wagen, als es geschah.«

Sie wandte sich um und erblickte Barbara Fannon, die hinter sie getreten war. »Wo ist er?« fragte sie. »Wo ist Alex?«

»Sie haben ihn in den OP gebracht. Frank und Benny sind dabei, ihn zu operieren. Ich habe Ihren Mann in sein Büro geschickt.«

Marsh saß an seinem Schreibtisch, als Ellen das Büro betrat. Er hatte ein gefülltes Glas vor sich stehen und starrte ins Leere. Nachdem ein paar Sekunden verstrichen waren, stand er auf, kam zu ihr und schloß sie in seine Arme.

»Du hast recht gehabt«, sagte er mit tränenerstickter Stimme. »Mein Gott, Ellen, du hast recht gehabt.«

»Sag mir die Wahrheit. Ist er tot?«

Die Worte trafen Marsh wie einen Schlag. »Wer hat gesagt, daß er tot ist?«

»Niemand... Es ist nur so ein Gefühl.«

»Diesmal irrst du dich«, sagte Marsh. »Er lebt.«

»Wenn er lebt, warum habe ich dann das Gefühl, daß er tot ist?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß er nicht tot ist. Er ist schwer verletzt, aber er ist nicht tot.«

»Er ist nicht tot«, wiederholte Ellen. »Und er wird nicht sterben.«

Die Zeit schien stillzustehen. Obwohl Ellen sich vorgenommen hatte, unter keinen Umständen zu weinen, flössen ihr die Tränen über das Gesicht.

Im Operationsraum entfernte Dr. Mallory einen Knochensplitter aus der Hirnmasse des Verunglückten. Er hob den Blick, um die Meßdaten von den Monitoren abzulesen.

Nach allen medizinischen Erfahrungen hätte der Junge aufgrund der schweren Verletzungen tot sein müssen.

Und doch bewiesen die Anzeigen auf den Sichtschirmen,

daß er noch lebte.

Es gab einen Puls.

Die Lungen arbeiteten noch.

Der linke Arm war geschient worden. Die Schnitte im Gesicht waren genäht worden.

Der erste Teil der Operation war verhältnismäßig leicht gewesen.

Das Problem war der Kopf.

Die Schädeldecke war zertrümmert, und Dr. Mallory hatte seine ganze ärztliche Kunst aufwenden müssen, um die Splitter aus dem hervorquellenden Gewebe zu entfernen. Was jetzt noch zu tun blieb, war das Anlegen von Bandagen. Danach würden sie auf die Mattscheibe starren und warten, bis die Kurven der Gehirnströme, das Elektroenzephalogramm, in eine gerade Linie übergangen, so daß der Patient für tot erklärt werden konnte.

»Nun, was meinst du?« fragte Dr. Cohen.

»Es sieht so schlimm aus, daß ich keine Prognose wage«, war Dr. Mallorys Antwort.

»Hat er nicht doch eine Chance durchzukommen?«

»Immerhin hat er trotz schwerster Verletzungen überlebt«, sagte Dr. Mallory.

Sein Kollege nickte. »Es war gut, daß wir ihn gleich ans Atemgerät angeschlossen haben. Ohne das wäre er schon hinüber.« Eine steile Falte erschien auf seiner Stirn. »Weißt du, was ich befürchte?«

»Was denn?«

»In den meisten Fällen braucht der Patient ein solches Atemgerät nur für kurze Zeit. Dieser Junge aber wird das verdammte Ding - wenn er überhaupt durchkommt - für den Rest seines Lebens brauchen.«

Zehn Minuten später. Dr. Mallory betrat das Büro seines Chefs. Marsh und Ellen sprangen auf.

»Er lebt noch«, sagte Dr. Mallory. »Aber es sieht böse aus.«

»Sagen Sie mir, was los ist«, brachte Marsh hervor. »Ich muß die ganze Wahrheit wissen.«

»Etwas Endgültiges kann man jetzt noch nicht sagen. Klar ist nur, daß der Junge einen Gehirnschaden davongetragen hat.«

Ellen erstarrte.

»Wir müssen noch eine Reihe von Tests machen«, fuhr Dr. Mallory fort. »Gar nicht so einfach, weil er an das Atemgerät und an den Kardiostimulator angeschlossen ist.«

»Was können wir tun, um ihm zu helfen?« fragte Ellen.

»Im Augenblick gar nichts. Wir müssen uns erst einmal Klarheit verschaffen, wie schwer die Gehirnverletzung wirklich ist. Ich denke, heute früh gegen sechs werden wir mehr wissen.«

»Ich verstehe«, murmelte Ellen. Und dann: »Kann ich zu ihm?«

Die beiden Männer wechselten einen Blick. »Natürlich können Sie zu ihm, Mrs. Lonsdale«, sagte Dr. Mallory. »Nichts dagegen einzuwenden, daß Sie sich zu ihm setzen. Vielleicht spürt er trotz seines Zustandes, daß seine Mutter bei ihm ist.«

Barbara Fannon warf einen Blick auf die Wanduhr. Sie war erstaunt, daß es schon fünf Uhr früh war. Ihr war es vorgekommen, als sei seit der Einlieferung von Alex erst eine knappe Stunde vergangen.

Es war ihre Aufgabe gewesen, die Tests zu koordinieren. Was jetzt noch fehlte, war ein Pneumenzephalogramm, ein Röntgenbild des Schädels, das nach Füllung der Hirnkammer mit Luft hergestellt wurde. Dieser Test war noch nicht durchgeführt worden, weil man den Verletzten dazu hätte aufrichten müssen. Aber Alex' Zustand war so labil, daß sie diesen Test erst später machen würden. Ohnehin hatte Barbara eine volle Stunde gebraucht, bis sie die erforderlichen Spezialisten zu nächtllicher Stunde erreicht und ins Medical Center beordert hatte.

Der Warteraum, neben der Notaufnahme gelegen, hatte sich geleert. Barbara hatte den Wartenden gesagt, daß sie für den Rest der Nacht nichts Neues über den Zustand des Patienten erfahren würden. Es sei noch nicht abzusehen, wann die Ergebnisse der Tests vorliegen würden.

Jetzt war sie todmüde. Sie wollte das Wartezimmer verlassen, als sie im dunkleren Teil des Raumes Lisa Cochran samt ihren Eltern entdeckte.

Sie wandte sich zu dem Mädchen.

»Soll ich dir einen Kaffee machen?«

Lisa schüttelte den Kopf.

»Wir haben vergeblich versucht, sie davon zu überzeugen, daß sie hier nicht helfen kann«, sagte Carol, die Mutter des Mädchens.

»Ich darf Alex jetzt nicht allein lassen«, flüsterte Lisa. »Was ist, wenn er aufwacht und nach mir fragt?«

Barbara nahm neben dem Mädchen Platz. »Alex wird heute nacht nicht mehr aufwachen, Lisa.«

Das Mädchen betrachtete Barbara aus verweinten Augen. »Wird er überhaupt je wieder aufwachen?«

Barbara wußte, daß es ihr nicht zustand, Auskünfte über das Befinden dieses Patienten zu erteilen, aber sie wußte auch, was Alex für Lisa empfand. Wie oft hatte der Sohn ihres Chefs ihr vorgeschwärmt, wie wunderbar seine Freundin Lisa war. Nach den Erfahrungen der letzten Stunden war Barbara davon überzeugt, daß der Junge das Mädchen richtig einschätzte. »Ich weiß es nicht«, sagte sie vorsichtig.

»Wird er je wieder ganz gesund werden?« beharrte Lisa.

»Wir müssen abwarten.«

»Ich bleibe hier«, verkündete Lisa.

»Es wäre besser, wenn du jetzt nach Hause gehst und etwas schläfst«, schlug Barbara vor. »Ich Sorge dafür, daß du angerufen wirst, wenn sich hier eine neue Situation ergibt.«

»Nein«, sagte Lisa. »Ich möchte bei ihm bleiben, für den

Fall, daß er mich braucht.« Ein bittender Blick. »Es wäre doch möglich, daß er plötzlich aufwacht, oder?«

Barbara war drauf und dran, dem Mädchen die Wahrheit zu sagen. Aus medizinischer Sicht war Alex ein hoffnungsloser Fall. Aber sie beschloß, ihr Wissen für sich zu behalten. Es gab einen Unterschied zwischen dem ärztlichen Personal und den Angehörigen eines Kranken. Wer in der Klinik arbeitete, ging am Ende der Schicht nach Hause und ließ die Probleme hinter sich.

Ganz anders stellte sich die Situation für ein Mädchen wie Lisa dar. Sie würde bleiben, solange nicht sicher war, daß Alex überlebte.

Barbara hatte die Heimfahrt antreten wollen, aber sie änderte ihren Entschluß. »Kommen Sie«, sagte sie zu dem Mädchen und seinen Eltern. »Ich bringe Sie in das Büro von Dr. Lonsdale.«

Sie bugsierte die drei in das leere Büro ihres Chefs. »Wenn Sie schon die Nacht hier verbringen«, sagte sie, »sollen Sie es möglichst bequem haben. Ich werde jetzt gehen und Ihnen einen Kaffee holen.« Sie wandte sich zu dem Vater des Mädchens. »Wenn Sie etwas Stärkeres möchten, bedienen Sie sich bitte. Der Herr Doktor müßte irgendwo eine Flasche Brandy haben.«

Jim Cochran blinzelte. »Würden Sie mir verraten, wo der Herr Doktor den kostbaren Stoff verborgen hält?«

»Keine Ahnung.« Barbara war auf der Schwelle, als sie hinzufügte: »Aber wenn ich Sie wäre, würde ich einmal im Bücherschrank nachsehen. Unten rechts.«

Ellen Lonsdale hatte neben dem Bett ihres Sohnes Platz genommen. Alex trug eine Atemmaske, der größte Teil des Kopfes war bandagiert. Eine Anzahl von Schläuchen und Kabeln führte zu medizinischen Geräten, deren Funktion Ellen nicht kannte. Sie wußte nur, daß es diese Maschinen waren, die

ihren Sohn am Leben erhielten.

Seit fünf Stunden saß sie nun neben ihm und hielt ihm die Hand. Jenseits des Fensters war die Morgendämmerung zu erkennen. Der Junge hielt die Augen geschlossen. Eigentlich hätten sie offen sein müssen, dachte Ellen.

Insgeheim wunderte sie sich, daß die Hand ihres Sohnes noch so warm war. Aus irgendeinem Grund redete sie sich ein, daß Alex längst tot war.

Einige Male in jener Nacht hatte sie sich dabei ertappt, wie sie die Anzeigen der Geräte kontrollierte. Wieso zeichnete die Maschine Hirnströme auf, wenn der Patient nicht mehr lebte? Vielleicht habe ich unrecht, dachte sie. Vielleicht schläft er nur.

Zugleich wußte sie, daß er nicht schlief.

Alex lag im Koma.

Nur das Atemgerät hielt ihren Jungen noch am Leben. Wenn man es abschaltete, war alles vorbei.

War es nicht grausam, ein menschliches Wesen mit Hilfe von Maschinen vor dem gnädigen Tod zu bewahren?

Warum ließen die Ärzte einen Patienten, dessen Zustand hoffnungslos war, nicht sterben?

Es wäre leicht für Ellen gewesen, dem Schicksal nachzuhelfen, in den letzten Stunden hatte sie dazu mehrere Male Gelegenheit gehabt. Sie hätte nur das Atemgerät abzuschalten brauchen. Der Todeskampf hätte vielleicht eine Minute gedauert.

Aber sie hatte sich zu diesem Akt des Mitleids nicht überwinden können. Ihre Gefühle waren gespalten. Eine der beiden inneren Stimmen, die ihre Gedanken beherrschten, flüsterte ihr ein, daß Alex bereits tot sei. Aber die andere Stimme, die Hoffnung, war stärker.

Plötzlich öffnete sich die Tür. Barbara Fannon betrat das Krankenzimmer.

»Mrs. Lonsdale, es ist schon acht Uhr früh. Sie haben die ganze Nacht kein Auge zugemacht.«

»Ich weiß.«

»Ihr Mann ist in Dr. Mallorys Büro. Die Tests sind ausgewertet worden. Wollen Sie nicht kommen?«

Ellen dachte nach. »Nein«, sagte sie schließlich. »Ich bleibe bei Alex. Mein Mann wird mir sagen, was ich wissen muß.«

Barbara verließ das Krankenzimmer. Ellen blieb bei ihrem Sohn zurück.

»Schlecht«, sagte Dr. Mallory.

Marsh Lonsdale warf einen Blick auf die Testbögen.

Dr. Mallory hatte recht. Es sah schlimm aus.

Er betrachtete die Röntgenaufnahmen. Knochensplitter in fast allen Bereichen des Gehirns.

»Ich verstehe nicht viel von Gehirnverletzungen«, sagte er nach einer Weile.

Dr. Mallory entschloß sich zur Flucht nach vorn. »Wenn der Junge überhaupt durchkommt, wird er weder gehen noch sprechen können. Es ist sogar fraglich, ob er je wieder hören kann. Möglicherweise kann er sehen, dieser Teil des Gehirns zeigt die geringsten Verletzungen. Aber ich weiß nicht, ob ihm das etwas nützt. Es ist zweifelhaft, ob er die visuellen Eindrücke verarbeiten kann.«

»Ich glaube Ihnen nicht«, sagte Marsh.

»Ich fürchte, Sie mißverstehen mich«, sagte Dr. Mallory. »Jeder von uns hofft, daß die Funktionen des Gehirns bei Ihrem Sohn wiederhergestellt werden können. Die große Frage ist nur, ob das möglich ist.«

Marsh Lonsdale ließ nicht erkennen, ob er den letzten Satz überhaupt gehört hatte. »Ich möchte, daß wir Dr. Torres aus Palo Alto zuziehen.«

»Dr. Raymond Torres?«

»Fällt Ihnen sonst jemand ein, der Alex in diesem Zustand noch helfen könnte?«

Dr. Mallory schwieg. Er dachte über den Mann nach, dem

sein Chef die weitere Behandlung des Jungen anvertrauen wollte.

Raymond Torres war in La Paloma aufgewachsen. Auch wenn keiner der Ärzte im Medical Center an den brillanten medizinischen Fähigkeiten dieses Mannes zweifelte, so gab es doch reichlich Vorbehalte, was den Charakter von Torres anbetraf. Nach seiner ärztlichen Ausbildung hatte er La Paloma verlassen und wohnte seitdem in Palo Alto. In seine Heimatstadt kehrte er nur in größeren Abständen zurück, um in aller Heimlichkeit Maria Torres, seine alte Mutter, zu besuchen. Die Leute in La Paloma glaubten zu wissen, daß Raymond sich seiner Mutter schämte.

Inzwischen war Dr. Torres weit über die Grenzen von La Paloma hinaus bekannt geworden. Er widmete sich der Erforschung des menschlichen Gehirns. Was sein Benehmen anging, so bezeichneten ihn die Befürworter als lässig, die Kritiker als arrogant.

Tatsache blieb, daß Raymond Torres eine Koryphäe auf seinem Fachgebiet, der Gehirnchirurgie, war.

»Ich habe Einwände«, sagte Dr. Mallory. »Vieles, was der Kollege Torres versucht, ist noch im Versuchsstadium begriffen.«

»Er weiß mehr über das menschliche Gehirn als irgend jemand sonst«, sagte Marsh. »Was das spezielle Gebiet der Unfallchirurgie angeht, hat dieser Mann schier unglaubliche Erfolge erzielt. Ich möchte, daß er sich Alex ansieht.«

»Aber, Marsh...«

Dr. Lonsdale stand auf. »Noch lebt der Junge«, sagte er. »Und solange er lebt, muß ich versuchen, ihm zu helfen. Wenn wir nichts tun, wird er den Rest seines Lebens nur noch dahinvegetieren. Sie, Dr. Mallory, haben mir doch gerade selbst gesagt, wie schlecht bei normalem Verlauf die Aussichten für eine Heilung sind. Was Dr. Torres angeht, so sehe ich nur zwei Möglichkeiten. Entweder er kann meinem

Sohn helfen, oder er kann es nicht. Schlimmer als jetzt kann es nicht werden. Ich möchte, daß Sie ihn sofort anrufen. Sagen Sie ihm, daß Alex einen Unfall gehabt hat. Sagen Sie ihm, daß ich mit ihm sprechen möchte.«

Er hatte bemerkt, daß Dr. Mallory immer noch zögerte. »Der Junge ist alles, was ich habe, Dr. Mallory«, fügte er hinzu. »Ich werde nicht tatenlos zusehen, wie er stirbt.«

Nachdem Lonsdale den Raum verlassen hatte, nahm Dr. Mallory den Hörer ab und wählte die Nummer von Dr. Torres im 30 Kilometer entfernten Palo Alto an. In einem halbstündigen Gespräch gelang es ihm, dem Spezialisten die Zusage für ein Gespräch mit Dr. Lonsdale, seinem Chef, abzugewinnen.

Fünftes Kapitel

Er war unendlich müde. Marsh Lonsdale spürte, daß die Situation hoffnungslos war.

Er war nach Palo Alto gefahren, wo er mit dem Gehirnschirurgen in dessen Institut zusammentraf. Das Gebäude, das aus einer Villa mit zwei Anbauten bestand, war eine architektonische Mischung, die man nicht eben als gelungen bezeichnen konnte. Auf einem Felsen, der in dem weitflächigen Vorgarten lag, verkündete ein Messingschild, wozu die Baulichkeiten- das Haupthaus hatte früher einer vornehmen Familie als Wohnung gedient - jetzt benutzt wurden: INSTITUT ZUR ERFORSCHUNG DES MENSCHLICHEN GEHIRNS.

Das Mädchen am Empfang hatte Marsh unverzüglich zu Dr. Torres geführt. Er hatte dem Gehirnspezialisten die Testbögen und Röntgenaufnahmen seines Sohnes übergeben. Dr. Torres hatte die Unterlagen keines Blickes gewürdigt, sondern sie einem Assistenzarzt in die Hand gedrückt. Nachdem dieser das

Büro verlassen hatte, zündete sich der Chirurg eine Pfeife an, eine Prozedur, für die er sich, wie Marsh meinte, unnötig viel Zeit nahm.

Es gab einen merkwürdigen Gegensatz zwischen der wissenschaftlichen Reputation dieses Mannes und seinem Benehmen. Es war großgewachsen, ein Mann mit vollem, leicht angegrautem Haar. Marsh fand, er sah eigentlich nicht wie ein Arzt, sondern wie ein Filmstar aus. Dieser Eindruck wurde von dem perfekt gearbeiteten Maßanzug unterstrichen, den er trug. Insgesamt erinnerte der Mann Marsh an das, was man sich in Kalifornien unter einem Modearzt, unter einem Mediziner, der sich auf die Wehwehchen der oberen Zehntausend spezialisiert hatte, vorstellte.

Als seine Pfeife brannte, verkündete Dr. Torres, daß er in diesem Fall erst eine Entscheidung treffen könne, wenn seine Spezialisten die überreichten Unterlagen analysiert hatten. Dies konnte, wie er seinem Besucher bedeutete, den ganzen Tag dauern.

»Ich werde warten«, sagte Marsh.

»Wie Sie wünschen. Ich kann Sie aber auch anrufen, um Ihnen meine Entscheidung mitzuteilen.«

»Nein, ich warte lieber. Alex ist mein einziges Kind. Die Sache ist so wichtig für mich, daß ich im Augenblick für nichts anderes Interesse habe.«

Dr. Torres hatte sich von seinem Schreibtischsessel erhoben, mit einer lässigen Geste, die Marsh als ein Zeichen für Überheblichkeit einstuft. »Es ist mir recht, wenn Sie warten wollen. Aber Sie müssen mich jetzt bitte entschuldigen. Ich habe heute einen sehr vollen Terminkalender.«

Marsh war so erstaunt, daß er kaum weitersprechen konnte. »Möchten Sie sich denn nicht anhören, was ich Ihnen zu dem Fall zu sagen habe?«

»Es steht doch alles in den Unterlagen«, hatte Dr. Torres geantwortet.

»Was nicht in den Unterlagen steht, ist die Seele des Jungen, Dr. Torres.«

Die Antwort war kühl. »Ich bin Forscher, Dr. Lonsdale, kein Therapeut, der sich zu seinen Patienten ans Bett setzt. Manche halten mich deshalb für wenig umgänglich, aber das stört mich nicht. Mein Interesse besteht darin, den Menschen zu helfen, nicht ihnen zu schmeicheln. Um Ihrem Sohn zu helfen, brauche ich nichts über sein Vorleben zu wissen. Es interessiert mich nicht, wer er ist und wie er aussieht, ebensowenig, wie es zu dem Unfall kam. Grundlage für meine Überlegungen sind einzig und allein die Verletzungen, die Ihr Sohn davongetragen hat. Mit anderen Worten: Alles, was ich über Ihren Jungen wissen muß, steht in der Krankengeschichte. Sollte ich trotzdem eine Frage haben, so kann sie mir der behandelnde Arzt Ihres Sohnes besser beantworten als Sie.«

»Alex wird von Dr. Mallory behandelt.«

»Wer auch immer.« Verächtliches Schulterzucken.

»Aber ich habe natürlich nichts dagegen, daß Sie es sich im Wartezimmer bequem machen.« Ein Lächeln spielte um seine Mundwinkel. »Der Lesestoff, den Sie dort vorfinden, besteht natürlich im wesentlichen aus Fachliteratur, die ich selbst verfaßt habe. Ich hoffe, Sie werden sich nicht langweilen.«

Marsh mußte an sich halten, um die verletzende Bemerkung nicht mit einer zornigen Erwiderung zu beantworten. Er schwieg, weil es ohne Dr. Torres keine Hoffnung für Alex gab.

Aus der Fachliteratur, die im Wartezimmer lag, ging hervor, daß es sich bei Dr. Torres wirklich um den führenden Theoretiker in der Gehirnforschung handelte. Nicht nur, daß er sich bestens in den Funktionen auskannte, die von den unterschiedlichen Bereichen des menschlichen Gehirns gesteuert wurden. Unter anderem verfügte dieser Mann über ausgedehnte chirurgische Erfahrungen auf einem Gebiet, das Marsh im Hinblick auf Alex' Verletzungen besonders interessierte. Es gab, wie Dr. Torres in seinen Artikeln

ausführte, bestimmte Regionen des Gehirns, die in der Lage waren, für die ausgefallenen Funktionen anderer Gehirnteile einzuspringen. Er las:

Es ist gesichertes Erkenntnis, daß einzelne Bereiche des menschlichen Gehirns die Funktion anderer Bereiche, die infolge von Verletzungen oder durch andere Umstände ausgefallen sind, übernehmen. Man könnte sagen, daß die unterschiedlichen Teile ›wissen‹, was die anderen Teile tun. Das Problem besteht darin, das verletzte Gehirn zur Umschichtung der Aufgaben zu ermutigen. Wir müssen gewissermaßen dafür sorgen, daß sich das Gehirn der Probleme, die durch die Verletzungen entstanden sind, bewußt wird.

Marsh hatte den Artikel mehrmals durchgelesen, als die freundliche junge Dame im Wartezimmer erschien, die ihn beim Betreten des Instituts empfangen hatte.

»Herr Dr. Torres würde jetzt gern mit Ihnen sprechen.«

Marsh legte die Zeitschrift aus der Hand und folgte dem Mädchen in Dr. Torres' Büro. Er war erstaunt, dort außer dem Leiter des Instituts einen wohlbekannten Mitarbeiter, nämlich Dr. Mallory, anzutreffen.

»Dr. Mallory, was machen Sie denn hier?«

»*Ich* habe Dr. Mallory herkommen lassen«, beantwortete Dr. Torres die Frage. »Es gibt einige Dinge, die ich mit ihm besprechen möchte.«

»Und was ist mit Alex?«

»Sein Zustand hat sich stabilisiert«, sagte Dr. Mallory. »Benny hat Dienst, außerdem wird der Junge ununterbrochen von einer Krankenschwester beobachtet.«

»Wenn wir uns jetzt die Aufnahmen ansehen könnten«, sagte Dr. Torres ungeduldig. Er deutete auf einen elektronischen Sichtschirm, der den Schnitt durch ein menschliches Gehirn

zeigte.

»Sie halten das sicher für eine Fotografie, aber Sie täuschen sich«, bemerkte er. Dr. Lonsdale und Dr. Mallory sahen ihn erstaunt an.

»Es ist keine Fotografie«, fuhr der Wissenschaftler fort. »Es handelt sich um das computerisierte Spektrum des Gehirns von Alexander Lonsdale.« Kleine Pause. »Und zwar *vor* dem Unfall.« Und jetzt werde ich eine Rekonstruktion der Veränderungen in den Computer eintippen, die sich durch den Unfall ergeben haben.«

Das Bild bewegte sich, das dargestellte Gehirn vollzog eine halbe Drehung um die eigene Achse. Plötzlich erschien ein Fremdkörper am Rande der Windungen.

In Zeitlupe war zu sehen, wie die Hirnschale zerbrach und Splitter in die Hirnmasse eindrangen. Und dann tippte Dr. Torres weitere Instruktionen in den Computer ein. Wieder verwandelte sich das Bild.

»Das ist einfach unglaublich«, flüsterte Dr. Mallory.

Dr. Torres wandte sich zu ihm. »Sagen Sie mir bitte, was Sie auf dem Schirm erkennen.«

»Alex' Kopf«, sagte Dr. Mallory. »Der Zustand, wie Alex in die Klinik eingeliefert wurde. Was ich nicht verstehe: Wie können Sie so etwas elektronisch rekonstruieren?«

»Das werde ich Ihnen später erklären«, sagte Dr. Torres. »Ich möchte jetzt, daß Sie sich ganz auf dieses Bild konzentrieren, Dr. Mallory. Gibt es vielleicht irgendwelche Unterschiede, wenn Sie den gezeigten Zustand mit dem Befund vergleichen, den Sie bei der Einlieferung des Jungen vorgefunden haben?«

Ein paar Minuten lang prüfte Dr. Mallory das Bild auf der Mattscheibe. Dann sagte er: »Soweit ich es beurteilen kann, haben wir vollkommene Übereinstimmung.«

»Gut«, sagte Dr. Torres. »Was jetzt kommt, ist leichter.« Die Konturen einer Zange, die sich ins Gehirn schob, erschienen im

Bild. Man konnte sehen, wie eine Reihe von Splintern aus der weichen Masse herausgezogen wurden. Eine Sonde kam ins Bild. Es war zu erkennen, wie Teile der Gehirnmasse aus den Windungen herausgelöst wurden.

Schließlich war der Zustand erreicht, wie er nach der Operation, die Dr. Mallory und Dr. Cohen durchgeführt hatten, bestanden hatte.

»Nun?« fragte Dr. Torres.

Dr. Mallorys Stimme zitterte vor Wut. »Warum zeigen Sie mir das alles? Um mir zu beweisen, wie wenig ich von Gehirnchirurgie verstehe?«

»Sie dürfen davon ausgehen, lieber Kollege, daß ich Wichtigeres zu tun habe, als Sie mit meinem Fachwissen zu beeindrucken. Was die Frage nach Ihrer Kompetenz angeht, so würde ich sagen, daß Sie gute Arbeit geleistet haben. So gut, wie es unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich war. Ich möchte jetzt nur eines von Ihnen wissen: Entspricht die computerisierte Rekonstruktion der Röntgenaufnahme, die Sie nach der Operation angefertigt haben?«

»Ich glaube schon.«

»Versuchen Sie, sich zu erinnern.«

»Die Bilder stimmen überein«, ließ sich Dr. Mallory vernehmen. »Und nun erklären Sie mir bitte, wie konnten Sie diese Bilder produzieren?«

»Nicht ich habe die Bilder produziert, sondern der Computer«, erwiderte Dr. Torres. Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Wir haben die vergangenen sechs Stunden damit verbracht, den Computer mit den Informationen zu füttern, die in Ihrem Computer in La Paloma gespeichert waren. Statt uns in Vermutungen zu ergehen, haben wir unseren Computer durchrechnen lassen, wie das Gehirn Ihres Patienten jetzt aussieht. Die Zuverlässigkeit bei diesen Berechnungen beträgt 99,624 Prozent.«

»Ich verstehe«, sagte Marsh. »Ich finde nur, es wäre viel

wichtiger, auch die zukünftigen Behandlungsmöglichkeiten in Ihren Computer einzuspeichern.«

»Sie haben völlig recht«, stimmte ihm Dr. Torres zu. »Ich zeige Ihnen jetzt im Zeitraffer, was wir operativ für Alexander tun könnten.«

»Der Rufnahme ist Alex«, warf Marsh ein.

Dr. Torres runzelte die Brauen. »Nun gut, nennen wir ihn Alex.« Er ließ seine Finger über die Tastatur des Computers fliegen. Das Bild verschwamm. Fasziniert beobachteten die beiden Ärzte aus La Paloma, wie einzelne Gewebeschichten des Gehirns abgeschält wurden. Allmählich schlossen sich die Wunden. Der Endzustand zeigte ein menschliches Gehirn, an dem keinerlei Verletzungen mehr zu erkennen waren. Allerdings gab es einige Bereiche, die mit roter Farbe gekennzeichnet waren.

»Was hat die rote Farbe zu bedeuten?« fragte Marsh.

»Das sind die Bereiche des Gehirns, die nach der Operation ohne Funktion verbleiben würden.«

Dr. Mallory wandte sich zu dem Mann, dessen wohlgeformte Hände immer noch auf dem Speichermechanismus des Computers ruhten. »Was Sie uns gezeigt haben, Herr Dr. Torres, ist reine Science Fiction. Einschnitte von der Tiefe, wie sie in Ihrem Computerprogramm vorgesehen sind, können nicht durchgeführt werden, ohne dem Patienten tödliche Verletzungen zuzufügen. Weder Sie noch irgendein Chirurg kann diese Operation mit Erfolg ausführen.«

Dr. Torres quittierte den Einwand mit einem wohlgelaunten Lachen. »Und wieder haben Sie recht, mein lieber Kollege. Kein Chirurg auf der Welt könnte das machen, nicht einmal ich. Meine Hände sind viel zu grob, um die mikroskopisch kleinen Schnitte durchzuführen. Und deshalb sollen Sie Alex in mein Institut bringen.« Er schaltete den Computer ab und erhob sich aus seinem Sessel. »Kommen Sie bitte mit, ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

Sie verließen das Büro und wurden von Dr. Torres in den Westflügel des Gebäudes geführt. Der Eingang zu diesem Bereich wurde von einem Wachposten gesichert. Sie passierten eine sterile Schleuse, die in einen Operationssaal einmündete. Dr. Torres trat zur Seite und ließ seine beiden Kollegen passieren.

Die Mitte des Raums wurde von einem Operationstisch eingenommen. An der Wand standen die gleichen Apparate und elektronischen Systeme, die Marsh aus der eigenen Klinik kannte. Der Rest des OPs wurde von einer Anordnung von Gerätschaften beherrscht, wie sie die Ärzte aus La Paloma noch nie in ihrem Leben gesehen hatten.

»Roboter, die auf Mikrochirurgie spezialisiert sind«, erklärte Dr. Torres. »Statt mit Millimetern arbeiten wir hier mit der Maßeinheit des Millimikrons. Das System besteht aus einem Elektronenmikroskop und einem Computerprogramm.« Der Stolz in seiner Stimme war nicht zu überhören. »Der Arzt wird von diesen Robotern zum simplen Techniker degradiert. Das Mikroskop liefert dem Computer ein Bild der Probleme. Der Computer macht die Analyse und bestimmt, welche Lösungen es gibt. Falls es Sie interessiert: Die Sache funktioniert. Diese Maschine und ich sind in der Lage, den größten Teil der Hirnverletzungen zu operieren, die Alex Lonsdale hat.«

Marsh blieb unsicher. »Wie hoch sind die Chancen, daß Alex die Operation überlebt?«

»Das müssen wir den Computer in meinem Büro fragen«, entgegnete Dr. Torres. Sie kehrten in das Haupthaus zurück. Dr. Lonsdale und Dr. Mallory nahmen vor dem Sichtschirm Platz. Dr. Torres schaltete den Computer ein. Er gab eine Reihe von Informationen ein. Auf dem Schirm erschien eine Graphik.

| | BEI DURCH- FÜHRUNG DER | OHNE OPERATION |
|---|------------------------------|-------------------|
| ÜBERLEBENSCHANCE | 90 PROZENT | 10 PROZENT |
| CHANCE, DASS DER PATIENT DAS BEWUSST- SEIN WIEDERGEWINNT | 50 PROZENT | 2 PROZENT |
| CHANCE FÜR TEILWEISE GENESUNG | 20 PROZENT | 0 PROZENT |
| CHANCE FÜR VOLLSTÄNDIGE WIEDERHERSTELLUNG DER FUNKTIONEN | 0 PROZENT | 0 PROZENT |

Marsh und Dr. Mallory studierten das Zahlenbild. Nach einer Weile fragte Marsh: »Was würden Sie unter einer teilweisen Genesung verstehen, Herr Dr. Torres?«

»Daß der Patient ohne Atemgerät atmen kann, daß er wahrnimmt, was um ihn herum vorgeht, und daß er mit der Umwelt kommunizieren kann. Alles unterhalb dieser Schwelle stellt nach meiner Meinung überhaupt keine Genesung dar. Ich meine damit die Patienten, die bei Bewußtsein sind, aber nicht mit der Umwelt kommunizieren können. Ich finde es unwürdig, daß solche Menschen mit Maschinen am Leben erhalten werden. Die These, daß Menschen keinen Schmerz verspüren, weil sie nicht in der Lage sind, diesen Schmerz der Umwelt mitzuteilen, ist wissenschaftlich unsinnig.«

»Und was wäre demgegenüber eine vollständige Genesung?« fragte Dr. Mallory.

»Genau das, was auch der medizinische Laie darunter versteht«, gab Dr. Torres zur Antwort. »Aber über diese Möglichkeit brauchen wir uns nicht zu unterhalten. Eine vollständige Genesung ist im Falle dieses Patienten ausge-

schlossen, weil durch die Verletzungen zuviel Gehirns substanz zerstört worden ist. Es wird für Alex keine vollständige Heilung geben. Allerdings könnte er, wenn alles gutgeht, in der Lage sein, wieder zu gehen und zu sprechen, zu denken, zu sehen, zu hören und zu fühlen. Möglich ist auch, daß er nur einen Teil der eben aufgezählten Fähigkeiten zurückgewinnt.«

»Und Sie wären bereit«, fragte Marsh, »die Operation bei meinem Sohn durchzuführen?«

Dr. Torres zuckte die Achseln. »Sie werden verstehen, daß ich nicht sehr begierig bin, die Liste meiner Erfolge mit einem Fehlschlag zu verunzieren.«

Marsh sank der Mut. »Fehlschlag?« flüsterte er. »Dr. Torres, wir sprechen über meinen Sohn! Ohne Ihre Hilfe wird er sterben. Es geht hier nicht um Erfolg oder Mißerfolg, sondern um Leben und Tod.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich die Operation ablehne«, gab Torres zurück. »Unter gewissen Bedingungen bin ich bereit, das Risiko auf mich zu nehmen.«

Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ sich Marsh in den Sessel fallen. »Ich gehe auf alle Bedingungen ein.«

Dr. Mallory gab sich nicht so großzügig. »Was sind das für Einschränkungen, von denen Sie sprechen?«

»Ich benötige die vollständige Verfügungsgewalt über den Patienten, das ist die erste Bedingung. Außerdem möchte ich von jeder Haftung freigestellt werden, was die Ergebnisse der Operation angeht.« Marsh wollte etwas sagen, aber Dr. Torres ließ sich nicht unterbrechen. »Drittens werde ich es sein, der bestimmt, wann der Patient meine Klinik verläßt.« Er öffnete seinen Schreibtisch, zog ein Formular heraus und übergab es Marsh. »Dies ist die Vereinbarung, die Sie und Ihre Frau zu unterzeichnen haben. Ich empfehle Ihnen, die einzelnen Klauseln genau durchzulesen. Ich bin allerdings nicht bereit, auch nur ein Wort an dieser Vereinbarung zu ändern. Entweder Sie unterzeichnen den Vertrag so, wie er ist, oder Sie lassen es

bleiben. Wenn Sie einverstanden sind, können Sie den Jungen sofort zu mir bringen. Je länger wir warten, um so größer werden die Risiken der Operation. Die Erfahrung zeigt, daß bei solchen Patienten mit einem raschen Verfall der Kräfte zu rechnen ist.« Er stand auf. »Ich bedaure, meine Herren, daß ich Ihre Zeit so lange in Anspruch nehmen mußte, aber selbst Computer brauchen einen gewissen Spielraum, um ihre Arbeit auszuführen.«

Dr. Mallorys Blick war auf Dr. Torres gerichtet. »Wenn Dr. Lonsdale und seine Frau die Zustimmung zur Operation des Jungen geben, wann würden Sie den Eingriff ausführen, und wie lange wird die Operation dauern?«

»Morgen«, kam die Antwort. »Die Operation wird mindestens achtzehn Stunden dauern, fünfzehn Ärzte und Assistenten werden daran beteiligt sein.« Er wandte sich zu Marsh. »Und vergessen Sie nicht, Dr. Lonsdale, daß die Chancen einer teilweisen Genesung nur 20 Prozent betragen, was bedeutet, daß die Operation mit einer Wahrscheinlichkeit von 80 Prozent ein Fehlschlag wird. Es tut mir leid, aber es scheint mir richtig, Ihnen dies mit schonungsloser Offenheit zu sagen.«

Er ließ Marsh und seinen Begleiter hinausgehen und zog die Tür seines Büros hinter sich ins Schloß.

Dr. Torres saß an seinem Schreibtisch und dachte über den Ort nach, zu dem die beiden Ärzte, die ihn gerade besucht hatten, nun zurückfuhren.

La Paloma.

Die Operation, mit der das Ehepaar Lonsdale ihn beauftragen würde, war die größte Herausforderung in seiner chirurgischen Laufbahn. Merkwürdig, daß der junge Patient nicht nur aus dem gleichen Ort stammte, wo er, Raymond Torres, geboren war, sondern auch der Sohn einer Frau war, an die er sich aus seiner Jugend nur allzugut erinnerte.

Er war sicher, Ellen Lonsdale hatte keine Ahnung, wer er in Wirklichkeit war.

In La Paloma, wo er seine Kindheit verbracht hatte, wurden die Nachkommen der Californios, der ersten Siedler, genauso abschätzig behandelt wie die Mexikaner.

Nur logisch, daß er und seine Spielkameraden die Gringos damals von Herzen verachtet hatten.

Raymond Torres erinnerte sich noch sehr gut, wie er mit seiner Großmutter in der Küche gesessen hatte. Sie hatte ihm erzählt, welche Erniedrigungen seine Mutter und seine Schwestern als Dienstboten hatten hinnehmen müssen. Bei solchen Gelegenheiten hatte die alte Frau auch von ihrer eigenen Jugend gesprochen, von jenen herrlichen Tagen, als das Geschlecht derer von Melendez y Ruiz eine riesige Hazienda samt unermeßlichen Liegenschaften besessen hatte. Damals hatten Familien wie Torres und Ortiz, Rodriguez und Flores in den weißen Häusern gewohnt, die den Weg zwischen La Paloma und der Hazienda flankierten. Wieder und wieder hatte ihm seine Großmutter das Massaker auf der Hazienda geschildert, dem damals so viele Californios zum Opfer gefallen waren. Nicht nur der Besitzer der Ländereien, auch die Aufseher und ihre Familien waren von den Amerikanern ermordet, ihre Nachkommen von Haus und Hof vertrieben worden. Dies alles würde einmal gerächt werden, hatte seine Großmutter gesagt. Die Rache würde vollzogen werden, sobald der Sohn von Don Roberto de Melendez y Ruiz zurückkehrte, um die Gringos zu vertreiben.

Der kleine Raymond hatte sich das angehört und geschwiegen. Er wußte, daß die Träume der alten Frau Träume bleiben würden. Als sie dann starb, hatte er gehofft, daß er künftig von den ständigen Erinnerungen an einstigen Glanz verschont bleiben würde. Er hatte sich getäuscht. Seine Mutter nahm die Litanei auf, die von seiner Großmutter angestimmt worden war. Auch heute noch bewahrte sie den Haß auf die

Gringos in ihrem Herzen. Der Gedanke an Rache war es, wofür sie zu leben schien.

Aber Rache würde es nicht geben. Die Gringos würden nicht aus diesem Teil Kaliforniens vertrieben werden. Jedenfalls hatte Raymond Torres keine Lust, sein Gewissen mit solchen Gedanken zu befrachten. Er überließ es seinen Freunden, sich in finsternen Drohungen gegen die verhaßten Amerikaner zu ergehen.

Seine Rache war von anderer Art. Er würde die gleiche Erziehung genießen wie die Gringos. Er würde sie mit ihren eigenen Mitteln schlagen. Er würde ihnen, die sich als auserwählte Rasse düngten, überlegen sein.

Jetzt war der Tag gekommen, wo die Gringos ihn brauchten.

Er würde ihnen helfen, auch wenn er damit den Haß seiner Mutter auf sich zog.

»Warum kann die Operation denn nicht hier in La Paloma durchgeführt werden?« fragte Ellen. Sie fühlte sich erholt, nachdem sie einige Stunden geschlafen hatte. Trotzdem hatte sie Schwierigkeiten, sich auf die Dinge zu konzentrieren, die Marsh ihr erklärt hatte.

»Das geht nicht wegen der medizinischen Geräte«, hörte sie ihren Mann sagen. »Es würde viel Zeit und Geld kosten, dies alles hierherzubringen. Ganz abgesehen davon, daß wir für soviel Technik in unserem OP gar keinen Platz haben.«

»Würde Alex die Operation denn überleben?«

Es war Dr. Mallory, der Ellens Frage beantwortete. »Mit Sicherheit kann das niemand sagen, aber er hat eine gute Chance. Sein Puls ist schwach, aber regelmäßig. Während des Transports im Krankenwagen bleibt er an das Atemgerät angeschlossen.«

»Die Entscheidung liegt bei dir, Ellen«, sagte Marsh. »Die Vereinbarung mit Dr. Torres muß von dir und mir unterschrieben werden.«

Ellens Blick verlor sich in den Tiefen der Erinnerung. *Raymond Torres. Großgewachsen und gutaussehend. Ein junger Mann mit dunklen, brennenden Augen. Und doch hätte kein Mädchen in der Klasse sich dazu herabgelassen, mit ihm Freundschaft zu schließen. Ein intelligenter Schüler. Mehr als das - Raymond Torres war der beste Schüler seines Jahrgangs. Ein Junge, der keine Freunde hatte. Ein Einzelgänger, der eine Aura von Unnahbarkeit und Arroganz um sich verbreitete. Und jetzt hing das Leben ihres Sohnes von diesem Mann ab.*

»Wie sieht er aus?« hörte sie sich fragen.

Marsh sah sie überrascht an. »Ist das so wichtig?«

»Natürlich nicht, ich frage nur so. Als Schüler war dieser Torres ein merkwürdiger Zeitgenosse. Herablassend zu den anderen. Ich glaube, die meisten von uns haben vor ihm Angst gehabt. Jedenfalls mochten wir ihn nicht.«

»Wenn es so ist«, sagte Marsh, »hat er sich nicht verändert. Er ist immer noch die Arroganz in Person. Aber es könnte sein, daß er derjenige ist, der Alex heilen kann.«

Sie dachte nach. »Wir haben keine andere Wahl, oder?« Sie unterschrieb die Vereinbarung, ohne den Text gelesen zu haben, und überreichte Marsh das Dokument. Dann kam ihr ein furchtbarer Gedanke.

Wenn Raymond Torres so zuversichtlich war, daß die Operation Erfolg haben würde, warum ließ er sich dann schriftlich von jeder Verantwortung für die Folgen des Eingriffes freistellen? Es war eine Frage, zu deren Beantwortung Ellen Lonsdale der Mut fehlte.

Sechstes Kapitel

Carol Cochran deckte die Sprechmuschel des Telefons mit der Hand ab. »Lisa«, rief sie. »Ein Gespräch für dich.« Einige Sekunden verstrichen, ohne daß sie eine Antwort bekam.

»Lisa, wo bleibst du denn?«

»Ich bin für niemanden zu sprechen«, ließ sich ihre Tochter aus dem ersten Stock vernehmen.

»Sie möchte jetzt mit niemandem reden, Kate«, sagte Carol.
»Es tut mir leid, aber ich kann sie nicht umstimmen. Sie wird dich später zurückrufen, einverstanden?«

Sie legte auf und ging die Treppe hoch, wo sie ihre kleine Tochter Kim im Flur vorfand.

»Lisa hat von innen abgeschlossen«, sagte die Sechsjährige.

»Ich kümmere mich um sie, Kim. Geh und such deinen Vater.«

»Hat er sich etwa verirrt?« fragte Kim.

»Geh hinunter, ich möchte jetzt mit deiner Schwester sprechen.«

»Warum überläßt du das nicht mir? Ich kann doch auch mit ihr sprechen.«

»Ich bin überzeugt, daß du das kannst«, sagte Carol. »Aber jetzt möchte ich mit ihr reden, und zwar unter vier Augen.«

Kims Neugier war geweckt. »Geht es um Alex?«

»Auch um Alex.«

»Wird Alex sterben?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Carol. Sie hatte sich vorgenommen, immer wahrhaftig zu ihren Kindern zu sein, und sie stand zu ihrem Entschluß. »Wenn er wirklich stirbt, dann haben wir noch Zeit, darüber zu reden. Ich hoffe aber, daß er überlebt. Und nun geh.«

Kim wußte, wann die Geduld ihrer Mutter erschöpft war, und gehorchte. Carol durchquerte den Flur und klopfte an die Tür ihrer Tochter.

»Lisa?«

Keine Antwort. Aber dann war das Geräusch des Schlüssels zu hören. Die Tür öffnete sich, Lisa eilte zu ihrem Bett zurück. Carol betrat den Raum.

»Ich hätte Verständnis dafür«, sagte sie, »wenn du nicht über

die Sache reden willst.«

»Ich will drüber reden«, sagte Lisa. »Es war meine Schuld, Mutter. Alles meine Schuld.«

»Das einzige, was du dir vorzuwerfen hast, ist, daß du Alex zu der Party überredet hast«, sagte ihre Mutter. »Daß er sich betrunken hat, dafür kannst du nichts. Auch nicht dafür, daß er den Wagen in den Abgrund gesteuert hat.«

»Aber er hat den Wagen in den Abgrund gesteuert, weil er mich nicht über den Haufen fahren wollte.«

»Er ist zu schnell gefahren, Lisa, das ist alles. Er hat den Unfall verursacht, nicht du.«

»Und was ist, wenn er stirbt?«

Carol biß sich auf die Lippen. »Wenn er stirbt, werden wir alle um ihn trauern. Aber davon geht die Welt nicht unter, Lisa.«

»Carolyn Evans hat gesagt...«

»Carolyn Evans ist ein selbstsüchtiges, kleines Biest. Ich weiß genau, was sie dir vorwirft. Sie behauptet, der Unfall wäre nicht passiert, wenn du die Party nicht vorzeitig verlassen hättest. Weißt du auch, warum sie das sagt? Es geht ihr gar nicht um Alex. Sie ärgert sich grün und blau, weil durch den Unfall das Geheimnis ihrer Party aufgefliegen ist. Übrigens war Carolyn die einzige von deinen Freundinnen, die gestern nacht nicht ins Medical Center gegangen ist, um sich nach Alex zu erkundigen. Statt dessen ist sie zu Hause geblieben und hat versucht, die Spuren der Party zu beseitigen.«

»Es ist mir egal, was Carolyn sagt. Ich fühle mich schuldig.«

Carol setzte sich zu ihrer Tochter aufs Bett und zog das Mädchen in ihre Arme. »Ich weiß, was du durchmachst, mein Kleines. Ich weiß auch, daß du drüber wegkommen wirst. Aber ich wollte mit dir nicht über deine Schuldgefühle sprechen, sondern über Alex.«

»Über Alex?«

»Genau. Was wirst du tun, wenn er aus seiner Bewußt-

losigkeit erwacht?«

Lisa sah sie entgeistert an. »Du sagst das so, als ob die Gefahr besteht, daß er ewig weiterschläft. Er muß wieder gesund werden. Er muß, hörst du?«

»Damit du aufhören kannst, dich selbst zu bemitleiden?«

»Du bist unfair, Mutter!«

Carol schüttelte den Kopf. »Ich möchte, daß du mir jetzt einmal gut zuhörst. Es gibt eine Chance, daß Alex die Folgen des Unfalls überlebt. Es gibt auch eine Chance, daß er aus der Bewußtlosigkeit wieder erwacht. Wenn es soweit ist, wird er sehr viel Pflege, sehr viel Hilfe und Zuwendung brauchen. Mehr, als seine Eltern ihm geben können. Ich will damit sagen, Lisa, daß er dich braucht. Wenn du aber deine ganze Kraft damit vergeudest, deine Schuldgefühle zu pflegen, wird nichts übrigbleiben, was du Alex schenken könntest.«

»Was soll ich tun?« fragte Lisa.

»Zunächst einmal würde ich dir vorschlagen, daß du dich zusammennimmst. Es könnte nämlich sein, daß Alex schon sehr bald auf deine Hilfe angewiesen ist.« Sie zögerte, bevor sie weitersprach. »Er wird morgen operiert werden. Es wird eine lange, schwierige Operation werden, und es ist nicht sicher, ob er den Eingriff überlebt. Ich möchte, daß du während der Operation in seiner Nähe bist. Aber nicht als weinendes Häuflein Elend, sondern als das starke, mutige Mädchen, zu dem wir dich erzogen haben.«

Ein langes Schweigen folgte diesen Worten, dann erschien der Schatten eines Lächelns auf Lisas Lippen. »Ich soll Alex Mut machen, nicht wahr?«

Carol nickte. »Denke daran, daß es um Alex geht, nicht um dich.« Sie stand auf und zwang sich zu einem Lächeln. »Jetzt bist du am Zug, mein Kind.«

Vierzig Minuten später kam Lisa die Treppe herunter. Sie trug Jeans und ein weißes Oberhemd, das aus den Beständen ihres

Vaters stammte. Ihr Haar war naß vom Duschen. »Wer hat alles angerufen?« erkundigte sie sich. »Ich meine außer Prinz Andrew und John Travolta. Mit den beiden habe ich nämlich schon gesprochen, um ihnen zu sagen, daß unsere Affäre ein für allemal zu Ende ist.«

»Ich habe die Namen der Anrufer auf den Block geschrieben, der neben dem Telefon liegt«, sagte ihre Mutter. »Könntest du mir sagen, was du vorhast, oder muß ich das morgen der Zeitung entnehmen?«

»Ich habe vor, meine Freundinnen und Freunde zusammenzutrommeln«, erklärte Lisa. »Um wieviel Uhr wird Alex operiert?«

Lisas Vater ließ die Zeitung sinken. »Die Operation beginnt um sechs Uhr früh und wird insgesamt achtzehn Stunden dauern.«

»Ich werde dort sein«, sagte Lisa. Und dann ging sie in die Küche, um zu telefonieren.

»Hast du ihr ins Gewissen geredet?« fragte Jim, als sie fort war.

»Das habe ich«, sagte Carol. »Ich glaube, unser Mädchen wird jetzt erwachsen.«

Kim, die jüngere Tochter, kam und barg ihren Kopf in Mutter s Schoß.

»Ich hoffe, Alex wird wieder ganz gesund«, flüsterte sie. »Ich mag Alex.«

»Wir alle mögen Alex«, sagte ihre Mutter. »Und er wird ganz sicher wieder gesund, wenn wir für ihn beten.«

Und wenn Raymond Torres ein so guter Chirurg ist, wie er glaubt, dachte sie.

Während Carol Cochran über Alex' Überlebenschancen nachdachte, betrat Dr. Torres das Krankenzimmer, in dem der bewußtlose Junge lag. »Keine Veränderungen«, sagte die Krankenschwester nach einem prüfenden Blick auf die Geräte.

Dr. Torres trat näher, um den Jungen zu betrachten.

Das gleiche Gesicht wie seine Mutter. Die Erinnerungen überwältigten ihn.

Vorbei, dachte er. *Das alles ist jetzt nicht mehr wichtig.* Er trat zu ihm und prüfte die Reflexe der Pupillen. Keine Reaktion. Ein schlechtes Zeichen.

»Ich schlafe heute in der Klinik, in dem Zimmer neben meinem Büro«, sagte er. »Wenn sich der Zustand unseres jungen Patienten in irgendeiner Weise ändert, möchte ich sofort geweckt werden.«

»Gewiß, Herr Doktor«, antwortete die Krankenschwester. Ohnehin bestand in Dr. Torres' Klinik die Anweisung, den Chef sofort zu benachrichtigen, wenn es besondere Vorkommnisse gab. Sie folgte ihm bis zur Tür, dann kehrte sie zu Alex zurück.

Dr. Torres überquerte den Flur und betrat den Vorraum des OPs. Sein Blick glitt über die Kittel und Gesichtsmasken, die für die morgige Operation bereitgelegt waren. Durch ein Fenster konnte er die sechs Assistenten beobachten, die mit Vorbereitungsarbeiten beschäftigt waren. Diese Männer würden noch die ganze Nacht zu tun haben. Sie würden den OP erst eine Stunde vor der Operation verlassen.

Er ging weiter und betrat den Computerraum, wo eine Reihe von Technikern mit der Überprüfung der eingespeicherten Programme befaßt war. Es ging darum, etwaige Fehler auszumerzen, die sich beim Programmieren eingeschlichen hatten. Bisher, so sagte ihm einer der Männer, hatten sie nichts gefunden.

Es gab eine andere Fehlerquelle, über die Dr. Torres in diesem Augenblick nachdachte. Die Schläfer.

Als »Schläfer« bezeichneten die Programmierer einen Fehler, der vor langer Zeit in das System Eingang gefunden und sich dort versteckt hatte, ohne daß irgend jemand ahnte, daß dieser Fehler überhaupt existierte. Tauchte ein solcher Schläfer

während einer computergesteuerten Operation aus den Tiefen des Programms auf, so konnte dies katastrophale Folgen haben.

Noch schlimmer war, wenn der Schläfer von sich aus neue Fehler in das Programm mischte, wenn er kleine Schläfer gebar.

Schläfer konnten zu Änderungen der Gehirnfunktion führen. Sie konnten Alex' Tod bewirken.

Mit traumwandlerischer Sicherheit prüfte Dr. Torres die Zahlenreihen auf den Skalen, dann ging er zu einem der Programmierer, der seinen Stuhl vom Arbeitstisch weggerückt hatte.

»Gibt's Probleme?« erkundigte er sich.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Es sieht so aus, als ob morgen alles perfekt laufen wird.«

»Wie oft haben Sie die Programme überprüft?«

»Fünfmal.«

»Wir können nicht vorsichtig genug sein«, sagte Dr. Torres. In der Tat hätte er sich gewünscht, ihm hätten Monate zur Verfügung gestanden, um die Computerprogramme vor dieser wichtigen Operation wieder und wieder durchzuspielen. Aber soviel Zeit gab es nicht. Nicht einmal genügend Zeit, um die Schläfer aus den Spulen zu fischen.

Als er sich an jenem Abend schlafen legte, war er von einem einzigen Gedanken beherrscht. Nichts auf der Welt ist perfekt, kein Mensch und keine Maschine. Es kann immer irgend etwas schiefgehen.

Nur mit Mühe gelang es ihm, die schlimme Vorahnung zu verdrängen. Diesmal würde alles klappen! Hatte sich Ellen Lonsdale denn nicht den besten Gehirnochirurgen der Welt für ihren Sohn ausgesucht?

Es war fünf Uhr früh, als Ellen und Marsh mit ihrem Wagen durch Palo Alto rollten. Der Ort lag noch im Dunkel der Nacht gefangen, nur die Fenster von Dr. Torres' INSTITUT ZUR ERFORSCHUNG DES MENSCHLICHEN GEHIRNS

warenbeleuchtet. Sie parkten den Wagen auf dem Vorplatz, betraten das Gebäude und wurden in den Warteraum geführt, den Marsh am Tag zuvor kennengelernt hatte.

Ellen wandte sich an die junge Krankenschwester in der Rezeption. »Können wir vorher noch zu Alex?«

»Es tut mir leid, aber das wird nicht möglich sein. Ihr Sohn liegt in einem Raum, der bereits steril ist. Die Gefahr, daß im letzten Augenblick Keime eingeschleppt werden, ist zu groß.«

Die Tür zum Warteraum wurde aufgestoßen. Es war Valerie Benson. »Warum müssen Operationen immer zu nachtschlafender Zeit beginnen?« fragte sie fröhlich. Sie durchquerte den Raum und begrüßte Ellen mit einer herzlichen Umarmung. »Alles wird gutgehen«, flüsterte sie. »Wenn ich nicht sicher wäre, daß nichts passieren kann, wäre ich gar nicht erst aufgestanden. Du kannst also aufhören, dir Sorgen zu machen, Ellen. Dein Sohn wird die Operation problemlos überstehen.«

Ellen mußte lächeln, obwohl sie wirklich nicht zu Scherzen aufgelegt war. Sie wußte, daß ihre Freundin eine notorische Spätaufsteherin war. Valerie hatte ihr bei anderer Gelegenheit sogar gestanden, daß dies auch der Grund für ihre Scheidung gewesen sei. Ihr Mann hätte von ihr verlangt, daß sie ihm jeden Morgen um neun das Frühstück zubereitete. »Wenn das keine seelische Grausamkeit ist, was dann?« Wenn sie jetzt in aller Frühe in die Klinik kam, so hatte sie sich selbst überwunden, und Ellen war ihr dankbar dafür.

»Ist Marty schon da?« fragte die Freundin in ihre Gedanken hinein.

»Ich bin nicht sicher, ob sie überhaupt kommt. Es ist noch so früh.«

»Unsinn«, sagte Valerie. »Mir kommt's vor wie Mittag.« Sie ging zu Marsh und drückte ihm einen flüchtigen Kuß auf die Wange. »Alles okay?« fragte sie leise.

»Man hat uns leider keine Gelegenheit gegeben, Alex vor

der Operation noch einmal zu sehen«, sagte Marsh.

Valerie nickte. »Ich habe immer gesagt, dieser Raymond Torres ist unmöglich. Ein genialer Chirurg, aber unmöglich.«

Ellens Augen verdunkelten sich. »Ich verzeihe ihm alles, wenn er Alex helfen kann.«

»Du hast völlig recht, wenn du ihm verzeihst«, sagte Valerie. »Wir alle sollten ihm verzeihen. Vielleicht hat er sich in den letzten zwanzig Jahren ja auch zu seinem Vorteil verändert. Mein Gott, wenn ich etwas mehr Grips hätte, würde ich ihn heiraten! Immerhin besitzt er dieses fantastische Institut.«

»Du brauchst uns nicht mit deinen Späßen aufzumuntern«, sagte Ellen. »Wir werden die Sache auch so durchstehen.«

Valeries Lächeln zerfloß zu einer Grimasse. Sie zog ein Taschentuch hervor und tupfte sich die Tränen aus den Augen. »Es tut mir leid, daß ich so nervös bin«, sagte sie. »Ich habe furchtbare Angst, daß irgend etwas schiefgeht. Gibt es denn nichts, was ich hier tun kann?«

»Nichts, außer mir Gesellschaft zu leisten, Val. Mir ist wichtig, daß ich dich, Marty und Carol während der Operation in meiner Nähe habe.«

Es war in der Tat so, daß Ellen ihre Freundinnen jetzt nötiger denn je brauchte.

Der längste Tag ihres Lebens hatte begonnen.

Siebtes Kapitel

Es war halb elf an jenem Abend, als eine Krankenschwester das Wartezimmer betrat. Niemand beachtete sie, auch Ellen nicht. Den ganzen Tag über hatten hier ein reges Kommen und Gehen geherrscht. Die meisten Freunde, die Ellen und ihren Mann im Warteraum besuchten, waren nur eine Stunde geblieben. Anders die Familie Cochran sowie Marty Lewis und Valerie Benson, die jetzt zu später Stunde noch bei ihr waren.

Wer sich nicht hatte sehen lassen, war Cynthia Evans.

Erst nachdem die Krankenschwester schon ein paar Sekunden lang vor ihr stand, bemerkte Ellen, daß das Mädchen auf sie einredete.

»Mrs. Lonsdale?« Ellen nickte. »Ich bin Susan Parker, die Nachtschwester. Der Herr Doktor möchte Sie und Ihren Mann in seinem Büro sprechen.«

Ellen sah Marsh an. Er war aufgestanden und reichte ihr die Hand. Ein paar Sekunden lang wußte sie nicht, was sie denken sollte. Hatte Dr. Torres nicht gesagt, daß die Operation bis Mitternacht dauern würde? Vielleicht... Sie mußte sich wohl auf die Mitteilung gefaßt machen, daß Alex bei der Operation gestorben war. »Ist er tot?« stammelte sie.

Sie betraten Dr. Torres' Büro. Der Chirurg stand auf, um sie zu begrüßen. Er schüttelte ihr die Hand. »Guten Morgen, Ellen.«

Sie war erstaunt, wie gut er aussah. Viel attraktiver, als sie ihn in Erinnerung hatte. »Was ist mit Alex?« flüsterte sie. »Ist er...?«

»Er lebt«, sagte Dr. Torres. Seiner Stimme war anzuhören, wie erschöpft er war. »Die Operation ist beendet, wir haben Ihren Sohn auf die Beobachtungsstation gebracht. Er braucht kein Atemgerät mehr, und er hat einen kräftigen Puls.«

Ellen spürte, wie ihre Knie zitterten. Sie ließ sich von ihrem Mann zu einem Sessel führen und nahm Platz. Sie hörte, wie Marsh fragte: »Ist Alex schon aus der Bewußtlosigkeit erwacht?« Als Dr. Torres mit einem Kopfschütteln antwortete, befahl sie Verzweiflung.

»Daß er noch bewußtlos ist, hat nicht viel zu bedeuten«, sagte Dr. Torres. »Ich rechne damit, daß er frühestens morgen aufwacht.«

»Und bis dahin werden wir keine Gewißheit haben, ob die Operation erfolgreich war«, fügte Marsh hinzu.

»Meine Prognose ist optimistisch«, sagte Dr. Torres. »Und

wenn ich so etwas sage, dann bedeutet es, daß Sie sich wirklich Hoffnungen auf eine erhebliche Besserung seines Zustandes machen können. Ich hatte Ihnen bei unserem Vorgespräch ja dargelegt, was ich unter einem Erfolg beziehungsweise unter einem Fehlschlag verstehe. Sollte Alex innerhalb der nächsten sieben Tage sterben, dann nicht mehr an den Gehirnverletzungen, die er bei seinem Unfall erlitten hat, sondern aufgrund anderer Komplikationen, zum Beispiel an einer Lungenentzündung oder an irgendeiner Virusinfektion. Wir haben natürlich alle Vorkehrungen getroffen, um das Risiko derartiger Komplikationen auf ein Minimum zu senken.«

»Können wir den Jungen jetzt sehen?« fragte Ellen.

Dr. Torres bejahte das. »Aber nur ganz kurz und nur durch die Trennscheibe. Der Raum, in dem Ihr Sohn liegt, darf vorläufig nur vom ärztlichen Personal betreten werden.« Marsh wollte etwas einwenden, aber Dr. Torres ignorierte ihn. »Schwester Susan wird Sie jetzt zum Nebenraum des Zimmers bringen, in dem Ihr Sohn liegt. Danach sollten Sie nach Hause fahren und sich ausschlafen. Morgen erfahren Sie dann von mir alles, was noch zu sagen ist. Ich würde Sie bitten, morgen früh ins Institut zu kommen. Ich habe vor, Sie Alex gegenüberzustellen. Ich möchte prüfen, wie es mit seinem Erinnerungsvermögen steht.«

»Wird er uns wiedererkennen?« fragte Ellen.

»Ich denke, schon.« Dr. Torres erhob sich. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen, ich bin müde und werde mich schlafen legen.«

Mit einiger Mühe erhob sich Ellen aus ihrem Sessel. Sie reichte dem Chirurgen ihre Rechte. »Danke, Raymond«, flüsterte sie. »Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll...«

Mit einer brusken Bewegung zog Dr. Torres seine Hand zurück. »Sie brauchen mir nicht zu danken, Ellen«, sagte er. »Dazu ist es noch zu früh. Es besteht immer noch die Gefahr,

daß Ihr Sohn nie wieder das Bewußtsein erlangt.« Dann war er fort. Ellen blieb mit aschfahlem Gesicht zurück.

»Du mußt das nicht persönlich nehmen«, hörte sie Marsh sagen. »Er wollte mit dieser Bemerkung nur klarstellen, daß wir unsere Hoffnungen nicht zu hoch ansetzen dürfen.«

»Aber er hat doch auch gesagt, daß...«

»Er hat gesagt, daß Alex die Operation gut überstanden hat und daß er kein Atemgerät mehr braucht, das ist alles.« Er führte Ellen zur Tür. »Gehen wir jetzt zu Alex. Nachher sollten wir unverzüglich heimfahren.«

Schweigend gingen sie durch den Hur, der am Operationssaal vorbeiführte. Schwester Susan begleitete sie bis zur Trennscheibe. Ellen und Marsh Lonsdale traten an das längliche Fenster. Sie erblickten das Innere eines großen Krankenzimmers, in dessen Mitte ein Bett stand. Auf dem Bett lag Alex. Eine Reihe von Kabeln und Schläuchen führte von ihm zu den Monitoren, die an der Längsseite des Raumes standen.

Ein Blick auf eine der Skalen überzeugte Marsh davon, daß der Puls seines Sohnes stark und regelmäßig war.

»Er wird die Sache durchstehen«, sagte er leise. Ellen stand an ihn geschmiegt und drückte seine Hand.

»Du hast recht«, antwortete sie. »Ich kann es fühlen, daß unser Sohn überleben wird.« Sie verstärkte den Druck ihrer Finger. »Er ist über den Berg, Marsh. Raymond hat uns unseren Sohn zurückgegeben.« Und dann: »Ich fürchte nur, er wird ein anderer Junge sein als der, den wir kennen.«

»So ist es«, bestätigte Marsh. »Aber bei allen Veränderungen, die sich vielleicht ergeben haben, bleibt er doch unser Sohn Alex.«

Das Piepen eines Anzeigerätes war zu hören. Die diensthabende Schwester stand auf, warf einen Blick auf die Monitoren und notierte die Uhrzeit.

Es war 9.45 Uhr vormittags.

Sie trat an das Bett und warf einen Blick auf Alex, der mit geschlossenen Augen dalag.

Das Piepen wiederholte sich, und diesmal wußte die Schwester sofort, auf welche Weise das Geräusch ausgelöst worden war. Sie ging zum Telefon und drückte auf zwei Tasten.

»Hier Dr. Torres. Was gibt's?«

»Augenbewegung bei geschlossenen Lidern, Herr Doktor. Vielleicht träumt er, es ist aber auch möglich, daß...«

»Daß er jetzt aufwacht«, vollendete Dr. Torres ihren Satz. »Ich komme sofort.« Es klickte im Hörer, der Chirurg hatte aufgelegt. Die Schwester ging zum Krankenbett zurück.

Wieder das Piepen. Alex' Augenlider begannen zu flattern.

Sein Bewußtsein war wie ein Nebel, in dem die Umrisse seines Ichs sich abzuzeichnen begannen.

Geräusche und Bilder umschwebten ihn wie Wolkenfetzen. Vergeblich versuchte er, die Eindrücke einander zuzuordnen.

Er hatte das Gefühl, einen Film zu sehen. Einen Film, der viel zu schnell ablief.

Und Dunkelheit. Dunkelheit umfing ihn, ganz allmählich kristallisierte sich sein Ego heraus. Jenseits der Düsternis schien es noch etwas zu geben. Die Welt, so ahnte er, bestand nicht nur aus Geräuschen und Bildern.

Ein Traum.

Er träumte.

Aber wovon? Er versuchte, sich auf diese Frage zu konzentrieren. Wo war er? Gab es ihn wirklich, oder war er ein Traum, den ein anderer Mensch träumte?

Die Dunkelheit lichtete sich, die Geräusche und Bilder wurden schwächer, verloren an Bedeutung.

Kein Traum. Wirklichkeit. Er existierte.

Er.

Und was bedeutete das, ›er‹?

›Er‹ war ein Wort. Eigentlich, dachte er, müßte ich wissen, was das Wort bedeutet. Zu dem Begriff ›er‹ gehört ein Name. Aber welcher Name?

Das Wort ›er‹ blieb ohne Bedeutung.

Aber dann verwandelte sich das ›er‹ in ›ich‹.

›Ich‹.

Ich bin ich. Er ist identisch mit mir.

Wer?

Alexander James Lonsdale.

Jetzt erinnerte er sich der Bedeutung dieser Worte.

Sein Gedächtnis kehrte zurück.

Aber es waren nur Bruchstücke der Erinnerung, die ihm zugänglich wurden. Dinge, die nicht zusammengehörten. Er war unterwegs zu einer Veranstaltung. Was für eine Veranstaltung? Eine Abschlußfeier, Tanz. Ob ich mir das auch bildlich vorstellen kann?

Wenn ich mich an etwas erinnern will, muß ich es mir bildlich vorstellen.

Nichts.

Ich fahre.

Auto. Er befand sich am Steuer eines Autos. Wohin fahre ich?

Nichts. Kein Bild. Kein Straßename.

Ich muß versuchen, es mir bildlich vorzustellen.

Immer noch kein Bild. Ein paar Sekunden lang hatte er das bedrückende Gefühl, daß er seinen Namen für alle Zeiten vergessen hatte. Sein Kopf war leer. Dunkelheit erfüllte ihn. Aber dann kehrten die Namen in sein Gedächtnis zurück.

Marshall Lonsdale.

Ellen Smith Lonsdale.

Seine Eltern. Im Mittelpunkt der Düsternis war der Widerschein einer Lichtquelle zu erkennen.

Er öffnete die Augen und schloß sie wieder, so hell war das

Licht.

»Er ist aufgewacht.« Diese Worte hatten eine ganz bestimmte Bedeutung, und er verstand die Bedeutung.

Wieder öffnete er die Augen. Die Lichtquelle verblaßte, die verschwommenen Bilder bekamen feste Umrisse.

Auf einmal erinnerte er sich an Dinge, die er irgendwann schon einmal gesehen hatte. Er wußte jetzt, wo er war. Er befand sich in einem Krankenhaus.

Und er erinnerte sich, daß auch sein Vater in einem solchen Krankenhaus arbeitete. Sein Vater war Arzt. Er ließ den Blick durch den Raum schweifen und erblickte ein Gesicht.

Sein Vater?

Er wußte es nicht. Seine Lippen begannen sich zu bewegen.

»Wer... sind... Sie?«

»Ich bin Dr. Torres«, sagte eine Stimme. »Dr. Raymond Torres.« Schweigen folgte diesen Worten. Nach einer Weile sprach die Stimme weiter. Eine Frage wurde gestellt. »Wer bist du?«

Ein paar Sekunden lang lag er still. Dann gab er die Antwort. Er sprach mit zitternder Stimme, aber doch so, daß der Arzt ihn verstehen konnte. «Lonsdale. Alexander James Lonsdale.«

»Gut«, sagte der Mann, der Dr. Tones hieß. »Sehr gut. Und jetzt sag mir bitte, wo du dich befindest.«

Es war schwer, das Wort über die Lippen zu bringen. »Kran... ken... haus.«

»Richtig. Kannst du mir auch sagen, warum du im Krankenhaus bist?«

Einmal mehr verfiel Alex in Schweigen. Er bemühte sich, die Frage zu deuten, die ihm gestellt worden war.

»Hacienda Drive«, flüsterte er. »Auto.«

»Gut«, sagte Dr. Torres in sanftem Tonfall. »Du brauchst jetzt nicht weiterzusprechen. Bleib ganz einfach so liegen. Du brauchst dir über nichts Sorgen zu machen. Hast du mich verstanden?«

»Ja.«

Das Gesicht des Arztes verschwamm vor seinen Augen, und die Umrisse eines anderen Menschen wurden deutlich. Ein Mensch, an den Alex sich nicht erinnern konnte. Er schloß die Lider und sank in die Düsternis zurück.

Ellen und Marsh sprangen auf, als Dr. Torres wenige Minuten nach dem Wortwechsel mit Alex in sein Büro zurückkehrte.

»Er ist aus der Bewußtlosigkeit erwacht«, erklärte er ihnen.
»Und er kann sprechen.«

»Hat er wirklich gesprochen?« fragte Ellen. »Oder waren es nur unverständliche Laute?«

Dr. Torres nahm hinter seinem Schreibtisch Platz. »Er hat mich gefragt, wer ich bin. Und dann hat er mir seinen Namen gesagt. Er weiß, daß er einen Unfall gehabt hat.«

Marsh konnte sein Herz klopfen hören. Die Graphik, die der Chirurg ihm zwei Tage zuvor gezeigt hatte, erstand in seinem Gedächtnis. Die Wahrscheinlichkeit einer vollständigen Heilung war gleich null. Inzwischen stand aber fest, daß Alex hören, sprechen und denken konnte.

»Sie müssen sich allerdings darauf gefaßt machen, daß Ihr Sohn Sie nicht wiedererkennt.«

»Warum sollte er uns nicht wiedererkennen?« brach es aus Ellen hervor. Dann: »Oh, mein Gott. Ich verstehe, was Sie sagen wollen. Er ist blind.«

»Er ist keineswegs blind«, belehrte sie Dr. Torres. Er fixierte sie mit seinen ruhigen, eindrucksvollen Augen, und Ellen spürte, wie ihr ein Schauer über den Rücken kroch. Aus diesem Mann sprach eine Stärke, die zwanzig Jahre zuvor nicht dagewesen war. Seine Angriffslust, die ihr damals Angst gemacht hatte, hatte sich in Selbstbewußtsein verwandelt. Aus irgendeinem Grunde war Ellen sicher, daß Raymond Torres die Wahrheit sprach. Jedes Wort, was über diese Lippen kam, beruhte auf Wahrheit. Wenn es überhaupt eine Möglichkeit

gab, Alex zu heilen, dann lag diese Möglichkeit in den Händen des genialen Chirurgen, der ihr gegenüber saß. In seiner Gegenwart verflieg die Angst, die Ellen seit zwei Tagen in ihren Klauen hielt. Sie lauschte ihm mit einer Konzentration, die sie noch bei keinem anderen Menschen aufgebracht hatte.

»Was das Erkennen von Personen angeht«, fuhr Dr. Torres fort, »so läßt sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht überblicken, in welchem Umfang die Bereiche des Gehirns, wo die Erinnerungen gespeichert sind, erhalten geblieben sind. Es könnte sein, daß Alex sich an Ihre Namen erinnert und trotzdem nicht mehr weiß, wie Sie eigentlich aussehen. Möglich ist auch der umgekehrte Fall, daß er sich an Ihr Aussehen, nicht aber an Ihre Namen erinnert. Wie auch immer er bei der ersten Begegnung reagiert, Sie müssen darauf achten, daß Sie sich Ihre Enttäuschung nicht anmerken lassen.«

»Ich bin so glücklich, daß er überhaupt noch lebt und daß er das Bewußtsein wiedererlangt hat«, brachte Ellen hervor. »Ich möchte mich von ganzem Herzen bei Ihnen bedanken, Raymond. Wie kann ich wiedergutmachen, was Sie für meinen Sohn getan haben?«

»Indem Sie Alex jetzt so akzeptieren, wie er ist.«

»Aber Sie haben doch eben gesagt, daß er wieder sprechen kann und daß er...«

»Ich weiß, was ich gesagt habe. Für Sie beide gilt, daß Sie sich mit den Behinderungen abfinden müssen, denen Alex künftig unterworfen sein wird. Es ist keine leichte Aufgabe, was Ihnen bevorsteht.«

»Ich weiß«, sagte Ellen. »Ich hatte nicht erwartet, daß es leicht sein würde. Ich weiß aber auch, daß Sie alles tun werden, um meinem Sohn alle seine früheren Fähigkeiten zurückzugeben. Schon das, was Sie bis jetzt getan haben, ist ein Wunder.«

Dr. Torres war aufgestanden und schob seinen Stuhl zurück. »Gehen wir jetzt zu Ihrem Sohn. Ich werde Sie einen nach dem

anderen ins Zimmer führen. Wir dürfen Ihren Sohn in dieser Phase nicht überfordern.«

»Ich verstehe«, sagte Marsh. Zu dritt gingen sie den Flur entlang. Als sie vor der Trennscheibe angekommen waren, blieb Dr. Torres stehen. Sie betrachteten Alex, der reglos auf seinem Bett lag. »Ist es egal, wer von uns beiden zuerst mit dem Jungen spricht?« fragte Marsh nach einer Weile.

»Es ist am besten, wenn Sie als erster hineingehen«, antwortete der Chirurg. Seine Worte waren an den Vater gerichtet. »Sie sind selber Arzt und haben einige Erfahrung darin, Ihre Gefühle unter Kontrolle zu halten.«

Alex' Eltern wechselten einen raschen Blick. Ellen hatte Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. »Geh du zuerst hinein«, sagte sie. »Ich warte solange.«

Dr. Torres ließ Marsh in das Zimmer eintreten. Ellen konnte durch die Scheibe beobachten, wie die beiden Männer zum Bett ihres Sohnes gingen.

Als Alex Geräusche hörte, schlug er die Augen auf. Er hatte keine Schwierigkeiten, Dr. Torres wiederzuerkennen. Aber dann bemerkte er, daß sich außer dem Chirurgen noch eine Person im Raum befand.

»Wer... sind... Sie?«

Eine kleine Pause folgte, dann gab der Fremde eine Antwort, die den jungen Patienten überraschte. »Ich bin dein Vater, Alex.«

»Vater?« echote Alex. Er hielt seinen Blick auf den Mann gerichtet, der vor seinem Bett stand, und überprüfte in seiner Erinnerung, wo er das Gesicht schon einmal gesehen hatte. Plötzlich wurden die Züge, die ihm zunächst so fremd vorgekommen waren, vertraut. »Papa«, sagte er. Und noch einmal: »Papa.«

Er konnte sehen, wie sich die Augen seines Vaters mit Tränen füllten. Dann hörte er ihn sagen: »Wie geht es dir, mein Sohn?«

Alex suchte nach den richtigen Worten. »Schmerzen«, flüsterte er. »Ich habe Schmerzen, aber es ist nicht so schlimm.« Und dann fiel ihm ein Satz ein, den er vor langer Zeit irgendwo gehört hatte. »Ich glaube, ich werd's überleben.«

Die beiden Männer sahen sich an. Dr. Lonsdale strahlte, als er sich wieder zu seinem Sohn wandte. »Natürlich wirst du's überleben, mein Sohn.«

Alex schloß die Augen. Schritte, die sich entfernten. Er war wieder eingenickt, als er das Gefühl hatte, daß ihn jemand ansah. Er schlug die Augen auf. Vor seinem Bett stand eine Frau, deren schönes Gesicht von schwarzem Haar umrahmt wurde.

»Mama«, sagte er mit brüchiger Stimme.

»Alex«, flüsterte sie. »Alles wird wieder gut. Du mußt keine Angst haben, alles wird wieder wie früher.«

»Gut«, sagte er. Und dann war er so erschöpft, daß er binnen weniger Sekunden einschlief.

Sie waren in Dr. Torres' Büro zurückgekehrt. »Das war's für heute«, sagte der Chirurg, zu den Eltern gewandt. »Kommen Sie bitte morgen um die gleiche Zeit, dann können Sie sich wieder mit Alex unterhalten.« »Erst morgen?« fragte Marsh. »Warum erst morgen?

Was ist, wenn Alex heute noch einmal aufwacht? Wenn er nach uns fragt?«

»Er wird den Rest des Tages schlafen«, erwiderte Dr. Torres. »Er wird schlafen, weil ich ihm ein Sedativ spritzen werde.«

Dr. Lonsdales Blick verdüsterte sich. »Ein Sedativ? Er ist doch gerade erst aus dem Koma heraus. Sie sollten ihm jetzt kein Beruhigungsmittel geben, sondern im Gegenteil versuchen, ihn wachzuhalten.«

Dr. Torres' Antwort war von eisiger Kühle. »Ich erinnere mich nicht, daß ich Sie um Ihren fachlichen Rat gebeten hätte, Dr. Lonsdale.«

»Aber...«

»Wie auch immer, es interessiert mich nicht, was Sie zu dem Fall zu sagen haben. Es wird also am besten sein, wenn Sie Ihre klugen Vorschläge für sich behalten. Alex ist mein Patient, nicht Ihrer, und ich behandle ihn mit meinen Methoden. Ich dachte, ich hätte das bei unserem Gespräch vor der Operation klargemacht. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen.« Er öffnete die Tür und trat zur Seite, um seine beiden Besucher vorbeizulassen.

»Aber er ist mein Sohn«, protestierte Marsh. »Wir haben doch ein Recht darauf, mit ihm...«

Ellen fiel ihm ins Wort. »Wir werden tun, was Raymond sagt.«

Marsh maß seine Frau mit einem ärgerlichen Blick. Aber dann gewann er seine Fassung zurück. Er wandte sich zu dem Chirurgen. »Es tut mir leid, ich habe mich hinreißen lassen.« Ein schwer zu deutendes Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln. »Künftig werde ich mir strikt vor Augen halten, daß Sie der behandelnde Arzt sind, nicht ich. Ich habe ja selbst Erfahrungen mit den Angehörigen von Patienten und weiß, daß es für den Arzt nicht leicht ist, die therapeutischen Erfordernisse gegenüber allen Störungen von außen durchzusetzen.«

Es war eine Entschuldigung, die an der Herablassung, mit der Dr. Torres die Eltern seines Patienten behandelte, wenig zu ändern vermochte. »Ich danke Ihnen für Ihr Verständnis«, sagte er förmlich. »Ich weiß, daß ich kein sehr geduldiger Mensch bin, aber dafür habe ich eine feste Vorstellung von dem, was für meine Patienten am besten ist. Ich darf mich jetzt von Ihnen verabschieden, ich muß zu Ihrem Sohn.«

Sie hatten die Empfangsräume der Klinik durchquert, als Marsh spürte, wie die Erinnerung an die erlittene Demütigung zurückkehrte. »Wenn man es genau betrachtet, hat er uns rausgeworfen.«

»Er ist offensichtlich der Ansicht, daß wir für den Rest des Tages hier überflüssig sind«, antwortete Ellen.

»Aber ich bin der Vater des Jungen, verdammt noch mal.«

Ellen war am Rande der Erschöpfung. Während sie eine Sitzgruppe umrundeten, betrachtete sie ihren Mann aus den Augenwinkeln. Merkwürdig. Marsh schien sich gar nicht darüber zu freuen, was dieser Chirurg für Alex erreicht hatte. »Er ist der behandelnde Arzt«, sagte sie. »Ohne ihn wäre unser Sohn womöglich gar nicht mehr am Leben. Wir sind Raymond Dank schuldig, Marsh, das solltest du nie vergessen.«

»Warum nennst du ihn Raymond?« fragte Marsh. »Waren deine Beziehungen zu ihm in der Schule so eng, daß du mit solcher Vertraulichkeit von ihm sprichst?«

Sie sah ihn überrascht an. »Was hast du dagegen, daß ich ihn so nenne, wie ich ihn damals in der Schule genannt habe?«

»Ich für meine Person lege auf diese Art von Vertraulichkeit gegenüber einem Mann wie Dr. Torres keinen Wert«, konterte er.

In Ellen weckte die Entgegnung die widersprüchlichsten Gefühle. Was war eigentlich los mit ihrem Mann?

»Marsh, bist du etwa eifersüchtig?«

»Überhaupt nicht«, sagte er. Die Antwort war verräterisch schnell gekommen. »Ich mag ihn nicht, das ist alles.«

»Es tut mir leid«, sagte Ellen, »aber Raymond hat unserem Sohn das Leben gerettet. Auch wenn du ihn nicht magst, so bleibst du ihm doch zu Dank verpflichtet.«

Er spürte, daß sie recht hatte. »Ich bin ihm dankbar«, sagte er ruhig. »Und was du vorhin in seinem Büro gesagt hast, das stimmt. Er hat in der Tat ein Wunder vollbracht. Er hat eine Operation ausgeführt, zu der ich bei all meinen Kenntnissen nicht in der Lage gewesen wäre. Vielleicht bin ich wirklich ein bißchen eifersüchtig auf ihn.« Er legte ihr den Arm um die Schultern. »Versprichst du mir, daß du dich nicht in ihn verliebst?«

Ellen war nicht sicher, ob die Bemerkung im Ernst oder im Scherz gesagt war. Nach kurzer Überlegung zauberte sie ein Lächeln auf ihre Lippen und küßte ihren Mann. »Versprochen, ich werde mich in keinen anderen Mann der Welt verlieben. Du bleibst die Nummer eins. Und nun laß uns zu unseren Freunden gehen und ihnen die gute Neuigkeit mitteilen.«

Sie fanden Carol Cochran und ihre Tochter Lisa in den Warteräumen. »Ist es wirklich wahr?« fragte Lisa atemlos. »Ist Alex aus der Bewußtlosigkeit erwacht?«

Ellen zog Lisa in ihre Arme und drückte sie. »Es ist wahr«, sagte sie. »Er ist aufgewacht, und er kann sprechen. Er hat mich sogar wiedererkannt.«

»Gott sei Dank«, sagte Carol. »Die Krankenschwester hat uns die gute Botschaft schon mitgeteilt, aber ich hatte Zweifel, daß es wirklich so ist.«

»Übrigens«, sagte Marsh, »hat Dr. Torres uns gerade aus Alex' Zimmer rausgeworfen. Frag mich nicht, warum, aber er will, daß der Junge bis morgen durchschläft.«

Carol konnte es nicht glauben. »Du willst uns auf den Arm nehmen, oder?«

»Es ist die traurige Wahrheit«, sagte Marsh. »Aber ich trag's mit Fassung. Ich bin in diesem Falle nicht der behandelnde Arzt, das ist eine Tatsache.« Er ergriff Ellen am Arm. »Und nun laß uns nach Hause fahren. Ich habe letzte Nacht kaum geschlafen, und ich denke, du bist genauso müde wie ich.«

Sie gingen durch den Vorgarten des Instituts. Es war ein wunderschöner Maitag, die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ellen ließ den Anblick auf sich wirken, als sei dies das erste Mal in ihrem Leben, daß sie eine Frühlingsszene betrachtete. »Der Rasen, die Blumen... Ist das nicht wunderbar?«

Carol und Lisa waren Dr. Lonsdale und seiner Frau nach draußen gefolgt. Carol maß ihre Freundin mit einem verständnisvollen Lächeln. »Ich glaube, heute würdest du auch

einen häßlichen Hinterhof wunderbar finden.«

»So ist es«, sagte Ellen. »Du glaubst gar nicht, wie glücklich ich bin. Alles wird wieder in Ordnung kommen. Ich hab's gewußt, daß Dr. Torres meinem Sohn helfen kann!« Sie drückte Lisa, die neben ihrer Mutter ging, einen Kuß auf die Wange. »Alex wird wieder gesund werden«, schluchzte sie. »Alles wird wieder gut.«

»Alex?« Dr. Torres wartete einige Sekunden, bevor er weitersprach. »Alex, kannst du mich hören?«

Alex schlug die Augen auf. Schweigend betrachtete er den Mann im weißen Kittel.

»Alex, ich möchte dich bitten, mir eine Reihe von Fragen zu beantworten. Wirst du das tun?«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann. Ich will's versuchen.«

»Gut. Ich bin schon zufrieden, wenn du es nur versuchst. Und nun paß gut auf, Alex. Weißt du, warum du deinen Vater nicht sofort wiedererkannt hast?«

Die Antwort des Jungen kam nach langem Schweigen. »Nachdem er mir gesagt hatte, daß er mein Vater ist, war ich sicher, daß es so ist.«

»Aber im ersten Augenblick war er ein unbekannter Mensch für dich, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Im Gegensatz dazu hast du deine Mutter sofort erkannt. Richtig?«

»Ja.«

»Weil du dich an ihr Gesicht erinnert hast?«

»Nein.«

Dr. Torres runzelte die Stirn. »Wie konntest du sie dann wiedererkennen?«

Zögernd gab Alex seine Antwort.

»Wenn der Mann, der mich besucht hatte, mein Vater war, dann mußte sie meine Mutter sein. Nachdem ich diesen Schluß

gezogen hatte, kam sie mir bekannt vor.«

»Wenn man es genau nimmt, dann hast du also weder deinen Vater noch deine Mutter wiedererkannt. Habe ich recht?«

»Sie haben recht.«

»Das war's schon. Ich werde dir jetzt ein Sedativ geben. Wenn du wieder aufwachst, komme ich zu dir. Die Schwester wird mich rufen.« Er gab ihm die Spritze, tupfte die Einstichstelle mit einem Wattebausch ab und fragte ihn, ob er den Einstich gespürt hätte.

»Nein«, kam die Antwort.

»Du hast überhaupt keinen Schmerz gespürt?«

»Nein.«

»Was hast du denn gespürt?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Alex.

»Es ist gut«, sagte Dr. Torres. »Du wirst jetzt schlafen.«

Alex schloß die Augen. Eine Weile lang blieb Dr. Torres vor seinem Bett stehen, dann ging er zu den Monitoren und betrachtete die Skalen. Bevor er den Raum verließ, warf er einen letzten Blick auf seinen Patienten.

Alex' Augenlider zuckten. Zu gern hätte Dr. Torres gewußt, was sich in dieser Sekunde im Kopf des Jungen abspielte.

Aber es gab Mysterien, die nicht einmal er, der sonst alle Geheimnisse kannte, entschlüsseln konnte.

ZWEITER TEIL

Achtes Kapitel

Dr. Torres war die Ungeduld, mit der Alex die Uhr auf seinem Schreibtisch betrachtete, nicht verborgen geblieben. Er machte eine Eintragung in das Krankenblatt, dann hob er den Blick.

»Noch zwei Stunden bis zu deiner Entlassung«, sagte er.
»Bist du sehr aufgeregt?«

»Nur neugierig, wie's draußen aussieht«, sagte der Junge-

Der Arzt lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Wenn ich mich in deine Situation versetze, ich glaube, ich wäre aufgeregt. Schließlich waren es drei lange Monate, die du in meinem Institut verbracht hast. Freust du dich nicht, daß du endlich wieder nach Hause kannst?«

»Nach Hause?« sagte Alex. Sein Blick war ausdruckslos, ohne Glanz. »Ich komme ja gar nicht wieder in das Haus zurück, wo ich früher gewohnt habe. Meine Eltern sind umgezogen.«

»Würdest du lieber in dem Haus leben, wo ihr früher gewohnt habt?«

Die Antwort kam zögernd. »Es ist mir egal, wo ich künftig wohne. Ich kann mich an das frühere Haus sowieso nicht mehr erinnern.«

»Verbinden dich denn mit dem Haus, wo du in Zukunft leben wirst, gar keine Gefühle?«

»Nein.«

Und das, so ging es Dr. Torres durch den Kopf, war das eigentliche Problem. Alex zeigte keine Gefühle, keine Emotionen. Andererseits war die Verbesserung, die sich im Verlauf der drei Monate im Gesundheitszustand des Jungen ergeben hatte, ganz erstaunlich. Was heißt erstaunlich, die erzielten Resultate grenzten an ein Wunder. Der Junge konnte

gehen und sprechen, er konnte sehen und hören. Der Tastsinn schien wieder normal. Was fehlte, waren die seelischen Regungen, die Gefühle.

Nicht einmal die Mitteilung, daß er zu seinen Eltern heimkehren durfte, hatte in Alex ein emotionales Echo ausgelöst. Er hatte auf Dr. Torres' Eröffnung mit derselben Gleichgültigkeit reagiert, die er bei allen anderen Dingen an den Tag legte. Ein Faktor, der es ihm, dem Mediziner, verbot, von einer vollständigen Genesung zu sprechen.

»Was empfindest du bei dem Gedanken, daß du heute noch deinen Heimatort La Paloma wiedersehen wirst?« fragte der Arzt.

Alex versuchte die Beine übereinanderzuschlagen. Er brauchte zwei Versuche, bis es ihm gelang.

»Ich bin neugierig, ob der Ort sich verändert hat«, sagte der Junge.

»Verändert?«

»Ob La Paloma sich verändert hat, seit ich das erste Mal aufwachte.«

»Ich stelle fest, daß sich dein Erinnerungsvermögen seit Beginn der Behandlung deutlich verbessert hat«, bemerkte Dr. Torres. Es sollte ein Lob sein.

Aber Alex blieb kühl. »Ich bin nicht sicher, ob ich mich an La Paloma wirklich erinnere, oder ob ich nur die Dinge wiederhole, die man mir während der Behandlung gesagt hat.«

»Was du weißt, beruht mit Sicherheit auf Erinnerungen, nicht auf dem erlernten Wissen der letzten drei Monate«, widersprach ihm der Arzt. »So schnell kann niemand so viele Dinge lernen. Außerdem konntest du sprechen, als du aus der Bewußtlosigkeit erwacht bist. Du hast dich an die Sprache erinnert, die du als Kind gelernt hast.«

»Es gab viele Worte, die ich nicht verstand«, sagte Alex. »Und es gibt immer noch Worte, die ich nicht verstehe.« Er stand auf und machte ein paar unsichere Schritte.

»Langsam, langsam«, ermahnte ihn Dr. Torres. »Du darfst dich nicht überfordern.« Er drehte die Uhr auf seinem Schreibtisch so, daß er sie sehen konnte. »Übrigens ist es Zeit, daß wir unseren Test beginnen.« Er deutete auf den Projektionsschirm, der die Schmalseite des Büros einnahm, und drückte auf einige Knöpfe. Die Lichter erloschen. Auf dem Schirm erschien ein Bild.

»Was ist das?« fragte Dr. Torres.

Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. »Eine Amöbe.«

»Richtig. Seit welchem Jahr ist Biologie Teil deines Unterrichts?«

»Seit letztem Jahr. Der Biologielehrer heißt Mr. Landry.«

»Kannst du mir sagen, wie Mr. Landry aussieht?«

Eine Minute verstrich. »Nein.«

»Erinnerst du dich an deine Note in Biologie?«

»Ich hatte *Sehr gut*. In allen naturwissenschaftlichen Fächern habe ich *Sehr gut*.

Dr. Torres drückte auf eine Taste. Ein neues Dia erschien auf der Projektionsfläche.

»Das ist die Mona Lisa«, sagte Alex ohne Zögern. »Der Maler hieß Leonardo da Vinci.«

»Gut. Gibt es noch einen anderen Namen für das Bild?«

»La Gioconda.«

Neue Bilder wurden projiziert, Alex gab die richtigen Antworten. Eine Viertelstunde war vergangen, als Dr. Torres das Gerät ausschaltete. Er knipste die Raumbeleuchtung an. »Nun?« fragte er. »Was hältst du selbst von deinen Fähigkeiten?«

»Das meiste davon habe ich wahrscheinlich hier im Institut gelernt. Ich habe in den drei Monaten mindestens hundert Bücher gelesen.«

»Du hast mir vorhin gesagt, daß du in Biologie *Sehr gut* hattest. Stand das *auch* in den Büchern?«

»Nein, das hat mir meine Mutter gesagt. Was den eigentlichen Unterricht angeht, so erinnere ich mich nur an ganz wenige Dinge, zum Beispiel an die Namen der Lehrer. Das Problem ist, ich sehe das alles nicht bildlich vor mir. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können.«

»Aber sicher verstehe ich das«, sagte Dr. Torres. »Du hast Schwierigkeiten, die Dinge zu visualisieren. Dir fehlt die Fähigkeit zum eidetischen Bild. Ist es so?«

Alex nickte.

»Hast du auch Schwierigkeiten, Dinge zu visualisieren, die du erst nach deinem Unfall erlebt oder kennengelernt hast?«

»Nein, das fällt mir leicht. Aber es gibt noch etwas, das ich Ihnen sagen möchte. Manchmal sehe ich etwas, das mir bekannt vorkommt, aber ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit ich das zum ersten Mal sah. Wenn man mir dann sagt, das war vorgestern, als du durch den Flur im ersten Stock gegangen bist, erinnere ich mich, aber es ist trotzdem nicht wie eine richtige Erinnerung. Es ist schwer zu erklären.«

»Meinst du ein Deja-vu-Erlebnis?«

»Ist das, wenn man denkt, man hat ein bestimmtes Erlebnis schon einmal gehabt?«

»Ganz recht.«

»Nein, es ist anders. Es ist ein Zwischending zwischen Erinnerung und Traum.«

»Also doch ein Deja-vu-Erlebnis«, sagte Dr. Torres. »Ich will dir sagen, wie meine Diagnose ist. Du verfügst über ein Erinnerungsvermögen, aber diese Erinnerung ist lückenhaft. Das liegt daran, daß die Verletzungen in deinem Gehirn noch nicht vollständig verheilt sind. Du hast einen sehr schweren Unfall gehabt, Alex. Bei der Operation ist es mir gelungen, den größten Teil der Lücken, die entstanden waren, zu überbrücken. Aber es gibt Bereiche, wo die Verbindung nicht klappt. Dein Gehirn weiß, daß die Information sich in einer ganz bestimmten Gehirnwinding befindet, aber es ist nicht in

der Lage, die Information von dort abzurufen. Trotzdem bemüht sich das Gehirn weiter, das Defizit auszugleichen. Es tut das, indem es Umwege geht, um zu der benötigten Information zu gelangen. Ich glaube, daß es dir immer öfter gelingen wird, über reiche Umwege ans Ziel zu kommen. Irgendwann wird es soweit sein, daß dir das ganze Wissen, das du vor dem Unfall hattest, wieder zur Verfügung steht.« Der Summer ertönte. Dr. Torres nahm den Hörer ab. Ein kurzes Gespräch folgte. »Deine Eltern sind da, um dich abzuholen«, sagte er, als er das Gespräch beendet hatte. »Ich würde dich bitten, ins Laboratorium zu gehen und zu warten, bis ich dich hole. Ich möchte vorher noch mit deinen Eltern reden.«

»Wird es lange dauern?«

»Dir wird die Zeit wie im Fluge vergehen. Ich habe Dr. Bloch gebeten, einen letzten Test mit dir zu machen.« Er schmunzelte. »Danach ist alles ausgestanden. Du brauchst dann nur noch in größeren Abständen ins Institut zu kommen.« Er legte ihm die Hand auf die Schultern. »Die Nachuntersuchungen dauern jeweils nur wenige Stunden.«

Alex erhob sich. Mit schwankendem Gang durchquerte er das Büro. Er war fast am Ausgang des Büros angelangt, als sich die Tür öffnete. Alex' Eltern traten ein. Der Junge blieb stehen, stützte sich auf seinen Stock und gab seiner Mutter einen Kuß auf die Wange. Er schüttelte dem Vater die Hand. Dann strebte er zum Flur.

»Alex«, sagte Ellen, »wo willst du denn hin?«

»Ich muß noch einen Test machen, Mutter«, sagte der Junge gleichmütig. »Danach können wir dann fahren.« Er überquerte die Schwelle und schloß die Tür. Ellen stand da wie angewurzelt.

Ihre Stimme zitterte, als sie Dr. Torres begrüßte. »Ich verstehe das nicht, Raymond. Hat der Junge denn überhaupt Fortschritte gemacht? Er freut sich überhaupt nicht, daß er aus dem Krankenhaus entlassen wird und mit uns kommen kann.«

»Setzen Sie sich«, sagte Dr. Torres. »Ich werde Ihnen alles erklären.« Während er in seinem Büro auf- und abging, erläuterte er den Eltern seine Diagnose.

»Das ist alles«, sagte er zum Schluß seines halbstündigen Vortrags. »Physisch und intellektuell hat sich Alex besser entwickelt, als wir gehofft haben.«

»Aber er hat keine Emotionen«, sagte Ellen. Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Es tut mir leid. Ich hatte meine Erwartungen zu hoch geschraubt. Ich hatte ein Wunder erwartet.«

»Das Wunder ist bereits geschehen«, sagte Dr. Torres. »Sie vergessen außerdem, daß ich mit der Behandlung noch nicht zu Ende bin. Wir können ambulant weitere Verbesserungen bei Ihrem Jungen erzielen. Allerdings müssen Sie sich damit abfinden, daß Alex nie mehr der sein wird, der er einmal war.«

»Damit haben wir uns schon abgefunden.« Es war Marsh, der Dr. Torres antwortete. Er versuchte das Unbehagen, das er bei dem Gespräch empfand, mit einem Lächeln zu überspielen. »Um ehrlich zu sein, wir sind erstaunt, daß sich der Zustand unseres Sohnes in den drei Monaten der Behandlung so dramatisch gebessert hat.«

Dr. Torres schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, Sie werden in der ersten Zeit einige Enttäuschungen erleben. Alex hat noch große Gedächtnislücken. Es könnte sein, daß er sich draußen überhaupt nicht zurechtfindet. Er hat mir gesagt, er hat keine Ahnung, wie La Paloma aussieht. Er kann sich nicht einmal mehr an das Haus erinnern, das Sie früher bewohnt haben.«

»Wir werden ihm das Haus zeigen, dann wird er sich erinnern«, sagte Marsh. Er versuchte ein Lächeln in Richtung Ellen. »Ich nehme Alex mit, wenn ich zu unserer früheren Wohnung fahre. Nur so, zum Abgewöhnen. Möglicherweise fühlt sich der Junge dort genauso wohl wie ich.«

Dr. Torres vermied es, auf den Scherz einzugehen, der auf Dr. Lonsdales Frau gemünzt war. »Wenn ich vorhin gesagt habe, daß Alex sich nicht an Ihr früheres Haus erinnern kann,

dann bedeutet das nicht, daß er für den Weg dorthin unbedingt Ihre Hilfe braucht. Ich habe ihm eine großformatige Karte vorgelegt, auf der nicht nur die Straßen, die nach La Paloma führen, sondern auch die Häuser und Stadtviertel verzeichnet sind. Er hat mir dann den nächsten Weg gezeigt, wie man von hier nach dort kommt.« Er räusperte sich. »Und auch, wie man Ihr früheres Haus innerhalb des Stadtgebietes von La Paloma findet. Was nicht funktioniert, ist die bildhafte Erinnerung. Alex weiß nicht mehr, wie das Haus ausgesehen hat. In gleicher Weise fehlen ihm die Bilder der meisten Dinge, die seinen Alltag vor dem Unfall bestimmt haben.«

»Ist das überhaupt möglich?« fragte Ellen.

»Möglich schon, aber unwahrscheinlich.«

»Ich verstehe nicht, wieso Sie Ihre eigene Diagnose als unwahrscheinlich bezeichnen.«

»Weil meine Diagnose auf den Informationen beruht, die Alex mir gegeben hat, und weil ich daran zweifle, daß er seine eigenen Fähigkeiten richtig einschätzt.« Er erklärte ihnen, was er zuvor seinem Patienten erläutert hatte. Dann nahm er hinter seinem Schreibtisch Platz. »Und das«, sagte er, »bringt uns auf das große Problem, mit dem wir es bei Ihrem Sohn in der nächsten Zeit zu tun haben. Ich spreche von seiner Persönlichkeit, besser gesagt von den Persönlichkeitsmängeln.«

Marsh und Ellen tauschten einen verstohlenen Blick. Über das gleiche Thema hatten sie in den letzten Wochen nur allzuoft gestritten. Ellen hatte dabei die These vertreten, daß die merkwürdige Passivität, die Alex bei den Besuchen zeigte, nur eine vorübergehende Erscheinung war. Dr. Torres, so glaubte sie, würde durch weitere Heilmaßnahmen die Persönlichkeit des Jungens zur gewünschten emotionalen Reife ausformen. Marsh hatte dagegegehalten, daß es eine völlige Wiederherstellung bei Alex nicht geben werde. Die Gehirnbereiche, die für Gefühle verantwortlich seien, hätten

bei dem Unfall möglicherweise so tiefe Verletzungen davongetragen, daß diese Funktionen für immer ausfielen.

»Nein«, hatte Ellen geantwortet. »Alles ist nur eine Frage der Zeit. Raymond kann dem Jungen helfen. Wir müssen unser Vertrauen in diesen Arzt setzen, dann wird alles gut.«

Marsh hatte bei solchen Diskussionen natürlich darauf hingewiesen, daß Dr. Torres ein Chirurg und kein Psychotherapeut war, aber von den Einschränkungen, die mit dieser Klassifizierung verbunden waren, wollte Ellen nichts wissen. Der Frühling verging, der Sommer kam. Ellens Zuversicht in Dr. Torres' Fähigkeiten wuchs von Woche zu Woche, und entsprechend wuchs das Mißtrauen, das Marsh für den Mann empfand, den seine Frau ›Raymond‹ nannte. Wenn sie ihn darauf ansprach, so argumentierte er, es sei die grenzenlose Arroganz dieses Chirurgen, die so unfreundliche Gefühle bei ihm auslöste. Tief in seinem Herzen jedoch wußte er, daß er auf Torres eifersüchtig war. Dieser Mann hatte bei seinem Sohn die Vaterrolle übernommen. Zugleich war er zum alleswissenden Ratgeber und zum Vertrauten seiner Frau aufgerückt. Das Schlimme war, daß er gegen Torres nichts unternehmen konnte. Im Gegenteil, er mußte ihm noch dankbar sein, weil dieser seinen Sohn vor dem sicheren Tod gerettet hatte.

Und jetzt war Dr. Torres dabei, für die schweren Defizite, die es bei Alex gab, eine wissenschaftliche Erklärung zu finden. »Wir haben es bei Ihrem Sohn in dem Zustand, wie er jetzt ist, mit einer flachen Persönlichkeit zu tun.« Er wandte sich zu dem Vater des Jungen. »Ich hoffe, der Ausdruck ist Ihnen aus der medizinischen Praxis geläufig.«

»Ich hatte des öfteren Gelegenheit, das Krankheitsbild zu beobachten, und das nicht nur in meiner medizinischen Praxis«, sagte Marsh sarkastisch.

»Ich will es Ihnen trotzdem erklären«, sagte Dr. Torres. Sein Blick wanderte zu Ellen. »Das emotionale Defizit, das im Falle

Ihres Sohnes vorliegt, ist die Ursache für das, was wir eine labile Persönlichkeit nennen. Solch ein Patient neigt dazu, aus nichtigem Anlaß zu lachen oder in Tränen auszubrechen. Oder aber die Persönlichkeit stumpft ab, wie wir es bei Alex beobachten können. Emotionale Reaktionen finden nicht mehr statt. Bei längerer Behandlung kann man eine Verbesserung des Zustandes, keinesfalls aber eine vollständige Heilung erzielen. Ich fürchte, das sind die Tatsachen, mit denen wir es im Falle Ihres Sohnes zu tun haben. Seine Persönlichkeit ist auf Dauer geschädigt.«

Schweigen erfüllte den Raum. Und dann sagte Dr. Torres in die Stille hinein: »Ich hatte Sie gewarnt. Ich hatte Ihnen gesagt, daß die Operation keine vollständige Heilung bewirkt.«

»Ich bin sicher, er wird wieder ganz gesund werden«, sagte Ellen. Ihr Mann erschauerte, als er die Entschlossenheit in ihrer Stimme hörte. Sie sah zu Dr. Torres auf. »Sie können dem Jungen helfen, und Sie können mir helfen. Sagen Sie mir bitte, ob ich auf den Jungen zugehen soll. Soll ich ihn in den Arm nehmen, wenn er sich verabschiedet? Soll ich versuchen, die Gefühle in ihm zu wecken?«

»Natürlich«, sagte Dr. Torres. »Es hätte wohl auch keinen Zweck, wenn ich Ihnen davon abrate, Sie würden es trotzdem tun. Aber Sie müssen sich auf Enttäuschungen gefaßt machen. Ich habe den Jungen den ganzen Sommer über in der Klinik gehabt, und ich kann Ihnen sagen, die Erfahrungen mit einem solchen Patienten können sehr frustrierend sein. Sie, die Mutter, erwarten zum Beispiel, daß er sich über die Fortschritte, die er macht, genauso freut wie Sie. Er aber zeigt keine Reaktion. Vielleicht liegt das aber auch nur daran, daß er noch nicht gelernt hat, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Wir müssen die weitere Entwicklung abwarten.«

Ellen warf ihrem Mann einen triumphierenden Blick zu, dann wandte sie sich wieder zu Dr. Torres. »Wie sind die kurzfristigen Aussichten?«

»Schwer zu sagen. Alles ist möglich. Das Gehirn Ihres Sohnes befindet sich noch in der Genesungsphase. Das Wichtigste ist, daß Sie über die Dinge, die er sagt und tut, genau Buch führen. Ich möchte, daß Sie mir Ihre Aufzeichnungen aushändigen, wenn Sie Ihren Jungen zur Behandlung zu mir bringen. Ich möchte feststellen, inwieweit er wieder normal reagiert und welche Abweichungen es gibt. Vor allem möchte ich von Ihnen wissen, bei welchen Gelegenheiten er weint oder lacht. Schreiben Sie sich auch auf, bei welcher Gelegenheit Ihr Sohn gelächelt hat, es ist wichtig.«

»Ich werde dafür sorgen«, sagte Ellen, »daß mein Sohn wieder unbeschwert lachen kann.«

»Ich hoffe, das gelingt Ihnen«, sagte Dr. Torres. »Und noch eines. Wenn Sie einmal frustriert sind, weil Ihr Sohn kein Lächeln zustande bringt, dann sollten Sie sich vor Augen halten, daß er aus dem gleichen Grunde aller traurigen Gefühle enthoben ist.«

Marsh fragte sich, ob das als Trost gemeint war. Wenn ja, dann hatte Dr. Torres in der Wahl seiner Worte gründlich danebengegriffen.

Alex erwachte aus der Narkose, die ihm vor Beginn der Untersuchung verabreicht worden war. Vor ihm stand Dr. Bloch, der Assistent von Dr. Torres. »Wie fühlst du dich?« fragte der Mann im weißen Kittel. Alex wußte fast gar nichts von ihm. Ein Beschäftigter des Instituts.

»Gut«, sagte er. »Aber wie kommt es, daß ich vor dem Erwachen aus der Narkose immer Stimmen höre und Bilder sehe?«

»Was für Stimmen? Was für Bilder?«

»Es ist schwer zu erklären. Die Bilder sind wie ein flimmernder Film und die Stimmen wie ein Kreischen.«

Dr. Bloch zog die Stöpsel aus der Metallplatte, die das Loch in Alex' Schädeldecke verschloß. »Hast du Schmerzen?« fragte

er.

»Keine Schmerzen.«

»Kannst du fühlen? Funktioniert dein Geruchssinn?«

»Ich glaube nicht.«

»Ich werde dir sagen, warum du Stimmen hörst und Bilder siehst«, erklärte Dr. Bloch. »Vor jedem Test bekommst du eine Narkose. Das geschieht, weil wir während der Versuche bestimmte Teile deines Gehirns mit elektrischer Spannung reizen. Der Reiz verursacht keine Schmerzen, wohl aber kann er Empfindungen im Geruchs- und Geschmackszentrum auslösen, auch unangenehme Empfindungen. Wärest du ohne Narkose, würdest du zum Beispiel glauben, du hättest dir die Hand verbrannt. Daß du vor dem Aufwachen Stimmen hörst und Bilder siehst, ist eine logische Folge.«

Alex stand von der Untersuchungsliege auf und zog sich sein T-Shirt an. »Soll ich Dr. Torres von den Stimmen und Bildern erzählen?« fragte er.

»Wie du willst«, sagte Dr. Bloch. »Ich mache sowieso eine entsprechende Notiz in deiner Krankengeschichte. Du brauchst dir übrigens wegen dieser Empfindungen keine Sorgen zu machen.«

»Natürlich nicht«, sagte Alex.

»Gibt es überhaupt etwas, das dir Sorgen macht?« fragte Dr. Bloch.

Alex dachte nach. »Nein.« Er schlüpfte in seine Schuhe, ergriff seinen Krankenstock, stand auf und humpelte zur Tür.

Dr. Bloch sah ihm nach. Das Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden. Er war erleichtert, daß dieser Patient endlich nach Hause entlassen wurde. Drei Monate hatte die Behandlung des Jungen gedauert, der Arbeitsdruck während dieser Zeit war fast unerträglich gewesen.

Dr. Bloch zog sich seinen weißen Kittel aus und schlüpfte in seine khakifarbene Windjacke. Er mochte den Jungen nicht. Überhaupt nicht.

Zwar hatte Dr. Torres ihm erklärt, die Operation, die er mit Hilfe seiner Assistenten, darunter Dr. Bloch, an Alex Lonsdale durchgeführt hatte, würde in die Geschichte der Medizin eingehen. Aber das interessierte den Mann nicht, der jetzt zum Ausgang des Instituts strebte.

Für ihn war Alex ein Zombie.

Sie hatten Palo Alto verlassen und fuhren die Middlefield Road entlang. Wenig später mündete die Straße in den La Paloma Drive ein.

»Kannst du mir sagen, was hinter der nächsten Kurve kommt?« fragte Ellen.

Alex rief sich die Straßenkarte ins Gedächtnis. »Ein Park«, sagte er. »Hillside Park.«

»Du kannst dich tatsächlich daran erinnern?« fragte Ellen hoffnungsvoll.

»Nein«, sagte er. »Der Park war auf der Straßenkarte verzeichnet, die Dr. Torres mir gegeben hat.« Der Wagen durchfuhr die Kurve. »Anhalten!« sagte Alex plötzlich.

Marsh brachte den Wagen zum Stehen. Er folgte Alex' Blick. In einiger Entfernung war eine Gruppe spielender Kinder zu erkennen. Drei oder vier vergnügten sich auf Schaukeln, die im Geäst eines Baumes befestigt waren, die anderen warfen sich Frisbee-Scheiben zu.

»Was ist, Alex?« fragte Marsh. »Warum wolltest du, daß ich anhalte?«

»Als ich ein Kind war«, sagte Alex, »hätte ich so gern eine Schaukel gehabt.«

»Du sagst das, als hättest du nicht unzählige Male auf der Schaukel gesessen, die wir damals gekauft haben«, sagte Marsh und lachte. Er ahmte den Singsang eines Kindes nach. »Höher! Höher! Will nicht nach Hause. Will schaukeln.«

»Daran kann ich mich überhaupt nicht erinnern«, sagte Alex.

Marsh beobachtete die Miene seiner Frau im Rückspiegel.

Ellen war bedrückt, ebenso wie er selbst. Wie konnten sie sich mit ihrem Sohn verständigen, wenn dieser überhaupt keine Erinnerung an die Zeit vor dem Unfall bewahrt hatte? »Möchtest du aussteigen und schaukeln?« fragte er den Jungen.

»Nein«, sagte Alex nach kurzem Zögern. »Es ist besser, wir fahren gleich nach Hause. Vielleicht erinnere ich mich an unser Haus, wenn ich's sehe.«

Sie fuhren nach La Paloma hinein. Alex betrachtete die Straßen, die Häuser, die Parks. Neuland. Er erinnerte sich nicht, daß er das viele Male gesehen hatte.

Es gab eine Ausnahme.

»Der Baum«, sagte Alex.

»Was für ein Baum?«

Sie hatten die Plaza, das Zentrum von La Paloma, umrundet. »Die Eiche«, sagte der Junge. Er war sicher, daß er die Eiche schon einmal gesehen hatte. Alles andere auf der Plaza hatte sich verändert, nur der Baum nicht.

»Die Kette«, sagte er. »Früher gab es keine Kette.«

Ellen wußte, was er meinte. »Die Kette«, so erklärte sie ihm, »ist erst vor einigen Jahren angebracht worden.«

»Ein Seil«, sagte Alex. »An dem untersten Ast hing ein Seil.«

Sie mußte lächeln. »Ein Seil und ein Autoreifen«, sagte sie. »Das war für euch Kinder die schönste Schaukel.«

Das Bild, das in diesem Augenblick vor Alex' geistigem Auge erstand, zeigte keine Kinderschaukel, sondern einen Mann, der mit dem Hals in einer Schlinge hing.

Ob er seinen Eltern sagen sollte, was er sah? Besser nicht. Es war ein verrücktes Bild. Wenn er seinen Eltern davon berichtete, würden sie ihn für geistesgestört halten.

Aus irgendeinem Grunde war es wichtig, daß einen die Menschen nicht für geistesgestört hielten.

Die Einfahrt des elterlichen Hauses kam in Sicht. Dann das

Haus.

Und Alex erinnerte sich. Er kannte das Haus.

Allerdings gab es Veränderungen, die ihm rätselhaft waren. Die Ranken, die an der Mauer hochkletterten, waren viel zu groß. In seiner Erinnerung gab es ein Spalier mit säuberlich gestutzten Weinreben.

Wie das Innere des Hauses wohl aussah? Es gelang Alex nicht, sich die Zimmer ins Gedächtnis zu rufen.

Sein Blick fiel auf den Schornstein. Wenn es einen Schornstein gab, gab es einen Kamin, eine offene Feuerstelle. Aber Alex erinnerte sich nicht, je im Leben eine offene Feuerstelle gesehen zu haben. Die einzige, die er kannte, befand sich in der Lobby des Gehirnforschungsinstituts.

Er machte die Wagentür auf und stieg aus. Mit langsamen Schritten ging er auf die Freitreppe zu, die zum Eingangsportal hinaufführte. Als er den Fuß auf die erste Stufe setzen wollte, spürte er die Hand seines Vaters an seinem Ellbogen.

»Ich kann allein hinaufgehen«, sagte Alex.

»Aber Dr. Torres hat gesagt...«

»Ich weiß, was Dr. Torres gesagt hat. Ich schaffe die Treppe allein.«

Sein Vater mußte ihn stützen, als er ins Schwanken kam.

»Danke«, sagte Alex. Dann: »Ich möchte es gleich noch mal versuchen.«

»Das hat später noch Zeit«, sagte seine Mutter. »Möchtest du jetzt nicht lieber ins Haus gehen?«

»Nein«, sagte Alex. »Ich will erst noch die Treppe ausprobieren. Dr. Torres sagt, es ist sehr wichtig, daß ich mich ohne fremde Hilfe bewegen kann.«

»Gehen wir erst einmal ins Haus«, entgegnete der Vater.

»Du ruhst dich aus, nachher probierst du die Treppe.«

»Nein, jetzt.«

Es dauerte eine Viertelstunde, bis Alex gelernt hatte, ohne Schwanken und Stolpern die Treppe hinaufzugehen. Ellen

freute sich über die Geduld, die er bewies. Sie wollte ihn in den Arm nehmen und küssen, aber er wies sie zurück.

»Gehen wir jetzt hinein«, sagte er kühl.

Sie folgte ihm und war froh, daß er ihre Tränen nicht sehen konnte.

Alex hatte sein Zimmer betreten. Der Raum kam ihm bekannt vor, nicht aber die Möbel. Er trat an den Schreibtisch und nahm das Schulheft hoch.

Geometrie.

Die Erinnerung kam wie ein Blitz. Die Geometrie-Lehrerin hieß Mrs. Hendricks.

Wie sah Mrs. Hendricks aus?

Keine Ahnung.

Er öffnete das Heft und löste eine Aufgabe, die dort verzeichnet war. Fünf Minuten verstrichen. Immer noch kein Bild, wie Mrs. Hendricks aussah.

Er las in den Schulbüchern. Schließlich fiel ihm das Jahrbuch seiner Schule in die Hände. Er öffnete es, um die Fotos der Schüler und der Lehrer zu studieren.

Eine Stunde später wußte er, wie Mrs. Hendricks aussah. Er wußte auch, wie seine Klassenkameraden aussahen. Er wußte jetzt, wer die Menschen waren, die ihn im Krankenhaus besucht hatten. Er wußte auch, wie sie hießen.

Und doch wußte er nichts über diese Menschen.

Sein Gedächtnis war leer wie ein unbeschriebenes Blatt.

Er fuhr aus seinen Gedanken hoch. Seine Mutter war ins Zimmer getreten.

»Brauchst du was, Alex?«

»Nein.« Er versuchte, sich an den Garten zu erinnern. »Es ist merkwürdig«, sagte er leise. »Der wilde Wein ist anders, als er früher war.«

»Willst du damit sagen, dein Gedächtnis funktioniert wieder?«

»Eben nicht. Ich kann mich weder an das Haus noch an mein Zimmer erinnern.«

Ellen führte ihren Jungen zum Bett und setzte sich neben ihn. Sie legte ihm die Arme um den Hals. »Du mußt deswegen nicht traurig sein«, sagte sie. »Natürlich haben dein Vater und ich gehofft, du würdest dein Gedächtnis wiederfinden, aber Raymond hatte uns ja vor übertriebenen Hoffnungen gewarnt.«

»Ich werde alles neu lernen müssen«, hörte sie ihn sagen.

»Und ich werde dir dabei helfen«, antwortete sie. »Du wirst sehen, irgendwann wird die Erinnerung zurückkehren.«

Nie, dachte Alex. Nie. Er würde heucheln müssen. Er würde die Menschen anlügen. Ihnen sagen, daß sein Gedächtnis wieder funktionierte.

In den drei Monaten, die er in der Obhut von Dr. Torres verbrachte, hatte Alex eines gelernt. Die Menschen freuten sich, wenn er ihnen etwas vorlog.

Blieb die Frage, was Freude eigentlich für ein Gefühl war. Alex war aufgestanden. Er folgte seiner Mutter ins Wohnzimmer. Ob er sich je wieder freuen konnte?

Neuntes Kapitel

Labor Day, der Tag der Arbeit, wurde nach amerikanischer Tradition am ersten Montag im September, nicht am 1. Mai gefeiert. Es war typisch für das Wetter in Kalifornien, daß trotz der vorgerückten Jahreszeit noch nichts von der bevorstehenden Abkühlung der Wintermonate zu spüren war. Schon um sieben Uhr früh hatte die Sonne den Nebel weggebrannt, der über den Hügeln von La Paloma lag. Als Dr. Lonsdale seinen Wagen vor dem Haus der Nachbarfamilie Cochran zum Halten brachte, war die Hitze deutlich zu spüren.

Er wandte sich zu Alex, der auf dem Beifahrersitz saß. »Soll ich dich und Lisa nicht doch besser zur Schule fahren?«

»Ich möchte zu Fuß gehen«, gab Alex zur Antwort. »Dr. Torres sagt, ich soll so viel wie möglich gehen.«

»Dr. Torres sagt viel, wenn der Tag lang ist«, entgegnete Marsh. »Du brauchst nicht alles zu tun, was er sich ausdenkt.«

Alex öffnete die Wagentür und stieg aus, nachdem er seinen Stock auf den Rücksitz gelegt hatte. Sein Vater sah ihn mit einem mißbilligenden Blick an. »Hat Dr. Torres dir gesagt, du sollst ohne Stock gehen?«

»Nein. Ich dachte nur, es ist besser, wenn ich auf den Stock verzichte.«

Dr. Lonsdales finstere Miene verwandelte sich in ein Lächeln. »Vielleicht hast du recht.« Und dann: »Bist du sicher, daß du schon wieder am Schulunterricht teilnehmen willst?«

Alex nickte. »Ja.«

»Wenn du willst, kannst du auch zu Hause lernen. Ich könnte dir einen Privatlehrer aus Stanford besorgen.«

»Nein«, sagte Alex. »Ich möchte lieber am normalen Unterricht teilnehmen. Ich glaube, daß sich auf diese Weise manche Erinnerungslücken schließen.«

»Dein Gedächtnis ist schon wesentlich besser geworden«, erwiderte Marsh. »Ich möchte nur nicht, daß du dich überanstrengst. Wie soll ich es dir sagen... Es ist nicht notwendig, daß du dich an alles erinnerst, was vor dem Unfall gewesen ist.«

»Das sehe ich anders«, entgegnete Alex. »Ich bin erst geheilt, wenn ich mich wirklich an alles erinnern kann.« Er schlug die Wagentür zu und ging auf das Haus der Familie Cochran zu. Nachdem er einige Schritte zurückgelegt hatte, blieb er stehen, um seinem Vater zuzuwinken. Marsh winkte zurück, dann scherte er aus der Parklücke aus. Alex setzte seinen Weg zur Eingangstür fort. Er dachte über den kurzen Wortwechsel nach, den er mit seinem Vater geführt hatte. Ob dieser wohl gemerkt hatte, daß er ihn belogen hatte?

Seit Alex aus Dr. Torres' Institut nach Hause zurückgekehrt

war, hatte er sich ans Lügen gewöhnt.

Er war an der Tür angekommen, drückte auf die Klingel und wartete. Als sich nichts rührte, klingelte er ein zweites Mal. Er erinnerte sich nicht mehr daran, daß er früher bei dieser Familie ein- und ausgegangen war, ohne zu klingeln und ohne anzuklopfen.

Das Haus, vor dem er stand, war ihm vollkommen fremd, ebenso wie das eigene Heim, von dem ihm seine Eltern erzählten, daß er von klein auf dort gelebt hatte. Alex hatte es sorgsam vermieden, seine Eltern auf diese Gedächtnislücken hinzuweisen. Bei dem ersten Besuch im Hause seiner Freundin Lisa hatte er seine ganze Anstrengung darauf verwandt, sich die Aufteilung der Räume genau einzuprägen. Und dann hatte er den Eltern des Mädchens vorgeflunkert, daß er sich an ein Bild erinnerte, das im ersten Stock hing. Es handelte sich um ein Foto, das ihn und Lisa im Alter von fünf oder sechs Jahren zeigte.

Alle zeigten sich sehr erfreut, daß er sich an dieses Bild ›erinnert‹ hatte, und nach einer Weile war Alex selbst nicht mehr ganz sicher, ob die Information nicht tatsächlich in seinem Gedächtnis gespeichert gewesen war. Jedenfalls fühlte er sich ermutigt, neue Experimente mit seinem Erinnerungsvermögen anzustellen.

Er machte gute Fortschritte. Vor einer Woche zum Beispiel hatte er im Schreibtisch seines Vaters nach einem Kugelschreiber gesucht. Dabei war ihm die Reparurrechnung einer Autowerkstatt in die Hände gekommen. Als er am Abend jenes Tages - sein Vater brachte ihn zu Lisa - an der Autowerkstatt vorbeifuhr, war der Funken der Erinnerung übersprungen.

»Ist der Wagen im vergangenen Jahr nicht schon einmal in dieser Werkstatt repariert worden?« fragte er.

»So ist es«, bestätigte ihm sein Vater. Dann: »Weißt du noch, was für eine Reparatur es war?«

»Getriebe?«

»Richtig. Dein Gehirn funktioniert wieder, siehst du?«

»Ein bißchen«, sagte Alex. »Nur ein kleines bißchen.«

Die Haustür öffnete sich. Lisa stand vor ihm. Sie strahlte ihn an. Er erwiderte ihr Lächeln. »Alles klar?«

»Nichts ist klar«, lachte sie. »Du glaubst doch nicht etwa, daß ich mich auf die Schule freue.« Sie wiegte sich in den Hüften. »Na, wie sehe ich aus?«

Alex betrachtete das Mädchen. Sie trug Jeans und eine weiße Bluse. »Warst du immer so angezogen, wenn du zur Schule gingst?«

»Fast alle in der Schule sind so angezogen.« Lisa rief ihren Eltern, die irgendwo im Haus sein mußten, einen Abschiedsgruß zu, dann machte sie sich in Begleitung ihres Freundes auf den Weg zur La Paloma High School.

Während sie durch die Straßen der Ortschaft gingen, stellte er ihr eine große Anzahl Fragen. Er erkundigte sich, wer in diesem oder jenem Haus wohnte, wem die Läden und Geschäfte gehörten, an denen sie vorbeikamen, wie die Menschen hießen, denen sie an jenem Morgen begegneten. Geduldig gab ihm Lisa die Auskünfte, die er haben wollte. Und dann testete sie sein Gedächtnis. »Wer wohnt in dem blauen Haus an der Carmel Street?«

»Familie Jameson.«

»Und in dem alten Haus am Ende der Monterey Street?«

»Miß Thorpe«, antwortete Alex. Er fügte hinzu: »Die Hexe.«

Lisa betrachtete ihn aus den Augenwinkeln. Sie war nicht sicher, ob die Bemerkung ernsthaft gemeint war. Aber dann erinnerte sie sich, daß Alex, seit er den Unfall gehabt hatte, keinen einzigen Scherz mehr gemacht hatte. »Sie ist keine Hexe«, sagte sie. »Das haben wir nur geglaubt, als wir noch Kinder waren.«

Alex blieb stehen. »Wenn sie keine Hexe ist, warum behaupten die Leute dann, sie wäre eine?«

Lisa war unschlüssig, was sie ihm antworten sollte. Er schien seine *ganze* Kindheit vergessen zu haben, und irgendwie verstand er auch nicht, daß Kinder gern Dinge wiederholten, die sie nur vom Hörensagen wußten. Wie oft waren sie mit angenehmem Gruseln über Miß Thorpe hergezogen. Aber Alex schien das Vorstellungsvermögen für solche Dinge verloren zu haben. Er fragte Lisa nach den Namen von Menschen und Dingen, aber die Informationen, die sie ihm gab, schienen ihm nichts zu bedeuten. Sein Verhalten hatte allmählich zu einer Entfremdung zwischen ihnen geführt. Lisa hatte zu niemandem darüber gesprochen, aber insgeheim war sie froh, daß die Ferien jetzt zu Ende waren. Sie konnte sich jetzt mit Schularbeiten herausreden, wenn Alex zu ihr kam.

»Ich weiß es nicht«, beantwortete sie seine Frage. »Als Kinder haben wir Miß Thorpe für eine Hexe gehalten, das ist alles. Und nun komm, wir müssen uns beeilen.«

Alex hatte ein unsicheres Gefühl, als er das Freigelände vor der La Paloma High School überquerte. Es schien ihm, als sei er vor Jahren schon einmal hier gewesen, aber die Lage der Gebäude hatte sich verändert.

Die Schule bestand aus vier Gebäudeteilen, die um einen rechteckigen Platz gruppiert waren. In der Mitte des Platzes war ein Springbrunnen. Einiges, was er sah, kam ihm bekannt vor.

Aber die Erinnerungen waren unvollständig.

Immerhin, es gab Dinge, die in seinem Gedächtnis gespeichert waren.

Er warf einen Blick auf den Stundenplan in seiner Hand. Die Schulglocke schrillte. Alex ging auf den Gebäudetrakt zu, in dem er die nächsten Wochen und Monate verbringen würde.

Obwohl er sich an die Aufteilung der Räume nicht erinnerte, hatte er keine Mühe, sein Klassenzimmer zu finden. Er überquerte die Schwelle und wollte sich neben Lisa setzen, als

der Lehrer - es war Mr. Hamlin, und Alex erkannte ihn, weil er genauso aussah wie auf dem Foto, das er im Jahrbuch der High School entdeckt hatte - ihn zu sich rief. Er müsse sich, so bedeutete er ihm, erst beim Dekan der Schule anmelden. Schweigend verließ Alex das Klassenzimmer, um sich zum Verwaltungsgebäude zu begeben.

Sobald er das Portal passiert hatte, verfestigte sich in ihm das Gefühl, daß er sich auf bekanntem Terrain befand. Ganz recht, dort waren die verglasten Büros, die er kannte.

Er öffnete eine der Türen und war erstaunt, eine Krankenschwester vorzufinden.

»Was kann ich für dich tun?« fragte sie.

»Entschuldigen Sie, ich habe mich vertan. Ich möchte zum Dekan, zu Mr. Eisenberg.«

Die Krankenschwester lächelte. »Mr. Eisenbergs Büro ist auf dem anderen Flur.« Sie deutete nach draußen. »Erste Tür rechts.«

»Danke«, sagte Alex. Er verließ den Raum und ging in die Richtung, die sie ihm gewiesen hatte.

Was war passiert? Er war verunsichert. Als er das Verwaltungsgebäude betrat, war ihm alles ganz vertraut vorgekommen. Er war sicher gewesen, daß er hinter jener Tür den Dekan vorfinden würde. Statt dessen war er in das Büro der Krankenschwester geraten.

Er konnte sich auf seine Erinnerungen nicht verlassen.

Und trotzdem glaubte er zu wissen, daß ihn sein Gedächtnis in diesem besonderen Fall nicht getrogen hatte.

»Wie gefällt es Ihnen in dem neuen Büro?« begrüßte er die Sekretärin, als er das Vorzimmer des Dekans betrat.

Ihr Lächeln gefror. »Was für ein neues Büro?« fragte sie. »Was meinst du damit, Alex?«

Er schluckte. »Hatte Mr. Eisenberg sein Büro nicht früher in dem Raum, wo jetzt die Krankenschwester ist?«

Ihre Antwort kam zögernd. »Mr. Eisenbergs Büro ist hier,

seit ich in der Verwaltung der Schule arbeite.« Das Lächeln fand in ihre Mundwinkel zurück. »Wenn du zum Dekan möchtest, du kannst gleich hineingehen.« Sie nickte ihm zu. »Du brauchst keine Angst zu haben.«

Er umrundete ihren Schreibtisch und klopfte an die Verbindungstür, so, wie er ungezählte Male an Dr. Torres' Tür geklopft hatte.

»Herein«, ließ sich die Stimme eines Mannes vernehmen. Alex trat ein. Er hatte sich die Gesichter aus dem Jahrbuch der High School gut gemerkt, und so wußte er, daß es sich bei dem Mann, der ihm entgegenkam, um den Dekan handeln mußte. Er kannte seinen Namen, er kannte sein Gesicht - und doch erinnerte er sich nicht, ihm je begegnet zu sein. Der Funke, den er beim Betreten des Verwaltungsgebäudes gespürt hatte, schien erloschen.

Dan Eisenberg begrüßte ihn mit Handschlag. »Ich freue mich, dich wiederzusehen, Alex.«

»Ich freue mich ebenfalls, Sir«, antwortete Alex. Er nahm in dem Sessel Platz, den der Dekan ihm anbot.

»Kommen wir sofort zur Sache, Alex. Ich habe dich gleich am ersten Schultag zu mir rufen lassen, weil ich mit dir sprechen möchte. Es gibt da ein kleines Problem.«

Alex' Gesicht verriet nicht, was hinter seiner Stirn vorging. »Welches Problem?«

»Nur eine Kleinigkeit, wirklich«, sagte der Dekan. »Ich habe vergangene Woche mit Herrn Dr. Torres telefoniert. Wir sind übereingekommen, daß du vor dem eigentlichen Beginn des Unterrichts ein paar Testbögen ausfüllen solltest.« Er suchte nach einer Reaktion in den Augen des Jungen, aber Alex blieb unbewegt. »Kannst du dir vorstellen, um was für Testbögen es sich handelt?«

»Sie wollen sehen, ob ich mich an den Stoff des letzten Schuljahrs erinnern kann«, sagte Alex.

»Woher weißt du das? Hat Dr. Torres mit dir über die Sache

gesprochen?«

»Nein, ich habe nur aus dem, was Sie vorhin sagten, die logischen Schlüsse gezogen. Ich meine, Sie können mich nicht in meine bisherige Klasse stecken, wenn Sie nicht sicher sind, daß ich noch über die notwendigen Kenntnisse verfüge.«

»Genau.« Dan Eisenberg ergriff einen Stapel Formulare, der auf seinem Schreibtisch lag. Er zeigte Alex die Testbögen. »Erinnerst du dich, diese Bögen schon einmal ausgefüllt zu haben?« Alex schüttelte den Kopf. »Es sind die Tests, die du und deine Klassenkameraden zu Beginn des letzten Schuljahrs gemacht haben. Die anderen sind dir inzwischen etwas voraus, weil du...«

»Weil ich den Unfall hatte«, vollendete Alex den Satz. »Es macht mir nichts aus, über den Unfall zu sprechen. Allerdings erinnere ich mich an keine Einzelheiten. Ich weiß nur noch, daß ich den Hacienda Drive hinunterfuhr.«

Der Dekan nickte. »Dr. Torres hat mir bereits gesagt, daß du noch große Erinnerungslücken hast...«

»Ich denke, daß mir das im Unterricht keine Schwierigkeiten bereiten wird. Ich habe die Sommerferien benutzt, um zu lernen. Mein Vater möchte, daß ich den Förderkurs besuche, damit ich eine Klasse überspringen kann.«

Von einer Teilnahme am Förderkurs konnte natürlich keine Rede sein, dachte Dan Eisenberg, noch viel weniger vom Überspringen einer Klasse. Nach dem, was er von Dr. Torres erfahren hatte, würde man Alex wohl ein oder zwei Jahre zurückstufen müssen. »Es kommt alles auf die Tests an«, sagte er mit gespielter Optimismus. »Wenn du willst, kannst du gleich damit anfangen.«

»Einverstanden.«

Zehn Minuten später nahm Alex in einem leeren Klassenzimmer Platz. Die Sekretärin des Dekans hatte ihm die Testbögen und das Zeitlimit erklärt. »Du brauchst nicht alle Testbögen auszufüllen«, sagte sie. »Es genügt, wenn du einen

Teil der Fragen beantwortest. Kann's losgehen?«

Er bejahte. Dann begann er die Arbeit.

Als Dan Eisenberg seine Sekretärin eintreten sah, schob er die Unterschriftsmappe zur Seite. Er warf einen Blick auf seine Uhr, die ihm zeigte, daß seit dem Gespräch mit Alex eineinhalb Stunden vergangen waren. »Was ist los, Marge? Schafft er es nicht, die Bögen auszufüllen?«

»Er hat es gar nicht erst versucht«, sagte sie. »Soweit ich gesehen habe, hat er nur ganz zerstreut ein paar Kreuze an den rechten Rand gekritzelt.«

»Sie haben ihm hoffentlich gesagt, daß dieser Test für seine Einstufung von großer Bedeutung ist?«

»Das habe ich, und ich habe ihm auch gesagt, wie er die Bögen auszufüllen hat.«

»Und?«

»Er sagt, er ist fertig.«

»Wie viele Bögen hat er ausgefüllt?«

Marge zögerte. Dann sagte sie: »Alle.«

Der Dekan runzelte die Stirn. »Alle? Aber das ist doch unmöglich. Die Zeitvorgabe für diesen Test beträgt acht Stunden.«

»Ich weiß. Er hat wahrscheinlich wahllos Kreuze auf die Bögen gemalt, um die Sache irgendwie hinter sich zu bringen. Ich fürchte, wir brauchen den Test gar nicht auszuzählen, weil das Ergebnis eine Katastrophe ist.« Sie gab dem Dekan die Bögen.

Dan Eisenberg legte eine Schablone über den Test. Aus den ausgestanzten Feldern leuchteten ihm saubere schwarze Häkchen entgegen. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und schmunzelte.

»Hübsch ausgedacht«, sagte er. »Wirklich hübsch ausgedacht. Und jetzt sagen Sie mir bitte die Wahrheit! Alex sitzt noch über dem Test. Stimmt's?«

Sie sah ihn entgeistert an. »Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie wollten mich aufs Kreuz legen. Sie sind heute eine Stunde früher zur Arbeit gekommen und haben die Bögen schon für Alex ausgefüllt. Nun, fast hätten Sie mich getäuscht.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

Der Dekan deutete auf die Schablone. Marge kam um den Schreibtisch herum und sah ihm über die Schulter. »Ach du meine Güte«, stammelte sie.

Eisenberg musterte sie aus den Augenwinkeln. Er war überzeugt, daß seine Sekretärin jetzt in Lachen ausbrechen und ihm den kleinen Schwindel gestehen würde. Dann aber dämmerte ihm, daß es kein Schwindel war.

Alex Lonsdale hatte den Test mit null Fehlern bestanden.

»Verbinden Sie mich bitte mit Herrn Dr. Torres«, sagte der Dekan zu seiner Sekretärin.

Marge Jennings kehrte ins Vorzimmer zurück, wo Alex saß. Er blätterte in einer Zeitschrift, sah kurz auf und fuhr dann mit seiner Lektüre fort.

»Alex?«

»Ja?« Er legte die Zeitschrift aus der Hand.

»Hat irgend jemand dir die Bögen vorher gezeigt?«

»Nein«, sagte Alex.

»Ich verstehe«, sagte Marge leise.

Aber natürlich hatte sie nichts verstanden.

Ellen warf einen nervösen Blick auf die Uhr. Inzwischen bedauerte sie, daß sie Cynthia Evans gebeten hatte, sie mit Maria Torres zusammenzubringen. Gewiß, sie brauchte eine Haushälterin, und diese Frau schien für den Job geeignet. Vor Alex' Unfall hätte Ellen nicht gezögert, Maria Torres für die Arbeit anzuheuern. Aber nach dem Unfall war alles anders. Bei der Frau, die in ihrem Haus staubsaugen und die Waschmaschine bedienen sollte, handelte es sich immerhin um die Mutter des Mannes, der Alex operiert hatte. Vielleicht war

es am besten, wenn sie dieser Person absagte. Andererseits würde Maria nur an zwei Tagen in der Woche arbeiten. Die alte Frau brauchte das Geld, das hatte Ellen von Cynthia erfahren.

Ärgerlich war, daß sich Maria Torres gleich beim ersten Mal verspätete. Ellen war in Eile. Sie war mit ihren Freundinnen verabredet, die Marsh mit sexistischem Unterton als ›Mädchen‹ zu bezeichnen pflegte. Ich bin ungerecht, dachte sie. Ich selbst bin es, die Marsh diese Ausdrucksweise nahegelegt hat. Es war schwierig, die Freundinnen, mit denen sie in die Schule gegangen war, als Frauen und nicht als Spielgefährtinnen zu sehen.

Marty Lewis war die Ausnahme. Sie war wirklich nicht mehr das, was man ein Mädchen nennen konnte. Vielleicht lag es daran, daß ihr Mann trank. Alan war Alkoholiker, und Marty litt darunter, weil sie ihren Mann liebte.

Die Jahre voller Streit und Sorgen hatten Marty zu ihrem Nachteil verändert. Alan verlor eine Stellung nach der anderen, so daß Marty einen Beruf ausüben mußte. Sie war die Ernährerin der Familie. Ihr Mann hatte einige Entziehungskuren hinter sich, aber ohne Erfolg. Früher oder später begann er wieder zu trinken, und die Spirale des Unglücks begann sich von neuem zu drehen. Schließlich war es so weit gekommen, daß Marty sich mit der entstandenen Lage abgefunden hatte. Ellen erinnerte sich, daß ihre Freundin vor ein paar Jahren von Scheidung gesprochen hatte. Aber daraus war nichts geworden. Inzwischen war sie eine Frau, die ihre Probleme in Arbeit ertränkte. Wenn Ellen, Carol und Valerie mit Marty zum Lunch zusammentrafen, war Martys Beruf das Thema. Regelmäßig schwärmte sie ihren Freundinnen vor, wie befriedigend und ausfüllend die von ihr verrichtete Tätigkeit war.

»Mir macht die Arbeit wirklich Spaß«, das war ihre ständige Redensart. »Überhaupt ist es ganz gut, daß es so gekommen ist.

Ich war nie eine gute Hausfrau, und jetzt, wo Kate groß ist, habe ich auch genügend Zeit für den Beruf. Dem Kind geht nichts ab. Früher habe ich immer in ständiger Angst vor Alans nächstem Rückfall gelebt. Wenn er zu trinken begann, begann ich Geld zur Seite zu legen. Ich wußte ja, daß er binnen weniger Monate ohne Job sein würde.«

Ein reuiges Lächeln stahl sich in ihre Züge. »Ich weiß, ich hätte mich schon vor Jahren von ihm trennen sollen, aber ich liebe ihn. Ich nehme ihn so, wie er ist.«

Valerie Benson hatte es anders gemacht, sie hatte sich vor drei Jahren von ihrem Mann scheiden lassen. Aber sie war nicht glücklich über ihre Entscheidung. »Das Dümme, was ich je getan habe. Wenn ihr mich fragt, ich kann mich nicht einmal erinnern, worüber ich mit George gestritten habe. Ich wollte ganz einfach wieder frei sein, also habe ich ihn rausgeworfen. Und wißt ihr, wie es weiterging? Nichts hat sich verändert, außer daß ich jetzt niemanden mehr habe, dem ich Vorwürfe machen kann.« Sie pflegte die Augen zu rollen, wenn sie an dieser Stelle ankam. »Ich habe mich George immer überlegen gefühlt, und das ist das Problem. Seit er nicht mehr da ist, habe ich niemanden, auf den ich herabsehen kann. Am liebsten würde ich die Scheidung rückgängig machen. Lieber verheiratet und unglücklich als allein und doppelt unglücklich.«

Wo Maria nur blieb? Ellen beschloß, daß sie ihr Haus verlassen würde, wenn die alte Frau nicht in den nächsten fünf Minuten auftauchte. Das Einstellungsgespräch, das sie mit der Alten zu führen gedachte, würde nicht lange dauern. Sie würde Maria in wenigen Worten erklären, welche Arbeiten im Haus zu verrichten waren, und fertig.

Sie freute sich auf das Mittagessen mit den Freundinnen. Es war das erste Mal nach Alex' Unfall, daß sie sich trafen. Ellen war sicher, daß sich die Unterhaltung hauptsächlich um Alex drehen würde.

Um Alex und um Raymond Torres.

Es war ein langer Sommer gewesen. Ich brauche Erholung, dachte Ellen. Ablenkung. Sie würde dafür sorgen, daß bei dem Lunch nicht nur über Alex und über Dr. Torres geredet wurde. Statt dessen würde sie die Freundinnen ermutigen, von sich selbst zu erzählen. Sie würden viel Spaß miteinander haben wie in alten Zeiten.

Das Telefon begann zu läuten, und im gleichen Augenblick ertönte die Türglocke. Ellen rief Maria zu, sie möge hereinkommen, dann nahm sie den Hörer ab. Dan Eisenberg meldete sich. Maria Torres erschien im Flur. Ellen winkte ihr, ins Wohnzimmer einzutreten.

»Ist etwas passiert, Mr. Eisenberg?« sagte sie in die Muschel.

»Ich muß Sie unbedingt unter vier Augen sprechen«, hörte sie den Dekan sagen.

»Was ist los? Hat Alex...?«

»Entschuldigen Sie bitte, ich hätte Ihnen gleich zu Beginn sagen müssen, daß mit Alex alles in Ordnung ist. Es geht ihm gut. Ich möchte nur mit Ihnen die Testbögen durchgehen, die der Junge ausgefüllt hat. Übrigens würde ich Sie bitten, Ihren Mann zu der Unterredung mitzubringen. Paßt es Ihnen um zwei?«

»Was mich angeht«, sagte Ellen, »ich bin einverstanden. Ich werde meinen Mann gleich anrufen und ihn fragen, ob er Zeit hat.« Sie machte eine Pause. Dann: »Ich nehme an, daß er mitkommen wird. Wenn es um Alex geht, laßt er alles stehen und liegen.«

»Also bis um zwei«, sagte der Dekan. Er wollte auflegen, als Ellen ihm die Frage stellte, die ihr auf der Seele lag.

»Was ist mit dem Test, Mr. Eisenberg? Hat Alex den Test bestanden?«

Die Antwort kam zögernd. »Er hat den Test bestanden, Mrs. Lonsdale«, sagte er. »Mit Auszeichnung.«

Sie legte auf und wandte sich Maria Torres zu. Die alte Frau war ganz in Schwarz gekleidet. Sie trug einen Rock, der ihr bis zu den Knöcheln reichte. Trotz der Hitze hatte sie sich einen Schal um die Schultern geschlungen. Sie hielt den Blick zu Boden gerichtet. »Es tut mir leid, Senora«, sagte sie. »Ich habe Sie warten lassen.«

»Nicht so schlimm«, sagte Ellen. »Ich glaube sowieso nicht, daß wir lange über die Sache reden müssen. Die Utensilien, die Sie zum Reinigen brauchen, befinden sich in dem Bügelzimmer hinter der Küche. Mir wäre es am liebsten, wenn Sie gleich anfangen. Vor allem muß der Boden gesaugt werden. Am Samstag können Sie dann den Rest des Hauses saubermachen. Alles klar?«

»Si, Senora«, murmelte Maria. Sie war schon zur Küche unterwegs. Ellen zog sich den Mantel an, nahm ihre Handtasche und verließ eilig das Haus.

Maria sah ihr nach. Ihre Gestalt straffte sich. Ihre alten Augen funkelten, während sie das Innere des Hauses auf sich wirken ließ. Mit langsamen Schritten durchstreifte sie die Räume. Eine Gringo-Familie. Es war Ramon gewesen, der den Sohn der Gringos vor dem sicheren Tod bewahrt hatte.

Warum hatte er den Jungen nicht sterben lassen? Alle Gringos verdienten den Tod. Eines Tages, so hoffte Maria, würde die Strafe Gottes über alle Amerikaner kommen.

Ladrones.

Diebe.

Alle Amerikaner waren Diebe. Wenn Ramon das nicht sah, sie sah es.

Aber sie mußte Geduld haben. Sie würde in den Häusern der Gringos putzen, bis Alejandro kam, um den Tod seiner Eltern und seiner Schwestern zu rächen. Die Nachkommen der Ermordeten würden in die Häuser zurückkehren, die ihnen rechtmäßig zustanden.

Und wann? Die Stunde der Rache war nicht mehr fern.

Maria konnte es fühlen.

Sie spürte es, als sie Alex' Zimmer betrat. Alejandro war gegenwärtig.

La venganza.

Die Rache konnte beginnen.

Das Mittagessen, auf das Ellen sich so gefreut hatte, geriet zur Katastrophe. Wie sie es befürchtet hatte, sprachen die Freundinnen über nichts anderes als über Raymond Torres und Alex. Ellen hörte ihnen nur mit einem Ohr zu. In Gedanken war sie bereits in der Schule, wo sie vom Dekan erwartet wurde.

Wenig später verabschiedete sie sich, um mit Marsh zu Mr. Eisenberg zu fahren. Die Unterredung hatte eine halbe Stunde gedauert, als Dr. Torres dazukam. Weitere dreißig Minuten verstrichen mit den Erklärungen, die der Arzt gab.

Für Ellen blieb alles ein Rätsel. »Es tut mir leid«, sagte sie, »aber je mehr Sie sagen, um so weniger verstehe ich.«

»Dr. Torres will sagen, daß Alex endlich wieder von seinen geistigen Fähigkeiten Gebrauch macht«, warf Marsh ein. »Es ist doch wirklich nicht so schwer zu begreifen. Da liegt der Test. Alle Antworten sind richtig.«

»Aber wie hat er das gemacht?« fragte Ellen. »Ich weiß, daß er in den Sommerferien fleißig gelernt hat, aber wie erklären Sie sich das?« Sie deutete auf die Mathematikbögen. »Für diese Aufgaben hätte er doch die dreifache Zeit brauchen müssen, oder?« Sie wandte sich zu Dr. Torres. Wenn es irgendeinen Menschen gab, der das Rätsel lösen konnte, dann er. »Erklären Sie es mir bitte noch einmal«, sagte sie.

»Es ist im Grunde ganz einfach«, sagte er in dem beherrschenden Ton, der Marsh immer so auf die Palme brachte. »Alex' Gehirn arbeitet anders als das Gehirn anderer Menschen. Eine Kompensation, ein Ausgleich der Funktionen findet statt. Wenn ein Mensch das Augenlicht verliert, verschärft sich das

Gehör. Etwas Ähnliches ist mit Alex geschehen. Die Teile des Gehirns, welche die Emotionen gesteuert haben, sind bei dem Unfall beschädigt worden. Weil diese Funktionen nun ausfallen, arbeitet der Teil, der für die intellektuellen Leistungen verantwortlich ist, doppelt so gut.«

»Die Theorie habe ich begriffen«, sagte Ellen. »Was ich nicht verstehe: Was bedeutet das für Alex?«

»Ich fürchte, das kann Ihnen kein Mensch auf der Welt beantworten«, sagte Dan Eisenberg.

»Die Frage, was es für Alex bedeutet, ist auch unerheblich«, sagte Dr. Torres. »Wir können ohnehin nichts mehr am Zustand seines Gehirns ändern. Was auf operativem Wege getan werden konnte, ist getan. Wir können ihn nur beobachten.«

»Wie man ein Versuchskaninchen beobachtet«, brach es aus Marsh hervor. Dr. Torres betrachtete ihn mit kühlem Blick.

»Das haben *Sie* gesagt, Herr Dr. Lonsdale.«

»Alex ist kein Versuchsobjekt, Alex ist und bleibt mein Sohn«, sagte Marsh. Er wandte sich zu Ellen. »Der Test bedeutet, daß Alex bemerkenswert intelligent ist.« Er ließ seinen Blick zu Dan Eisenberg wandern. »Bei seinem jetzigen Wissensstand zweifle ich daran, ob es Zweck hat, ihn auf Ihrer Schule zu belassen, Mr. Eisenberg. Er wäre unterfordert. Wie ist Ihre Meinung?«

Der Dekan nickte.

»Dann werde ich mit dem Jungen kommende Woche nach Stanford fahren und ihn in einem besonderen Förderkurs unterbringen.«

»Damit bin ich nicht einverstanden«, entgegnete ihm

Dr. Torres. »Alex verfügt über eine außergewöhnliche Intelligenz, das stimmt. Aber Intelligenz ist nicht alles. Wenn er mein Sohn wäre...«

»Er ist nicht Ihr Sohn«, unterbrach ihn Marsh.

»Natürlich nicht«, sagte Dr. Torres. »Aber wenn er mein

Sohn wäre, würde ich ihn in La Paloma lassen. Ich würde dafür sorgen, daß er an frühere Freundschaften anknüpft und die Verhaltensmuster aus der Zeit vor dem Unfall wieder aufnimmt. Es könnte sein, daß er irgendwann ein Erlebnis hat, das seine Emotionen anspricht. Damit könnte eine umfassende Besserung im Gefühlsbereich ausgelöst werden, dessen Funktionen derzeit gelähmt sind.«

»Und was wird aus seinem Intellekt?« wollte Marsh wissen. »Ich habe auf einmal einen Sohn mit ganz außergewöhnlichen Fähigkeiten...«

»Offenbar das, wovon Sie Ihr Leben lang geträumt haben«, sagte Dr. Torres.

»Jeder Vater will, daß sein Sohn intelligent ist«, konterte Marsh.

»Es besteht kein Zweifel daran, daß Alex überaus intelligent ist, Dr. Lonsdale«, gab Dr. Torres zurück. »Die intellektuellen Fähigkeiten werden nicht beeinträchtigt, wenn Sie ihn weiter auf die gewohnte Schule gehen lassen. Mir geht es bei Alex vor allem um den emotionalen Bereich, der geweckt werden muß. Ich glaube, wir sollten ihm die Chance geben, wieder Gefühle zu entwickeln.«

»Natürlich werden wir ihm diese Chance geben«, sagte Ellen. Sie wandte sich zu ihrem Mann. »Marsh ist der gleichen Meinung wie ich, oder?«

Dr. Lonsdale schwieg. Was Dr. Torres gesagt hatte, machte Sinn. Es war richtig, wenn Alex in La Paloma blieb. Nicht richtig war, daß dieser Gehirnchirurg weiterhin das Leben des Jungen bestimmte, als sei er sein Vater.

»Ich schlage vor«, sagte Marsh, »daß wir mit Alex über die Sache reden.«

»Einverstanden«, sagte Dr. Torres. Er erhob sich. »Aber wir sollten das Gespräch mit Ihrem Sohn frühestens in einer Woche führen. Ich will noch über das Problem nachdenken. Wenn es soweit ist, werde ich entscheiden, was für Alex am

besten ist.« Er gab Dan Eisenberg die Hand. »Es tut mir leid, ich muß zu einem Termin. Wenn Sie mich brauchen, Sie wissen, wie Sie mich telefonisch erreichen können.« Er bedachte Marsh und Ellen mit einem herablassenden Nicken, dann verließ er das Büro des Dekans.

Alex lag auf seinem Bett und starrte an die Decke.

Etwas stimmte nicht, aber er wußte nicht, was es war.

Er wußte nur, daß sein Gehirn nicht in Ordnung war. Er war nicht mehr der Mensch, der er vor dem Unfall gewesen war. Seine Eltern machten sich Sorgen. Genauer gesagt war es seine Mutter, die sich Sorgen machte. Sein Vater schien zufrieden mit der Veränderung, die mit Alex vorgegangen war.

Während sie nach Hause fuhren, sprachen sie über den Test. Alex verstand nicht, warum sich alle wegen der richtigen Antworten so aufregten. Was war schon dabei? Die Testbögen hatten sehr leichte Aufgaben enthalten. Er hatte nicht einmal nachdenken müssen, als er die Aufgaben löste.

Und jetzt sagten sie, er besäße einen überragenden Intellekt. Sein Vater wollte sogar, daß er einen Förderkurs in Palo Alto besuchte. Aber das würde Dr. Torres verhindern.

Alex teilte die Einwendungen, die der Gehirnchirurg ausgesprochen hatte. La Paloma, warum nicht?

Blieb die Frage, warum er sich an einige Dinge so gut erinnern konnte und an andere überhaupt nicht. Ob es irgendeine Gesetzmäßigkeit gab, nach der ein verletztes Gehirn funktionierte? Und wenn ja, was für Gesetze waren das? Und dann war da das Problem Maria Torres.

Sie hatte sich in seinem Zimmer befunden, als er an jenem Nachmittag heimkehrte. Als er sie erblickte, hatte er den Eindruck, daß er sie schon einmal gesehen hatte. Es war nur eine flüchtige Empfindung wie ein stechender Schmerz, dann war die Erinnerung verflogen. Nachdem Alex eine Weile über alles nachgedacht hatte, fand er die Erklärung. Nicht das

Gesicht kam ihm bekannt vor, nur die Augen. Sie hatte die gleichen Augen wie Dr. Torres. Sie hatte den gleichen durchdringenden Blick.

Sie hatte ihm zugelächelt, dann hatte sie sein Zimmer verlassen.

Merkwürdig, daß er solange über die belanglose Begegnung nachdachte.

Der Schmerz, der sein Gehirn durchzuckt hatte, war verklungen. Geblieben war die Erinnerung.

Zehntes Kapitel

Lisa Cochran machte das sture Gesicht, das Kate Lewis nur allzugut kannte. Es bedeutete, daß sie über das strittige Thema nicht weiter zu diskutieren wünschte. Einmal mehr hatte sie sich gegen alle Einwände durchgesetzt. Kate war sich bewußt, daß Lisa im Grunde recht hatte. Sie hatte ja immer recht. Trotzdem wollte Kate nicht ohne weiteres klein beigeben.

»Und was ist, wenn er nicht mitfährt?« fragte sie.

»Er wird mitfahren«, beharrte Lisa. »Ich werde ihn überreden. Es ist mir bisher noch immer gelungen, Alex zu überzeugen.«

»Du sprichst von der Zeit vor dem Unfall«, entgegnete Kate. »Seit er operiert worden ist, hat sich sein Verhalten sehr verändert. Manchmal habe ich den Eindruck, daß er uns überhaupt nicht mehr mag.«

Lisa quittierte die Bemerkung mit einem Seufzer. Wieder und wieder hatte sie Kate und Bob erklärt, daß Alex immer noch ein Freund der Gruppe sei. Er habe nur Schwierigkeiten, ihnen seine Gefühle zu zeigen. Was Kate und Bob betraf, so war es ihr nicht gelungen, sie von dieser These zu überzeugen.

»Wenn wir schon nach San Francisco fahren«, sagte Bob, »dann möchte ich mit Freunden Zusammensein, mit denen man

Spaß haben kann. Alex stellt nur Fragen, das ist alles, was er kann. Er benimmt sich wie ein kleines Kind.«

Die drei saßen in Jake's Place, dem bevorzugten Treffpunkt. Bei Jake gab es Pizza und Video-Spiele. An den Spielen hatten die jungen Leute nach anfänglicher Begeisterung recht bald das Interesse verloren, aber die Pizza schmeckte ihnen immer noch so gut wie am ersten Tag. Nicht, daß Jake in seinem Imbiß seinen Kunden gastronomische Leckerbissen aufgetischt hätte. Die Snacks, die er servierte, waren billig, das war die Hauptsache. Und dann gab es noch einen Pluspunkt. Jake hatte nichts dagegen, wenn man einen ganzen Nachmittag in seinem kleinen Lokal herumsaß und während dieser Zeit nur eine einzige Coke trank. Heute war ein solcher Tag. Die jungen Leute hatten sich einen Softdrink bestellt und standen jetzt vor einem Pac-Man-Spielautomaten. Sie unterhielten sich über die Spritztour, die sie übermorgen unternehmen würden. Ziel des Ausflugs war San Francisco. Sie wußten, daß Jake, der Inhaber des Lokals, ihr Gespräch mitgehört hatte. Was ihnen aber nichts ausmachte. Jake hatte die angenehme Angewohnheit, sich aus allem herauszuhalten. Er war nicht der Mann, der einem ungebetene Ratschläge gab. Ein Grund mehr, warum die jungen Leute gern in diesen Imbiß gingen und nicht in irgendeinen anderen. Lisa war erstaunt, als der alte Mann plötzlich zu ihnen kam.

»Es wird Zeit, daß ihr euch entscheidet, ob ihr ihn mitnehmen wollt«, sagte er leise. »Alex ist im Anmarsch.«

Kate und Bob wechselten einen schuldbewußten Blick.

Es war Lisa, die Alex zuerst sah. »Setz dich zu uns«, rief sie. Sie und ihre Freunde hatten an einem Tisch Platz genommen. Alex durchquerte den Raum und zögerte ein paar Sekunden, bevor er auf den Stuhl neben Lisa glitt.

»Hi«, sagte er. Er sah ihr in die Augen. »Ich habe dich nach der Schule vergeblich gesucht. Was ist los?«

Lisa wechselte einen Blick mit Kate und Bob. Sie war jetzt

entschlossen, nicht länger um den heißen Brei herumzureden.

»Wir haben vor, am Samstag in die Stadt zu fahren. Kommst du mit?«

Alex schien die Frage nicht zu begreifen. »In die Stadt? In was für eine Stadt?«

»Nach San Francisco«, antwortete Lisa. »Wohin denn sonst? Hast du Lust mitzukommen?«

»Ich muß erst meine Eltern fragen.«

»Das solltest du nicht tun«, sagte Lisa. »Wenn du deinen Eltern von der Sache erzähst, dann schließen sie sich mit meinen Eltern kurz. Ich weiß jetzt schon, daß mein Vater mir für den Ausflug keine Erlaubnis geben würde. Wir fahren eben, ohne die Eltern zu fragen.«

Bob Carey hatte in seine Hosentasche gegriffen. Er brachte eine 25-Cent-Münze zum Vorschein, stand auf und ließ das Geldstück im Schlitz des Pac-Man verschwinden. Lisa war sicher, daß er nur spielte, um sich nicht mit Alex unterhalten zu müssen. Sie warf Bob einen feindseligen Blick zu, er reagierte nicht darauf. Alex war seinem Schulkameraden zum Automaten gefolgt. Aufmerksam betrachtete er das gelbe Männchen, daß sich auf dem elektronischen Bildschirm seinen Weg durch eine Gruppe angreifender Kobolde suchte.

»Wie funktioniert das Spiel?« fragte er. Lisa schloß die Augen. Wieder etwas, woran Alex sich nicht erinnerte, obwohl er das Spiel vor seinem Unfall oft gespielt hatte. Sie erklärte ihm die Regeln. Bob hatte etwa zwei Minuten gespielt, als die Leuchtanzeige erlosch. Das Spiel war zu Ende.

»Soll ich dir zeigen, wie du mehr Zeit herausholen kannst?« sagte Alex. Bob musterte ihn mit einer Mischung aus Skepsis, Verblüffung und Neugier.

»Du willst mir zeigen, wie man's besser macht? Ich bin sicher, du schaffst höchstens eine Minute.«

Alex steckte seine Münze in den Schlitz und begann zu spielen. Geschickt steuerte er das gelbe Männchen durch das

Feld der Angreifer. Verwundert wurden seine Freunde Zeugen, wie er die Kobolde reihenweise abschoß. Er beendete das Spiel nach zehn Minuten mit einer rekordverdächtigen Punktzahl.

»Es ist ganz einfach«, sagte er. »Die Angreifer bewegen sich nach einem bestimmten Muster. Man braucht sich nur dieses Muster zu merken, dann kann man sie mühelos abräumen.«

Bob fragte: »Wie kommt es, daß du das vor deinem Unfall nie geschafft hast?«

Alex zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

»Ich finde das nicht so wichtig«, warf Lisa ein. »Was ich jetzt von dir wissen möchte, Alex, ist etwas anderes. Fährst du mit nach San Francisco?«

Alex dachte nach. »Einverstanden«, sagte er nach einer Weile. »Um wieviel Uhr geht's los?«

»Übermorgen in aller Frühe«, gab Lisa zur Antwort. »Unseren Eltern sagen wir, daß wir nach Santa Cruz zum Baden fahren. Damit es echt aussieht, werde ich Butterbrote mitnehmen. Auf diese Weise haben wir den ganzen Tag zur freien Verfügung. Unsere Eltern wissen, daß wir erst zum Abendessen zurückkommen.«

»Und was ist, wenn sie uns auf die Schliche kommen?« fragte Kate.

»Unmöglich«, konterte Bob. Er heftete seinen Blick auf Alex. »Es sei denn, jemand von uns betätigt sich als Denunziant.«

»Keine Sorge«, beruhigte ihn Lisa. »Wir schweigen alle wie ein Grab.«

Kate leerte ihre warme Coke und stand auf. »Ich muß jetzt nach Hause. Ich muß das Abendessen fertig haben, wenn meine Mutter nach Hause kommt.«

»Sollen wir mitkommen und dir etwas helfen?« bot Lisa an. Sie alle wußten, daß Mr. Lewis ein Alkoholproblem hatte. Kate schüttelte den Kopf. »Besser nicht. Mein Vater steckt wieder einmal in einer Krise. Er ist jetzt in der Phase, wo er den

ganzen Tag vor dem Fernseher sitzt und ein Bier nach dem anderen trinkt. Ich wünschte, Mutter würde ihm den Laufpaß geben.«

»Das kaufe ich dir nicht ab«, sagte Bob Carey.

»Wirklich«, ereiferte sich Kate. »Mir wär's am liebsten, wenn meine Mutter diesen Säufer aus der Wohnung werfen würde. Wenn ich könnte, würde ich selbst ausziehen!«

»Aber er ist doch dein Vater...«

»Na und? Er ist Alkoholiker, der ganze Ort weiß das!«

Und dann schossen Kate die Tränen in die Augen. Sie sprang auf und lief hinaus. Bob folgte ihr. Er war schon auf der Schwelle, als er Alex zurief: »Bezahle bitte meine Coke, ich geb's dir später wieder.«

Lisa wandte sich zu Alex und grinste. »Hast du Geld dabei?« fragte sie. »Oder bleibt der Schwarze Peter wieder bei mir hängen?«

»Warum sollte ich Bobs Getränk bezahlen?« fragte Alex. Er schien wegen der kleinen Sache völlig verunsichert.

»Du mußt natürlich nicht bezahlen, wenn du nicht willst«, sagte Lisa. Nur mit Mühe gelang es ihr, ihre Verärgerung über sein Verhalten zu überspielen. »Andererseits wäre wirklich nichts dabei, wenn du das Geld für Bob auslegst. Du hast doch gesehen, daß er in Eile war. Er gibt dir das Geld morgen wieder, das habt ihr doch immer schon so gemacht.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern«, sagte Alex.

»Weil du dich an nichts und gar nichts erinnern kannst«, erwiderte Lisa gereizt. »Und weil dein Gedächtnis dich im Stich läßt, erinnere ich dich daran, wie du diese Dinge früher gehandhabt hast. Gib Jake jetzt bitte das Geld, und dann gehen wir!« Als er keine Anstalten machte, den Verzehr seines Freundes zu bezahlen, griff Lisa in ihre Hosentasche. »Vergiß es. Ich mache das.« Sie gab dem Inhaber der Imbißstube das Geld und strebte zur Tür. »Kommst du endlich?«

Alex stand auf und folgte ihr nach draußen. Es war

Nachmittag, die Sonne schien. Lisa schlug den Weg nach Hause ein. Sie waren einige Schritte gegangen, als sie nach seiner Hand tastete. »Es tut mir leid, Alex. Vorhin war ich böse auf dich, aber ich hab's schon vergessen.«

»Nicht so wichtig.« Alex entzog ihr seine Hand.

»Bist du beleidigt?« fragte Lisa.

»Nein.«

»Warum benimmst du dich dann so merkwürdig?«

Alex zuckte die Achseln.

»Früher sind wir immer Hand in Hand nach Hause gegangen«, sagte Lisa. »Was ist passiert, daß du mich so abweisend behandelst?«

Alex schwieg. Er dachte darüber nach, warum es Lisa so wichtig war, Hand in Hand mit ihm nach Hause zu gehen. Er fand keine Antwort auf die Frage.

Wahrscheinlich gehörte das Rätsel zu den zahlreichen Dingen, an die er sich infolge des Unfalls nicht mehr erinnern konnte. Er übersah die Hand, die Lisa ihm entgegenstreckte, und ging neben ihr, ohne daß irgendwelche Empfindungen seine Gedanken getrübt hätten.

Carol Cochran war die Treppe zum ersten Stock hinaufgegangen. Sie überquerte den Hur und betrat Lisas Zimmer. Das Mädchen lag auf dem Bett, der Plattenspieler dröhnte. Carol stellte die Musik leiser.

»Kannst du mir sagen, was mit dir los ist, Lisa?«

»Gar nichts«, sagte das Mädchen. »Ich höre mir meine Platten an.«

»Und das seit drei Stunden«, sagte Carol. »Seit drei Stunden spielst du die gleiche Platte. Kannst du dir nicht vorstellen, daß dein Vater davon Kopfschmerzen bekommt?«

Lisa wälzte sich auf die andere Seite, stützte den Kopf auf und sah ihre Mutter an. »Es ist wegen Alex. Er ist so merkwürdig verändert. Manchmal meine ich, ich habe es mit

einem Verrückten zu tun. Er nimmt alles, was man sagt, wörtlich. Er versteht überhaupt keinen Spaß mehr.«

Ihre Mutter nickte. »Ich weiß, was du sagen willst. Du mußt Geduld mit ihm haben. Er wird über die ganze Sache hinwegkommen.«

Lisa richtete sich auf und nahm auf der Bettkante Platz. »Und wenn nicht?« fragte sie. »Es ist alles so furchtbar, Mutter.«

»Was ist denn so furchtbar?« wollte Carol wissen.

»Die Freunde reden über Alex. Sie lästern darüber, daß er Fragen stellt wie ein kleines Kind.«

»Wir wissen doch, warum er das tut«, erwiderte Carol.

Lisa nickte. »Natürlich wissen wir das. Aber das macht die Sache nicht leichter.«

»Leidest du sehr darunter?«

»Ja«, flüsterte Lisa. »Ich bin es wirklich leid, daß ich Alex jede Kleinigkeit wieder und wieder erklären muß. Und das ist noch nicht alles...«

»Was denn sonst noch?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob er mich überhaupt noch lieb hat. Er vermeidet es, mich zu berühren. Seit er den Unfall hatte, hat er mir keinen Kuß mehr gegeben. Er ist kühl wie Eis.«

»Das ist mir auch schon aufgefallen«, seufzte ihre Mutter. »Du solltest das allerdings nicht persönlich nehmen. Alex ist zu den anderen Menschen genauso kühl wie zu dir.«

»Ich sehe nicht, wie mich das trösten könnte.«

»Ich verstehe, was du empfindest, mein Kind.« Carol wußte nicht recht, was sie ihrer Tochter raten sollte. »Was mich angeht«, sagte sie nach einer Weile, »ich werde diesen Jungen genauso behandeln wie früher. Ich habe mich damit abgefunden, daß er keine Emotionen zeigt. Möglicherweise wird er nie wieder das haben, was man als Gefühle bezeichnet. Alex ist gewissermaßen ein Krüppel. Aber er ist immer noch Alex, der Sohn meiner besten Freundin. Wenn seine Mutter die

Situation bewältigen kann, dann können wir es auch.«

»Ich weiß nicht, ob ich das schaffe«, warf Lisa ein.

»Du brauchst dich zu nichts zu zwingen«, sagte ihre Mutter.

»Wenn du nicht mehr mit Alex gehen willst, läßt du es bleiben. Du bist erst sechzehn, und es besteht kein Grund, warum du deine Zeit unbedingt mit diesem Jungen vertun mußt. Es gibt genügend andere junge Männer in La Paloma, mit denen du freundschaftlich verkehren kannst.«

»Aber ich kann Alex doch nicht fallenlassen«, protestierte Lisa.

»Ich habe nicht gesagt, daß du ihn fallenlassen sollst«, gab Carol zurück. »Du sollst tun, was für dich am besten ist. Wenn du dich in Alex' Gesellschaft nicht wohl fühlst, dann solltest du ihn meiden. Du brauchst deswegen kein schlechtes Gewissen zu haben.«

Lisas Augen füllten sich mit Tränen. »Ich komme mir so schlecht vor«, sagte sie. »Ich weiß nicht mal, ob ich ihn noch liebe. Vielleicht bin ich auch nur verletzt, weil er mich nicht beachtet. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Manchmal hängt es mir zum Halse raus, daß ich ihn dauernd vor den anderen in Schutz nehmen muß. Und dann habe ich wieder eine wahnsinnige Wut auf unsere Freunde, weil sie auf Alex herumhacken. Wie soll das weitergehen?«

»Ich rate dir, den Dingen ihren Lauf zu lassen«, sagte Carol. »Kommt Zeit, kommt Rat.«

Lisa stand vom Bett auf und ging zum Stereogerät, um die Platte zu wechseln. Sie stand von ihrer Mutter abgewandt, als sie sagte: »Was wird aus Alex werden, Mutter?«

Carol ging zu ihr und zog sie in ihre Arme. »Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Aber was auch immer aus ihm wird, die Sache ist nicht dein Problem. Er selbst und seine Eltern müssen sich darum kümmern. Hast du verstanden, daß du keine Verantwortung für Alex trägst?«

Lisa nickte. »Ich glaube, ja.« Sie wischte sich die Tränen aus

den Augen und zwang sich zu einem Lächeln. »Es tut mir leid, ich habe mich gehen lassen.«

»Ich verstehe, daß du Alex helfen willst«, sagte Carol. »Es ist ein furchtbares Gefühl, wenn man feststellt, daß die Hilfe, die man jemandem anbietet, zurückgewiesen wird.« Sie ging zur Tür. »Stell die Musik leiser, damit deine kleine Schwester einschlafen kann. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Mutter.« Die Tür fiel ins Schloß. Lisa vergrub ihren Kopf im Kissen.

An jenem Abend lag Alex noch lange wach. Er versuchte zu verstehen, was in Jake's Place vorgefallen war. Er ahnte, daß er einen Fehler gemacht hatte.

Lisa wollte, daß er Hand in Hand mit ihr nach Hause ging. Er hatte zwar nicht verstanden, wozu das gut sein sollte, aber inzwischen wußte er, es wäre besser gewesen, wenn er auf ihren Wunsch eingegangen wäre. Blieb die Frage, warum sie zum Schluß so wütend geworden war. Eines der zahllosen ungelösten Rätsel, die er mit sich herumtrug.

Es gab so viel in seinem Leben, was er nicht verstand.

Zu Beginn der Woche hatte er merkwürdige Erinnerungen gehabt, Gedanken, die er nicht klar einordnen konnte. Als er Maria Torres begegnete, hatte er einen stechenden Schmerz in seinem Gehirn verspürt.

Selbst wenn es eine Erklärung für diese Dinge gab, so blieben noch genügend offene Fragen. Alex spürte, daß er die für ihn wichtigen Zusammenhänge wohl nie begreifen würde.

Liebe.

Es schien ihm äußerst schwierig, einen Zugang zu diesem Begriff zu finden. Seine Mutter hatte ihm oft gesagt, daß sie ihn liebte. Alex zweifelte nicht daran, daß sie die Wahrheit sagte.

Das Problem war, er verstand nicht, was Liebe bedeutete. Er hatte das Wort in einem Lexikon nachgeschlagen. Dort stand,

daß es sich um ein Gefühl der Zuneigung handle.

Als er weiterlas, hatte er begriffen, daß er keine Gefühle hatte.

Ob er mit Dr. Torres über das Problem sprechen sollte? Es war offensichtlich, daß seine Freunde Empfindungen hatten, die ihm fremd blieben.

Zum Beispiel Zorn.

Lisa hatte mit ihm gestritten. Sie war zornig auf ihn gewesen. Offensichtlich handelte es sich um ein Gefühl, das die Menschen entwickelten, wenn sie mit irgendeiner Sache nicht einverstanden waren.

Unklar war, wie man sich fühlte, wenn man Zorn empfand.

Vielleicht war es eine Empfindung, die mit dem Schmerz vergleichbar war. Der Unterschied war, daß dieses Gefühl den Verstand, nicht den Körper anging. Wie aber fühlte man sich, wenn man Zorn empfand? Wahrscheinlich würde er nie eine Antwort auf diese Frage bekommen. Irgend etwas lief gründlich schief. Seit dem Unfall war er anders als seine Freunde.

Und doch erwartete man von ihm, daß er sich an das Verhalten der anderen anpaßte. Deshalb war er ja auch operiert worden. Dr. Torres wollte ihn wieder in den Zustand versetzen, in dem er sich vor dem Unfall befunden hatte.

Das Problem war, Alex konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie er vor dem Unfall gewesen war. Wenn mein Gedächtnis besser funktionierte, ging es ihm durch den Kopf, wäre alles leichter. Dann hätte er sich wenigstens so benehmen können wie früher, auch wenn seinem jeweiligen Verhalten keine Gefühle zugrunde lagen. Er hätte die Umwelt darüber hinwegtäuschen können, daß er ein anderer geworden war.

Es gab bereits einige Täuschungsmanöver, die er sich angeeignet hatte.

Er hatte gelernt, seine Mutter zur Begrüßung und zum Abschied in den Arm zu nehmen. Er hatte gelernt, sie zu

küssen. Sie schien es zu mögen, daß er dieses Ritual befolgte.

Künftig würde er Lisa an der Hand nehmen, wenn sie zusammen durch den Ort gingen. Und natürlich würde er auch Bobs Coke bezahlen, wenn Lisa ihn darum bat.

Wie aber sollte er sich gegenüber den anderen Menschen verhalten? Gab es vielleicht noch andere Freunde, die sich vor dem Unfall von ihm Geld geborgt hatten? Freunde, die bei anderer Gelegenheit die Rechnung für ihn bezahlt hatten?

Morgen würde er Lisa diese wichtige Frage stellen.

Oder besser nicht. Es war den Menschen sicher unangenehm, wenn er sie mit so vielen Fragen eindeckte.

Bob Carey hatte eine Grimasse gezogen, als Alex ihn fragte, welche Stadt er meinte. Er hielt ihn wahrscheinlich für einen Einfaltspinsel. Aber er war alles andere als dumm, das hatte der Test in der Schule bewiesen. Er war sogar intelligenter als seine Freunde.

Er erhob sich vom Bett und ging ins Wohnzimmer. In dem Bücherregal neben dem offenen Kamin standen die Bände der Encyclopaedia Britannica. Alex zog den Band VIII heraus. Er las nach, was dort über San Francisco stand.

Wenn er mit seinen Freunden durch San Francisco fuhr, würde er mehr über jene Stadt wissen als sie.

Morgen, am Freitag, würde er sich außerdem einen Stadtplan von San Francisco besorgen.

Es war einfach, sich Worte oder Pläne einzuprägen.

Schwieriger war es, die Dinge zu erraten, die seine Umwelt von ihm erwartete. Ebenso schwierig war es, diesen Erwartungen zu entsprechen.

Wie auch immer, er würde sich anstrengen.

Vielleicht würde es lange dauern, bis er sich so benahm wie alle ändern. Aber irgendwann würde es ihm gelingen.

Blieb das Problem mit den Gefühlen.

Eigentlich nicht so schlimm, dachte Alex. Es würde genügen, wenn er lernte, wie man Gefühle zeigte. Es war nicht

notwendig, daß er die Gefühle, die er äußerte, wirklich empfand.

Es kam nicht darauf an, wer er war.

Wichtig war nur, daß er den Menschen eine Rolle vorspielte.

Er klappte das Buch zu und stellte es ins Regal zurück. Als er sich umdrehte, erblickte er seinen Vater, der auf der Schwelle des Wohnzimmers stand.

»Was ist los, Alex? Fühlst du dich nicht wohl?«

»Ich habe nur ein Wort im Lexikon nachgesehen«, gab Alex zur Antwort.

»Weißt du, wieviel Uhr es ist?«

Alex warf einen Blick auf die Standuhr. »Halb vier morgens.«

»Wie kommt es, daß du um diese Zeit noch nicht schläfst?«

»Ich habe über ein Wort nachgedacht, dann habe ich's nachgeschlagen. Ich gehe jetzt wieder zu Bett.« Er wollte hinausgehen, aber sein Vater hielt ihn zurück.

»Machst du dir wegen irgend etwas Sorgen, mein Sohn?«

Alex überlegte, ob er seinem Vater erklären sollte, welche Unterschiede es zwischen ihm und Jungen seines Alters gab. Aber das hatte wohl keinen Sinn. Es gab auf der Welt nur einen einzigen Menschen, der das verstehen konnte: Dr. Torres. »Mir geht's gut, Vater.«

Marsh ließ sich in seinen Lieblingssessel fallen. Er maß seinen Sohn mit einem nachdenklichen Blick. Der Junge sah gesund aus. Störend war, daß er so gleichgültig, so teilnahmslos wirkte. »Ich möchte mit dir über deine Zukunft sprechen, Alex. Ich möchte das tun, bevor Dr. Torres diese Dinge für uns entscheidet.«

Alex hörte aufmerksam zu, während sein Vater ihm den Plan darlegte. Nach seinen Vorstellungen sollte er den Förderkurs in Stanford belegen. Marsh war neugierig, welche Wirkung der Plan auf seinen Sohn ausüben würde.

Alex' Gesicht blieb ausdruckslos, und Marsh hatte das

unangenehme Gefühl, daß sein Sohn ihm überhaupt nicht zugehört hatte. »Nun?« fragte er. »Was hältst du von der Sache?«

Alex wartete einige Sekunden, dann erhob er sich aus dem Sessel. »Ich muß mit Dr. Torres darüber sprechen«, sagte er. Er strebte zur Tür. »Gute Nacht, Vater.«

Marsh starrte ihm nach, und dann überkam ihn der Zorn. »*Alex!*« Der Junge blieb stehen und sah ihn an.

»Was ist, Vater?«

»Du sollst mir sagen, was mit dir los ist«, donnerte Marsh. »Hast du mir überhaupt zugehört? Was habe ich gesagt?«

Alex wiederholte die Worte seines Vaters.

»Hör auf damit!« schrie Marsh. »Verdammt noch mal, hör auf damit!«

Marsh stand da und lauschte dem Ticken der alten Standuhr. Vergeblich wartete er darauf, daß sein Zorn abebbte. Nach einer Weile beschlich ihn das Gefühl, daß sich eine dritte Person im Raum befand. Er wandte sich um und erblickte Ellen, die auf der Schwelle des Wohnzimmers stand.

»Was geht hier vor?« fragte sie ihren Mann. Als dieser keine Antwort gab, wandte sie sich an ihren Sohn. »Alex?«

»Ich weiß nicht«, sagte Alex. »Vater hat gesagt, er will mich im College in Stanford einschreiben. Ich habe ihm gesagt, daß ich noch mit Dr. Torres darüber sprechen will. Und dann hat er mich angeschrien.«

»Geh jetzt schlafen, mein Junge«, sagte Ellen. Sie umarmte ihn flüchtig und bugsierte ihn zum Flur. »Geh nur, Alex. Ich werde mit deinem Vater über die Sache sprechen.« Sie wartete, bis der Junge in seinem Zimmer verschwunden war. Als sie Marsh ansah, waren ihre Augen voller Tränen. »Du kannst den Jungen in diesem Zustand nicht in eine andere Stadt schicken«, flüsterte sie. »Du weißt doch, daß er noch nicht gesund ist. Warum setzt du ihn unter Druck?«

Sein Zorn verflog. Er ließ sich auf das Sofa sinken und

bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

»Es tut mir leid, Liebling«, sagte er leise. »Ich bin nur explodiert, weil ich wie gegen eine Wand gesprochen habe. Zum Schluß hat er dann noch gesagt, daß er sich in dieser Sache mit Dr. Torres beraten will. Ausgerechnet mit Dr. Torres!«

Bitterkeit zeichnete seine Züge. »Ich bin der Vater des Jungen, Ellen«, sagte er mit schmerz erfüllter Stimme. »Aber Alex behandelt mich, als wenn ich Luft wäre.«

»Wir müssen ihm helfen, die Krise zu überwinden. Solange er noch nicht über den Berg ist, muß er bei uns in La Paloma bleiben. Er lernt ja gerade erst, mit den Menschen zurechtzukommen, mit denen er seit Jahren zu tun hat. Wie könnte er sich in einer Umgebung durchsetzen, wo er niemanden kennt?«

»Aber er ist doch so intelligent«, wandte Marsh ein.

»Ich weiß«, sagte Ellen. »Er ist intelligent, aber er ist noch nicht ganz von dem Unfall genesen. Ich bin sicher, daß Raymond...«

Sie hielt inne, weil sie die Feindseligkeit spürte, die Marsh gegenüber dem Mann empfand, der seinem Sohn das Leben gerettet hatte. »Dr. Torres«, korrigierte sie sich, »ist in der Lage, unserem Jungen zu helfen. Wir können dabei mitwirken, indem wir die nötige Geduld aufbringen, auch wenn es uns schwerfällt.« Sie zögerte, bevor sie den Gedanken weiter spann. »Manchmal glaube ich, daß Alex unter alledem viel mehr leidet als du und ich.«

Marsh zog sie an sich. »Ich weiß«, sagte er. »Ich weiß, daß du recht hast, aber manchmal verliere ich die Beherrschung. Es gibt einen guten Grund, warum Ärzte nie Mitglieder der eigenen Familie behandeln sollen. Was mich angeht, ich habe mich eben wirklich nicht wie ein guter Arzt benommen.«

Er gab sie frei und stand vom Sofa auf. »Ich werde mich jetzt bei ihm entschuldigen.«

Er betrat Alex' Zimmer. Sein Sohn schlief. Er legte ihm die

Hand auf die Stirn. »Es tut mir leid, Alex«, flüsterte er. »Ich habe falsch gehandelt.«

Alex bewegte sich im Schlaf. Die Hand seines Vaters rutschte auf das Kissen.

Elftes Kapitel

Es war am Samstagvormittag kurz nach neun, als Bob Carey, der am Steuer des väterlichen Volvos saß, in den Bayshore Freeway einbog. Alex und Lisa kauerten auf dem Rücksitz. Sie passierten Redwood City, San Carlos und San Mateo, dann den Flugplatz. Wenig später bog Bob vom Freeway ab und fädelte sich in eine Straße ein, die landeinwärts führte.

»Wo fährst du hin?« fragte Kate Lewis. »Wir wollen nach San Francisco!«

»Wir fahren nur bis Daly City«, sagte Bob. »Dort nehmen wir die U-Bahn bis ins Zentrum von San Francisco.«

»Die U-Bahn?« sagte Kate gequält. »Wer außer Bob möchte noch mit der U-Bahn fahren?«

Bob kam seinen Kritikern zuvor. »Die U-Bahn ist doch eine herrliche Sache«, sagte er. »Und außerdem werde ich nicht mit dem Wagen meines Vaters in der Großstadt herumkurven. Stellt euch vor, ich baue in San Francisco einen Unfall, und der Name der Stadt erscheint in der Schadensmeldung. Wie soll ich das meinem Vater erklären, dem ich erzählt habe, daß wir zum Baden nach Santa Cruz gefahren sind? Er ist imstande und verpaßt mir ein Jahr Stubenarrest. Dann geht es mir genauso dreckig wie Carolin Evans, als sie mit ihrer Party aufflog.«

Kate wollte etwas entgegnen, aber Lisa ließ sie nicht zu Worte kommen. »Er hat recht«, sagte sie. »Ich habe eine halbe Stunde gebraucht, um meinen Eltern klarzumachen, daß wir meine kleine Schwester unmöglich mit zum Baden nach Santa Cruz nehmen können. Wenn aufkommt, daß wir statt dessen

nach San Francisco gefahren sind, haben wir alle ein riesiges Problem. Und was die U-Bahn angeht, das sollten wir ruhig einmal ausprobieren. Ich stelle mir das sehr spannend vor!«

Sie parkten den Wagen in Daly City. Vierzig Minuten später waren sie im Zentrum von San Francisco. Alex warf einen Blick in die Runde. Alles war genauso wie in dem Reiseführer, den er studiert hatte, um die Fahrt vorzubereiten. »Wir könnten das Cable Car bis Fisherman's Wharf nehmen«, schlug er vor.

Lisa war überrascht. »Woher weißt du, daß das Cable Car nach Fisherman's Wharf fährt?«

Alex wußte nicht was er ihr antworten sollte. Schließlich entdeckte er an dem Cable Car, das gerade gewendet hatte, die Aufschrift ›Fisherman's Wharf‹. Er deutete auf das Schild: »Dort steht's.«

Sie besuchten die Sehenswürdigkeiten im Umfeld der alten Werft, dann fuhren sie nach Chinatown. Bald waren sie von einem wahren Mahlstrom von Menschen umgeben. Sie ließen sich treiben, bis Alex urplötzlich stehenblieb. Lisa sah ihn fragend an, aber er beachtete sie nicht. Statt dessen starrte er auf die Gesichter der Menschen, die in diesem Viertel lebten und arbeiteten.

»Was hast du, Alex?« fragte sie. Bisher hatte sich ihr Freund ganz unauffällig benommen. Er hatte ihr ein paar Fragen gestellt, aber das war auch alles.

»Wer sind diese Menschen?« fragte Alex. »Sie sehen ganz anders aus als wir.«

»Ich kann's nicht fassen«, stöhnte Bob Carey.

»Das sind Chinesen«, sagte Lisa. »Du darfst sie nicht so anstarren, Alex. Das ist unhöflich.«

»Chinesen«, echote Alex. Er ging weiter. »Die Chinesen wurden beim Bau der Eisenbahn eingesetzt«, sagte er unvermittelt. Dann: »Es waren die Eisenbahn-Magnaten Collis P. Huntington und Leland Stanford, die Tausende von Chinesen nach San Francisco brachten. Heute leben in San Francisco

mehr Chinesen als in irgendeiner Stadt außerhalb Chinas.«

Lisa sah ihn an und dachte nach. »Das hast du aus einem Reiseführer, stimmt's?«

Alex bejahte. »Ich weiß, daß ich euch auf die Nerven gehe, wenn ich euch ständig Fragen stelle. Deshalb habe ich mir gestern einen Reiseführer besorgt und den Inhalt auswendig gelernt.«

Bob Carey kniff die Augen zusammen. »Du hast den ganzen Reiseführer auswendig gelernt?« Alex nickte.

»Das ist doch völlig sinnlos«, sagte Bob. »Was willst du mit dem erlernten Wissen anfangen? Wir wollen hier doch nur auf den Putz hauen.«

»Ich finde es lobenswert, daß er vor Antritt der Fahrt den Reiseführer studiert hat«, warf Kate ein. Sie wandte sich zu Alex und lächelte.

Sie gingen weiter. Nach einer Weile sagte Lisa: »Wir könnten zur Missionsstation gehen. Wenn ich nur wüßte, wie man hinkommt.«

»Zuerst zum alten Marktplatz, dann die Dolores Street entlang«, sagte Alex.

»Und woher weißt du das?« fragte Bob.

»Stadtplan«, sagte Alex. »Ich habe den Stadtplan auswendig gelernt.«

Sie fanden die kleine Missionsstation genau an der Stelle, die Alex beschrieben hatte. Es war die Keimzelle der großen Stadt, in der sie sich befanden. Tatsächlich war es diese winzige Kirche, die der Metropole den Namen gegeben hatte: San Francisco de Asis. Inzwischen war das unscheinbare Gebäude in ›Mission Dolores‹ umbenannt worden.

»Sollen wir reingehen?« fragte Lisa.

»Wozu denn?« stöhnte Bob. »Wir haben doch zu Hause schon genug Missionsstationen besichtigt. Kein Schulausflug vergeht, ohne daß sie uns in so ein altes Gemäuer schleppen!«

»Und was ist mit Alex?« fragte Lisa. »Ich wette, er kann sich

nicht erinnern, so ein Gebäude je besucht zu haben. Und ganz sicher ist es das erste Mal, daß er *diese* Mission besichtigt. Gehen wir rein.«

Sie folgten Lisa in die winzige Kirche. Danach gingen sie durch den Garten, der zur Mission gehörte.

Herbstlich gefärbte Blätter lagen auf den Wegen. In einiger Entfernung war der alte Friedhof zu erkennen. Alles schien noch so, wie es die Spanier vor 200 Jahren zurückgelassen hatten. »Dort hinüber«, sagte Alex.

Es war das erste Mal, daß Lisa so etwas wie Aufregung in seiner Stimme spürte. »Was ist mit dir, Alex?« fragte sie. »Hast du Erinnerungen, über die du sprechen willst?«

»Ich weiß nicht«, flüsterte er. Sein Blick war auf die verwitterten Grabsteine gerichtet.

»Der Friedhof«, sagte Lisa. »Erinnerst du dich an diesen Friedhof?«

Lisas Stimme klang, als wäre sie Meilen entfernt. Mit unsicherem Schritt näherte sich Alex den Gräbern.

»Was hat er?« fragte Kate. »Er benimmt sich so merkwürdig.«

»Er hat Erinnerungen«, sagte Lisa.

»Warum gehen wir nicht mit ihm?« fragte Bob.

Lisa schüttelte den Kopf. »Ich gehe mit ihm, die anderen bleiben hier.«

Alex hatte den Friedhof bereits betreten, als er Lisas Schritte hinter sich hörte.

Die Bilder, die aus einer rätselhaften Vergangenheit zu ihm drangen, waren deutlicher geworden. Das Herz schlug ihm bis zum Halse. Sein Blick blieb auf einem kleinen Grabstein in der Nähe der Umfriedungsmauer haften.

Vor seinem geistigen Auge erschienen Menschen.

Schwarzgekleidete Frauen.

Nonnen.

Die Nonnen bildeten einen Kreis. In der Mitte des Kreises

stand ein Junge. Der Junge war er selbst.

Aber der Junge sah anders aus als Alex.

Das Haar war dunkler, die Haut olivfarben.

Der Junge weinte.

Langsam ging Alex auf den Grabstein zu. Die Nonnen und der Junge schienen ihm zu folgen. Er beugte sich vor, um die eingemeißelte Inschrift zu entziffern.

Fernando Melendez y Ruiz
1802-1850

Ein Wort zuckte durch sein Bewußtsein: »*To!*« Der Schmerz, der dem Wort folgte, war wie ein Blitz, der sich in seinem Gehirn entlud.

Die Nonnen begannen zu flüstern.

»*Esta muerto.*« Er ist tot.

Plötzlich war die Stimme eines Mannes zu hören. Laute, die aus den Tiefen der Erinnerung in Alex' Bewußtsein hochstiegen. »*Venganza... venganza!*«

Tränen schossen ihm in die Augen. Der Mann sprach weiter. Spanische Worte, von denen nur ein einziges in Alex' Erinnerung haften blieb: »*Venganza.*«

Schmerz und Trauer schnürten dem jungen Mann, der vor dem Grabstein stand, die Kehle zu. Er überließ sich seinen Gefühlen.

Die Zeit schien stillzustehen. Er verspürte einen Schmerz, den er noch nie empfunden hatte.

Seine Seele.

Er erwachte, als er Lisas Hand auf seinen Schultern spürte.

»Alex«, sagte sie. »Was ist mit dir?«

Alex deutete auf den Grabstein. Er schluchzte. Und jetzt erinnerte sich Lisa an die Warnung, die Alex' Mutter ausgesprochen hatte. »Es ist möglich, daß er unvermittelt zu lachen oder zu weinen beginnt. Der Grund sind falsche

Kontakte in seinem Gehirn. Es kann zu Überreaktionen kommen.«

Genau das war passiert. Alex stand am Grabstein eines unbekanntem Menschen und weinte, wie ihn Lisa noch nie hatte weinen sehen. Eine Überreaktion.

Oder hatte er sich an geheimnisvolle Dinge aus ferner Vergangenheit erinnert? Sie versuchte ihn vom Grab wegzuziehen, als ein Priester, der sich auf der Rückseite der Kapelle aufgehalten hatte, den Garten durchquerte und zu ihnen trat.

»Ist Ihrem Freund nicht gut?«

»Es ist nichts«, stammelte Lisa. Ein paar Sekunden lang dachte sie über eine Erklärung für Alex' merkwürdiges Verhalten nach, aber es fiel ihr nichts ein. »Alex«, flüsterte sie. »Laß uns hier weggehen.«

Sie verließen den Friedhof, die Blicke des Geistlichen folgten ihnen. Zurück im Missionsgarten, legte Lisa ihren Arm um Alex' Schultern. »Du mußt nicht weinen«, flüsterte sie. »Es war nur ein alter Grabstein. Kein Grund, Tränen zu vergießen.«

Nur ein Grabstein.

Aber nicht irgendein Grabstein. Die Nonnen hatten es ihm ins Ohr geflüstert: Es war sein Onkel, dessen Gebeine dort ruhten.

Alex wußte, daß er keinen Onkel hatte.

Ganz sicher hatte er keinen Onkel, der im Jahre 1850 gestorben war.

Trotzdem war die Vision sehr klar. Klar, aber unmöglich.

Lisa gab ihrem Freund ein Taschentuch. Er schneuzte sich. »Warum hast du geweint?« fragte sie.

Er wußte nicht, was er ihr antworten sollte. Wenn er ihr sagte, was er gesehen und gespürt hatte, würde sie ihn für verrückt halten. Trotzdem, er mußte ihr irgendeine Erklärung geben. »Mir ist es, als wäre ich schon einmal hier gewesen. Damals hat sich etwas Furchtbares ereignet. Aber ich kann

mich nicht mehr erinnern, was es war.«

»Vielleicht warst du wirklich schon einmal hier«, sagte sie leise. »Und vielleicht hat sich damals wirklich eine Tragödie ereignet.« Er wollte etwas antworten, aber Bob und Kate, die durch den Garten herbeigeeilt waren, unterbrachen ihn.

»Was ist passiert?« fragte Kate. »Bist du okay?«

»Ich hatte eine Erinnerung. Etwas Trauriges. So traurig, daß ich in Tränen ausgebrochen bin. Dr. Torres hat mir gesagt, daß so etwas passieren könnte, aber ich habe das damals nicht ernst genommen.« Lisa warf ihm einen tadelnden Blick zu, aber er beließ es bei der Auskunft, die er den Freunden gegeben hatte. Auch gut, dachte sie. Wenn er ihnen nicht mehr verraten will, werde ich nicht diejenige sein, die alles enthüllt.

»Vielleicht ist es ein gutes Zeichen«, hörte sie Alex sagen. »Vielleicht bedeutet es, daß meine Verletzungen verheilen.«

»Hast du vor, zu deinen Eltern über die Erinnerung zu sprechen, die du auf dem Friedhof gehabt hast?« fragte Kate.

»Das darf er unter keinen Umständen tun«, sagte Bob. »Sonst finden unsere Eltern heraus, daß wir sie belogen haben. Ich möchte das Theater nicht erleben.«

»Aber vielleicht ist es wichtig«, wandte Lisa ein. »Wichtig für die Behandlung.«

»Er kann doch sagen, er hat die Erinnerung in Santa Cruz gehabt«, schlug Bob vor. »Ganz davon abgesehen, daß es nicht ungewöhnlich ist, wenn jemand auf dem Friedhof weint. Dazu sind Friedhöfe schließlich da.«

»Ich habe nicht gesagt, daß es ungewöhnlich ist«, antwortete Lisa. »Ich habe nur gesagt, daß es vielleicht wichtig für die Behandlung ist. Was unsere Lügen und unseren Ausflug nach San Francisco angeht, sollten wir vor unseren Eltern keine Angst haben. Wenn ihr mich fragt, soll Alex seinen Eltern die Dinge genauso schildern, wie er sie erlebt hat.«

»Das ist eine Frage, über die wir abstimmen sollten«, sagte Bob. »Ich bin dafür, daß er's seinen Eltern verschweigt.« Er sah

Kate an, die unentschlossen schien. Sie schlug den Blick nieder, als sie zu sprechen begann.

»Lisa hat recht«, sagte sie. »Er soll's seinen Eltern so erzählen, wie es gewesen ist. Übrigens meine ich, daß wir jetzt heimfahren sollten.«

»Ich will noch nicht nach Hause fahren«, ließ sich Alex vernehmen. Seine drei Freunde sahen ihn erstaunt an. »Es ist besser, wenn ich Dr. Torres von hier aus anrufe und ihm sage, was passiert ist. Vielleicht will er, daß ich noch etwas hierbleibe.«

»Du willst hierbleiben?« sagte Lisa. »Und warum?«

»Weil sich noch etwas ereignen könnte.«

Bob Carey schüttelte den Kopf. »Bist du verrückt? Ich habe keine Lust, den ganzen Tag zu warten, bis du irgendwelche Visionen hast!«

»Du bist unverschämt, Bob Carey«, sagte Lisa. »Du denkst wieder einmal nur an dich selbst. Wenn du keine Lust hast, noch etwas hierzubleiben, warum fährst du nicht allein nach La Paloma zurück? Wir werden schon einen Weg finden, wie wir nach Hause kommen.« Sie nahm Alex an der Hand und schritt auf den Ausgang der Kapelle zu. Nach einigem Zögern setzte sich auch Kate in Bewegung. »Kate!« rief Bob. Seine Freundin wirbelte herum.

»Kannst du immer nur an dich selbst denken?« Sie rannte los. Nach wenigen Schritten hatte sie Lisa und Alex erreicht.

Sie verließen die Mission, einen Häuserblock weiter fanden sie eine Telefonzelle. Aufmerksam las Alex die dort angebrachten Bedienungsanweisungen, dann wählte er die Nummer des Instituts. Erst nach dem zweiten Versuch kam die Verbindung zustande. Dr. Torres meldete sich. Alex erklärte ihm, was vorgefallen war. Als er mit seiner Schilderung fertig war, fragte der Arzt: »Bist du sicher, Alex, daß du schon mal auf diesem Friedhof gewesen bist?«

»Ich glaube, ja«, war die Antwort. »Was meinen Sie, Dr.

Torres, soll ich noch etwas hierbleiben? Wäre es nicht möglich, daß ich mich noch an etwas erinnere?«

»Nein«, sagte Dr. Torres ohne Zögern. »Ein Experiment pro Tag genügt. Ich möchte, daß du jetzt sofort nach Hause fährst. Ich werde inzwischen deine Mutter anrufen und ihr alles erklären.«

»Sie wird sehr böse auf mich sein«, antwortete Alex. »Ich habe ihr gesagt, daß wir zum Baden nach Santa Cruz fahren.«

»Ich verstehe.« Es entstand eine längere Pause. »Beantworte mir bitte die folgende Frage, Alex. Als du deine Eltern belogen hast, warst du dir da im klaren, daß du ein Unrecht begingst?«

»Nein«, sagte Alex, nachdem er einige Sekunden über die Frage nachgedacht hatte. »Ich wußte nur, das war die einzige Möglichkeit, den Ausflug zu machen.«

»Wir sprechen Montag noch darüber«, antwortete Torres. »Wegen der Ausrede, die du gebraucht hast, werde ich mit deiner Mutter sprechen. Du kannst ihr die Wahrheit sagen, sie wird dir keine Vorwürfe machen. Allerdings weiß ich nicht, wie sich deine Freunde aus der Affäre ziehen können.«

Er wollte sich gerade von Dr. Torres verabschieden, als der Arzt ihn unterbrach.

»Alex, ist es dir denn wirklich gleichgültig, wenn deine Freunde Schwierigkeiten bekommen?«

»So ist es«, sagte Alex. »Meine Freunde sind mir gleichgültig, ebenso wie alle anderen Menschen auf der Welt.«

»Auch darüber müssen wir reden«, kam Dr. Torres' Antwort. Er sprach so leise, daß Alex ihn kaum verstehen konnte. »Und zwar schon morgen, Alex. Die Sache ist so dringend, daß wir nicht bis Montag warten können.«

Alex legte auf und verließ die Telefonzelle. Kate, Lisa und Bob starrten ihn erwartungsvoll an.

»Er will, daß ich sofort nach Hause fahre«, verkündete Alex. »Er hat mir versprochen, daß er meine Mutter anruft und ihr alles erklärt.« Er verstummte. Nach kurzem Nachdenken fügte

er hinzu: »Ich werde mit meiner Mutter reden, damit sie die Sache bei euren Eltern ausbügelt.«

Lisa dankte ihm mit einem Lächeln. Dagegen war Kate von den Augen abzulesen, daß sie sich immer noch Sorgen machte. »Und wie kommen wir nach Hause?« fragte sie.

»Ich fahre euch«, bot Bob Carey an. Er reichte Alex die Hand. »Mir tut es leid, was ich vorhin gesagt habe. Es war nur... Du weißt ja, Alex, du bist nicht mehr der gleiche wie früher, und das verunsichert mich. Kann sein, daß ich da auch mal falsch reagiere.«

»Das geht schon in Ordnung«, sagte Alex.

Marsh Lonsdale legte den Hörer auf die Gabel zurück. »So, das wäre erledigt«, sagte er. »Ich finde es aber trotzdem nicht ganz richtig, was die Kinder getan haben.«

»Ich dachte, du warst dir mit Dr. Torres einig, daß wir die Angelegenheit auf sich beruhen lassen«, argumentierte Ellen.

Marsh schien resigniert. »Mir geht es nicht in den Kopf, daß zwei Jungen und zwei Mädchen sich ins Auto setzen und nach San Francisco fahren, obwohl sie genau wissen, daß sie das nicht dürfen. Und daß sie uns noch belügen, um die Spuren zu verwischen, macht die Sache nicht besser.«

»Aber Alex wußte doch gar nicht, daß er nicht nach San Francisco fahren durfte.«

»Immerhin weiß er, daß er uns nicht belügen darf«, sagte Marsh. Er wandte sich an seinen Sohn. »Wußtest du, daß du uns nicht belügen darfst?« fragte er.

Alex schüttelte den Kopf. »Aber jetzt weiß ich es«, sagte er. »Ich verspreche, es wird nicht wieder vorkommen.«

»Übrigens hat Alex recht, wenn er sagt, daß seine Freunde wegen der Sache nicht bestraft werden sollten«, fügte Ellen hinzu. »Es ist nicht fair, wenn er selbst mit einem blauen Auge davonkommt, während die anderen Stubenarrest bekommen. Außerdem wäre es bei Alex nicht zu dem emotionalen Durchbruch gekommen, wenn die Kinder sich nicht über alle

unsere Verbote hinweggesetzt hätten und in die Stadt gefahren wären.«

Durchbruch, dachte Marsh. Seit wann war es ein Durchbruch, wenn jemand beim Besuch eines Friedhofes in Tränen ausbrach? Dr. Torres, mit dem er über die Sache gesprochen hatte, war natürlich der gleichen Meinung wie Ellen. Er hielt nichts von Marsh' These, daß Alex' Gefühlsausbruch auch ein Symptom für die schweren Schäden sein konnte, die im Gehirn des Jungen zurückgeblieben waren. Auch jetzt, wo Marsh mit seiner Frau über das Ereignis sprach, meldete er Bedenken an der Theorie des Spezialisten an. »Und was ist, wenn es sich nicht um einen Durchbruch handelt?« fragte er Ellen. Er kam ihrer Antwort zuvor. »Du brauchst nichts zu sagen. Ich weiß, was für eine Meinung Dr. Torres in dieser Sache vertritt. Aber ich weiß auch, daß wir mit Alex nie die Mission Dolores besucht haben.«

»Vielleicht hat er die Mission Dolores einmal mit deinen Großeltern besucht, ohne daß wir davon erfahren haben«, entgegnete Ellen. »Oder die Klasse hat irgendwann in den letzten Jahren einen Schulausflug nach San Francisco gemacht! Was mich angeht, ich glaube dem Jungen, daß er eine Erinnerung an die Mission Dolores hat, und ich verstehe nicht, warum du als der Vater das nicht akzeptieren kannst.«

»Ich akzeptiere es nicht, weil es keinen Sinn macht. Alex kann sich ja nicht einmal an die Häuser und Orte erinnern, von denen wir wissen, daß er sie tausendmal gesehen hat. Warum in aller Welt sollte in seinem Gedächtnis das Bild eines Friedhofs auftauchen, den er mit Sicherheit noch nie in seinem Leben besucht hat? Es tut mir leid, aber so wie du es sagst, hat es wirklich keine Logik.« Er wandte sich wieder zu Alex.

»Bist du denn *sicher*, daß du schon einmal in der Mission Dolores gewesen bist?«

Alex bejahte. »Als ich die kleine Kirche und den Friedhof sah, habe ich den Ort sofort wiedererkannt.«

»Das könnte aber auch ein Deja-vu-Erlebnis gewesen sein«, wandte Marsh ein. »So etwas ist gar nicht selten. Dr. Torres hat mir das erklärt.«

»Ich weiß, was du meinst«, sagte Alex. »Aber in diesem Fall muß es eine andere Erklärung geben. Als ich den Grabstein erblickte, bin ich geradewegs darauf zugegangen. Und dann bin ich in Tränen ausgebrochen.«

»Nun gut«, sagte Marsh. »Von Bedeutung bei der ganzen Angelegenheit ist doch wohl, daß du geweint hast, oder siehst du das anders?«

Alex stimmte ihm zu, obwohl er noch Zweifel hatte. Woher waren die Stimmen gekommen, die er gehört hatte? War das nicht auch eine Sache von großer Bedeutung? Ob er seinen Eltern erzählen sollte, daß er Nonnen gesehen hatte? Nein, dachte er. Ich muß mich wegen dieser Erinnerung erst mit Dr. Torres besprechen. »Kann ich jetzt schlafen gehen?« fragte er.

Marsh warf einen Blick auf die Uhr. Es war erst Viertel vor zehn. Alex hatte die Gewohnheit, immer erst um elf ins Bett zu gehen. »Ist es dazu nicht noch zu früh?«

»Ich möchte noch etwas lesen.«

Resigniert hob Marsh die Schultern. »Wie du meinst.«

Alex zögerte, dann drückte er seiner Mutter einen Kuß auf die Wange. »Gute Nacht.«

»Schlaf gut«, sagte Ellen. Sie sah ihrem Sohn nach, wie er das Wohnzimmer verließ, dann wandte sie sich zu Marsh. Als sich ihre Blicke trafen, wußte sie sofort, daß der Streit über Alex' Vision weitergehen würde. »Sag schon, was du zu sagen hast«, murmelte sie.

»Nein«, erwiderte Marsh. »Ich möchte nicht mehr über die Sache reden.« Ein grimmiges Lächeln lag auf seinem Gesicht. »Aber eines solltest du wissen. Ich habe ein ungutes Gefühl bei dieser ganzen Angelegenheit.«

Ellen setzte sich neben ihn auf das Sofa und ertastete seine Hand. »Sag mir, was du auf dem Herzen hast«, bat sie. »Ich

verspreche dir, ich werde dich nicht auslachen. Ich werde auch nicht mit dir streiten. Ich habe selbst so oft Vorgefühle, daß ich mich über die Empfindungen anderer nicht lustig mache.«

Marsh überlegte, ob er sie in seine Gedanken einweihen sollte. »Meinetwegen«, sagte er nach einer Weile. »Ich habe das Gefühl, daß es bei der Heilbehandlung unseres Sohnes nicht mit rechten Dingen zugeht. Ich kann es schwer in Worte fassen, aber mein Verdacht wird von Tag zu Tag stärker. Natürlich habe ich mir auch schon gesagt, daß es bei der Beurteilung der Situation alle möglichen Unsicherheitsfaktoren gibt. Ich weiß, Alex hat einen schweren Unfall gehabt, und er ist am Gehirn operiert worden. Ich weiß auch, daß ich meine Abneigung gegen diesen fabelhaften Dr. Torres nicht in die Beurteilung einfließen lassen sollte. Aber obwohl ich mir all das immer wieder vorhalte, bleibt das unangenehme Gefühl, daß sich hinter der Sache ein schlimmes Geheimnis verbirgt. Alex wirkt völlig verändert, und das ist mit der Gehirnverletzung nicht hinreichend erklärt.«

»Seine Veränderung hat logischerweise mit der Unfallverletzung und der Operation zu tun«, sagte Ellen. Sorgfältig wählte sie ihre Worte, sie wollte ihren Mann nicht vor den Kopf stoßen. »Alex ist verändert, aber er ist immer noch Alex.«

Marsh seufzte. »Da sind wir verschiedener Meinung«, sagte er. »Er hat sich verändert, und er ist *nicht* mehr Alex.«

Nein, dachte Ellen. Er darf nicht recht haben. Es ist klar, warum er so denkt. Er kann sich nicht damit abfinden, daß Dr. Torres eine Operation gemacht hat, zu der er selbst nicht in der Lage gewesen wäre.

»Wir müssen jetzt viel Geduld haben«, sagte sie. »Einige Wunder sind bereits geschehen. Vielleicht erleben wir bald noch eines.«

Als sie an jenem Abend zu Bett ging, beschloß sie, daß sie bei der nächsten Begegnung mit Dr. Torres nicht nur über Alex

sprechen würde.

Es gab einen zweiten Patienten. Sein Name war Marsh.

Maria Torres lag in ihrer Kammer. Es war Nacht, aber der ersehnte Schlaf wollte sich nicht einstellen. Nachdem sie sich stundenlang hin und her gewälzt hatte, stand sie auf und ging in das Wohnzimmer, wo sie eine Kerze für die Heilige Jungfrau Maria anzündete. Sie kniete nieder und sprach ein Dankgebet. Sie war jetzt sicher, daß ihre früheren Gebete erhört worden waren. Was sie im Haus von Dr. Lonsdale mitbekommen hatte, bestätigte ihr, daß ihre Rachepläne in Erfüllung gehen würden. Der Arzt und seine Frau hatten sich über Alex unterhalten, vor allem über die Vision, die der Junge in San Francisco gehabt hatte. Wie alle Gringos, so hatten auch Dr. Lonsdale und seine Gemahlin nicht darauf geachtet, daß sie Zeuge des Gesprächs war.

Für diese Menschen war sie eine Frau ohne Gesicht, ein Niemand. Eine Alte, die in bestimmten Abständen im Haus auftauchte und den Dreck der Herrschaft wegmachte.

Nun, die Gringos würden belehrt werden, wer sie war. Der Himmel hatte ihre Gebete erhört. Alejandro war auf die Erde zurückgekehrt.

Und Alejandro hatte Kontakt mit ihr. Er würde ihr zuhören, wenn sie mit ihm sprach, und er würde tun, was sie sagte.

Sie wartete, bis die Kerze sich verzehrt hatte, dann schlüpfte sie in ihr Bett zurück. Endlich würde sie schlafen können.

Sie hoffte, daß in dieser Nacht auch die Gringos tief und fest schlafen würden.

Zwölftes Kapitel

»Wie kommt es«, fragte Alex, »daß Ihr Assistenzarzt heute nicht hier ist?« Er lag auf dem Untersuchungsbett und hielt die

Augen geschlossen. Dr. Torres hatte damit begonnen, die Elektroden an seinem Schädel zu befestigen.

»Weil heute Sonntag ist«, beantwortete Dr. Torres die Frage des Jungen. »Mein Personal ist fleißig, aber trotzdem bestehen sie darauf, daß ich ihnen pro Woche einen oder zwei Tage dienstfrei gebe.«

»Sie selbst arbeiten sieben Tage in der Woche?«

»Auch ich genehmige mir dann und wann ein freies Wochenende«, sagte er. »Allerdings nicht, wenn ich so einen wichtigen Patienten habe.«

»Und alles, weil ich einen fehlerfreien Test abgeliefert habe«, seufzte Alex.

Eine Weile lang herrschte Schweigen im Raum. Als Alex die Augen öffnete, erblickte er den Arzt, der vor einer Schalttafel stand. »Es geht nicht so sehr um deinen wunderschönen Test«, nahm der Mann im weißen Kittel das Thema wieder auf. »Was mich viel mehr interessiert: Was genau ist gestern in San Francisco passiert?«

»Ich erkläre mir alles damit, daß ich nach und nach mein Gedächtnis zurückgewinne.«

Dr. Torres zuckte die Achseln. »Wir werden gleich wissen, ob es wirklich so ist. Und wir werden auch herausfinden, ob du dich auf deine Erinnerungen verlassen kannst. Vorläufig habe ich den Eindruck, daß du noch viele Dinge durcheinanderbringst.«

»Ich weiß, daß meine Erinnerungen korrekt sind«, protestierte Alex. »Wo jetzt das Büro der Schulkrankenschwester ist, befand sich früher das Büro unseres Dekans. Meine Mutter hat mir das bestätigt.«

»Richtig. Aber die Veränderung, von der du sprichst, hat schon vor vielen Jahren stattgefunden. Damals warst du noch gar nicht auf der High School. Wie kannst du dich an etwas erinnern, was du nie gesehen hast? Zum Beispiel die Mission Dolores! Du bist nie in San Francisco gewesen, trotzdem

spiegelt dir dein Gedächtnis eine Erinnerung an die Mission Dolores vor. Wie erklärst du dir das?«

»Es wäre doch möglich«, sagte Alex, »daß ich Vorjahre einen Ausflug nach San Francisco gemacht habe, an den ich mich nicht mehr erinnere.«

»Nehmen wir einmal an, du hast recht. Dann erkläre mir bitte, wie du dich an das Grab eines Mannes erinnerst, der seit über hundert Jahren tot ist? Du hast mir sogar gesagt, daß es das Grab deines Onkels ist. Aber du hast keinen Onkel. Und selbst wenn du einen hättest, so ist es unvorstellbar, daß er im Jahre 1850 das Zeitliche gesegnet hat. Was steckt dahinter, Alex?«

»Ich weiß es nicht. Haben Sie eine Erklärung?«

Dr. Torres runzelte die Stirn. »Du weißt, daß es sinnlos ist, mir diese Frage vor der Untersuchung zu stellen.«

»Ich weiß weniger, als Sie glauben«, antwortete Alex. »Wahrscheinlich ist es so, daß ich viele Dinge nicht verstehe, sondern nur registriere. Ich speichere die Erinnerung, das ist alles.«

»Wenn es so ist«, sagte Dr. Torres, »dann wärest du, was man in der Medizin einen *Idiot savant* nennt. Aber ich glaube das nicht. Allein die Tatsache, daß du dir über die Zusammenhänge sehr vernünftige Gedanken machst, beweist mir zur Genüge, daß du alles andere bist als ein Idiot.« Er ließ ein paar Disketten im Schlitz des Monitors verschwinden, dann zog er eine Spritze auf. »Mein Assistent hat mir berichtet, daß du einige Male zu früh aus der Narkose aufgewacht bist.« Er versuchte, seiner Stimme eine beiläufige Färbung zu geben. »Warum hast du mir nie etwas davon gesagt?«

»Ich dachte, es ist nicht so wichtig.«

»Würdest du mir beschreiben, was du empfunden hast, wenn du zu früh aus der Narkose aufgewacht bist?«

Alex erklärte ihm, was er beim Nachlassen der Betäubung verspürt hatte. »Aber es war kein unangenehmes Gefühl«,

beschloß er seine Schilderung. »Im Gegenteil, ich fand es spannend. Die Stimmen und Bilder paßten zwar nicht zusammen, aber das lag nur daran, daß die Eindrücke zu schnell abliefen.« Er zögerte, bevor er weitersprach. »Warum muß ich schlafen, während Sie mein Gehirn untersuchen?«

»Das hat dir mein Assistent doch schon erklärt«, sagte Dr. Torres. Er rieb Alex' Armbeuge mit Alkohol ein und stach ihm die Nadel in die Vene.

Alex stöhnte vor Schmerz. »Was passiert«, fragte er, »wenn ich während der Untersuchung, die Sie durchführen wollen, Schmerzen habe? Würden Sie den Test abbrechen?«

»Nein«, sagte Dr. Torres. »Wenn ich dich während der Untersuchung aufwecke, verfälsche ich die Testergebnisse. Es ist wichtig, daß du während der ganzen Untersuchung schläfst.«

Dreißig Sekunden später schloß Alex die Augen. Sein Atem wurde ruhiger. Dr. Torres warf einen prüfenden Blick auf die Skalen, dann verließ er den Raum.

In seinem Büro angekommen, nahm er in seinem Drehstuhl Platz und stopfte sich eine Pfeife. Während er sich die Pfeife anzündete, wanderte sein Blick zu der Glasscheibe, die in die Wand zwischen seinem Büro und dem Untersuchungsraum eingelassen war. Er konnte die Geräte, an die Alex angeschlossen war, durch die Scheibe kontrollieren. Soweit es sich jetzt schon abschätzen ließ, würde der Test ohne Zwischenfälle verlaufen. Er würde eine volle Stunde Zeit haben, um mit der Mutter des Jungen zu sprechen, die in einem Sessel gegenüber seinem Schreibtisch Platz genommen hatte. »Können Sie mir bitte zunächst einen plausiblen Grund nennen, warum Ihr Mann heute nicht mitgekommen ist?«

Ellen zupfte an ihrem Rocksäum. »Er ist... Wir haben einen kleinen Streit gehabt.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Dr. Torres. Er schien sich

mehr für seine Pfeife zu interessieren als für Ellen. »Ich will damit nichts gegen Ihren Mann sagen, aber ich habe ganz allgemein die Feststellung gemacht, daß ich schlecht mit anderen Ärzten auskomme.« Er sah Ellen an, und seine Augen waren von hypnotischer Kraft erfüllt. »Um die Wahrheit zu sagen, es gibt wenig Menschen, mit denen ich mich gut verstehe.« Die Andeutung eines Lächelns huschte über seine Lippen. »Ich war eben immer ein Außenseiter.«

»Sicher meinen Sie Ihre Jahre auf der High School«, sagte sie. »Sie sollten diese Zeit aus Ihrem Gedächtnis verbannen. Wir haben Sie damals gemieden, weil Sie so furchtbar intelligent waren. Wir hatten ganz einfach Angst vor Ihnen!«

»Es scheint, daß es immer noch Menschen gibt, die Angst vor mir haben«, sagte Dr. Torres trocken. »Zum Beispiel Ihr Mann.«

»Angst ist in diesem Falle wohl nicht das richtige Wort«, warf Ellen ein.

»Und was wäre das richtige Wort?« konterte Dr. Torres. »Furcht? Unsicherheit? Eifersucht?« Seine Hand beschrieb eine Geste der Ungeduld. »Was immer es bei Ihrem Mann für Vorbehalte gibt, er muß diese Vorbehalte aufgeben. Um Alex' willen.«

Endlich hatte er die Katze aus dem Sack gelassen. Ellen war erleichtert. »Ich weiß. Darüber wollte ich heute sowieso mit Ihnen sprechen. Raymond, ich mache mir wegen Marsh große Sorgen. Er spricht Tag und Nacht von den überragenden intellektuellen Fähigkeiten unseres Sohnes... Er ist richtig fixiert auf die Möglichkeiten, die sich dadurch ergeben könnten. Was mich angeht, mir macht das alles eher Angst.«

»Vor allem haben Sie Angst, daß Ihr Mann mir die Weiterbehandlung Ihres Jungen verbieten könnte. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. Ist es so?«

Ellen nickte verlegen.

»Nun, wenn Sie, meine liebe Ellen, nicht möchten, daß die

Behandlung unterbrochen wird, sollten wir Vorkehrungen treffen, damit es nicht zu einer solchen Unterbrechung kommt.« Er lächelte. Ellens Unsicherheit schwand. Dieser Mann strahlte eine Entschlossenheit aus, die ihr das sichere Gefühl vermittelte, er werde mit allen Schwierigkeiten fertig.

»Was kann ich dazu beitragen, daß Sie meinen Jungen weiterhin behandeln können?« fragte sie.

Dr. Torres schien das Thema nicht sonderlich zu interessieren.

»Ehe Ihr Mann nicht ausdrücklich sagt, daß er mir die Weiterbehandlung des Jungen verbietet, brauchen Sie gar nichts zu tun. Sollte sich die Situation zuspitzen, wie Sie es befürchten, kann ich immer noch einschreiten. Seien Sie überzeugt, daß ich mit Ihrem Mann fertigwerde.«

Mein Mann. Ellen wiederholte die beiden Worte in Gedanken. Hatte Raymond ihren Ehegefährten je mit seinem Vornamen angesprochen? Soweit sie sich erinnern konnte, nicht. Was war der Grund für das kühle Verhältnis zwischen den beiden Männern. Lag es an Raymonds abweisendem Benehmen?

Plötzlich wurde ihr bewußt, wie wenig sie über Raymond Torres wußte. Genaugenommen gar nichts. Ob er ihr insgeheim verübelte, daß sie seine Mutter als Haushaltshilfe beschäftigte? »Raymond, darf ich Ihnen eine Frage stellen, die überhaupt nichts mit Alex' Erkrankung zu tun hat?«

»Fragen Sie mich, was Sie wollen. Ich behalte mir das Recht vor, die Frage nicht zu beantworten.«

Flammende Röte überzog Ellens Wangen. »Natürlich brauchen Sie mir nur zu antworten, wenn Sie wollen.« Sie zögerte. »Es ist wegen Ihrer Mutter. Ich wollte Ihnen sagen, daß ich sie in meinem Haushalt beschäftige.«

»Meine Mutter arbeitet in Ihrem Haus?« Dr. Torres nahm die Pfeife aus dem Mund und legte sie auf den Schreibtisch. Seine Augen funkelten. »Seit wann?«

Ellen war das Gespräch so unangenehm, daß sie am liebsten in den Boden versunken wäre. »Mein Gott, was habe ich getan? Ich war sicher, Ihre Mutter hätte Ihnen Bescheid gesagt.«

»Das hat sie nicht«, sagte Dr. Torres. Er ergriff seine Pfeife und tat einen langen Zug. »Aber das sollte Sie nicht beunruhigen, Ellen. Es gibt viele Dinge, die mir meine Mutter verheimlicht. Offen gesagt, wir treffen uns nur in großen Abständen. Meine Mutter und ich haben ganz verschiedene Ansichten. Zum Beispiel bin ich nicht damit einverstanden, daß sie bei anderen Leuten putzen geht.«

»Es tut mir so leid«, sagte Ellen. »Ich hätte Ihre Mutter nie in meine Dienste nehmen dürfen. Ich hatte von Anfang an Zweifel, ob ich es tun sollte, aber Cynthia hat mich so sehr darum gebeten, daß ich nachgegeben habe. Ich...«

»Cynthia.« Torres wiederholte das Wort mit düsterer Miene. »Cynthia hat sich wieder einmal durchgesetzt, könnte man sagen. Sie hat ja immer schon bekommen, was sie wollte, und wenn sie einen bestimmten Menschen nicht wollte, dann hat sie es bestens verstanden, sich den Störenfried vom Leibe zu halten.«

Störenfried, dachte Ellen. Damit meint er sich selbst. Er hatte Cynthia oft eingeladen, mit ihm auszugehen, aber sie hat das immer abgelehnt. Ob Raymond deswegen immer noch einen Groll gegen sie bewahrte? Wohl kaum. Seit der gemeinsamen Schulzeit waren zwanzig Jahre vergangen.

Sie sah auf und war erleichtert, als sie ein Lächeln auf seinem Gesicht entdeckte. Der unangenehme Augenblick war vorüber.

»Nein, ich wußte nicht, daß meine Mutter Ihnen im Haus hilft, aber machen Sie sich deswegen nicht weiter Gedanken. Ich verfüge über genügend finanzielle Mittel, um meine Mutter zu unterstützen, aber sie nimmt kein Geld von mir an. Das mexikanische Ehrgefühl, Sie verstehen. Meine Mutter fühlt

sich als Mexikanerin, obwohl sie, ihre Eltern und Großeltern hier in den Vereinigten Staaten geboren sind. Sie hat mir in gewisser Weise nie verziehen, daß ich Erfolg habe. Sie bestraft mich, indem sie für sich selbst sorgt und auf meine Hilfe verzichtet. Folglich kümmere ich mich auch nicht darum, für wen sie arbeitet. Falls es Sie erleichtert, möchte ich Ihnen sagen, es ist mir angenehmer, daß meine Mutter in Ihrem Haus und nicht für Irgendeine andere Familie arbeitet. Bei Ihnen bin ich wenigstens sicher, daß Sie meine Mutter anständig behandeln.«

»Ich bin sicher, daß Ihre Mutter auch in den anderen Häusern, in denen sie gearbeitet hat, gut behandelt worden ist«, sagte Ellen.

»Sie müssen wissen, es ist nicht einfach, mit meiner Mutter auszukommen. Sie hat eine sehr lebhaft Fantasia, und sie ist leicht eingeschnappt.« Er erhob sich aus seinem Sessel. »Was halten Sie davon, wenn wir jetzt zu Alex gehen?«

Ellen hätte noch gern länger mit ihm über Maria gesprochen. Sie genoß die rätselhafte Anziehungskraft, die von seiner Persönlichkeit ausging. Sie folgte ihm in den Untersuchungsraum, wo sie ein Gespräch über Alex' Visionen in San Francisco begannen.

Alex hatte die Augen geöffnet. Er starrte auf die Monitore, die an den Wänden des Raumes aufgestellt waren. Der Test war beendet. Wie immer, wenn er aus der Narkose aufwachte, hatte Alex merkwürdige Geräusche gehört und Bilder gesehen. Er versuchte, den Kopf zur Seite zu drehen, aber die Kabel, die von den Geräten zu den Elektroden in seiner Schädeldecke führten, hielten ihn gefangen.

Er hörte, wie die Tür geöffnet wurde. Wenige Sekunden später trat der Arzt an das Bett. »Wie fühlst du dich?«

»Okay«, antwortete Alex. Und dann, während Dr. Torres die Elektroden herauszog: »Was haben Sie herausgefunden?«

»Ich muß die Daten erst analysieren. Das wird einige Zeit dauern. Inzwischen möchte ich, daß du so oft wie möglich in der unmittelbaren Umgebung von La Paloma spazierengehst. Ich möchte, daß du dir die Landschaft und die Häuser genau ansiehst.«

»Das habe ich bereits getan«, entgegnete Alex. Er richtete sich auf. »Ich bin recht oft mit Lisa Cochran auf den Hügeln um La Paloma umhergestreift.«

Dr. Torres schüttelte den Kopf. »Ich möchte, daß du bei deinen Wanderungen allein bist«, sagte er. »Nimm alle Eindrücke ganz unbefangen in dich auf. Du brauchst nicht nach etwas Bestimmtem Ausschau zu halten. Es genügt, wenn du dir alles ansiehst und mir über deine seelischen Reaktionen berichtest. Meinst du, du kannst das?«

»Ich denke schon. Ich frage mich nur, warum ich das machen soll.«

»Nennen wir's ein Experiment«, antwortete Dr. Torres. »Ich bin sehr neugierig, was dabei herauskommt. Meine Hoffnung ist, daß du irgendwo etwas siehst, was neue Erinnerungen bei dir auslöst. Vielleicht läßt sich daraus eine Art Muster zusammensetzen.«

Währenddessen dachte Alex darüber nach, wie man sich das Muster vorzustellen hatte, von dem Dr. Torres sprach.

Die Fragen, die jetzt aufgeworfen worden waren, blieben ohne Antwort. Er mußte den Instruktionen dieses Mannes folgen und die Ergebnisse so nehmen, wie sie kamen.

Nachdem Alex und seine Mutter gegangen waren, ließ sich Raymond Torres auf seinen Drehstuhl sinken. Vor ihm lag der ausgedruckte Test.

Die Versuchsanordnung war anders gewesen als bei früheren Tests. Diesmal waren keine neuen Daten in das Gehirn der Versuchsperson eingespeichert worden. Er hatte auch nicht versucht, die Lücken im Gedächtnis des Patienten mit elektronischen Impulsen zu füllen.

Statt dessen hatte Dr. Torres eine Suchaktion in Alex' Gehirn gestartet.

Irgendwo in den unzähligen Windungen mußte es eine fehlerhafte Verbindung, eine Art Kurzschluß geben.

Das war, soweit Dr. Torres es beurteilen konnte, der Grund für die Visionen, die Alex in San Francisco gehabt hatte. Während der Gehirnoperation, die sich über viele Stunden erstreckte, war ihm, dem Chirurgen, ganz offensichtlich ein Fehler unterlaufen. Das Resultat war, daß Alex Gefühle verspürte.

Er hatte geweint.

Dr. Torres hatte nie vorgehabt, Alex die Fähigkeit zu Emotionen zurückzugeben.

Gefühle spielten bei den Plänen, die er mit dem Jungen hatte, keine Rolle.

Dreizehntes Kapitel

»Es interessiert mich einen Dreck, was Ellen Lonsdale und Carol Cochran dazu sagen! Kate bekommt für die nächsten zwei Wochen den Ausgang gestrichen!« Alan Lewis war aufgestanden. Er hielt ein leeres Glas in der Hand und schwankte. Torkelnd bewegte er sich zu dem Schrank, wo er den Schnaps aufbewahrte. »Findest du nicht, du hast bereits genug getrunken?« sagte Marty Lewis, seine Frau. »Es ist noch nicht einmal Mittag.«

»Noch nicht einmal Mittag«, äffte Alan sie nach. »Verdammt noch mal, Mart, heute ist Sonntag. Arbeitsfreier Tag. Nicht einmal so fleißige Menschen wie du brauchen heute ins Büro zu gehen.«

»Dafür muß ich den Rest der Woche ins Büro gehen«, gab Marty zurück. Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es ihr schon wieder leid tat. Aber es war zu spät. Alan war

ingeschnappt.

»Das alte Thema, nicht wahr?« sagte er. Er musterte sie aus blutunterlaufenen Augen. »Zu deiner Information: Die Art von Job, die ich brauche, wächst nicht auf den Bäumen. Bei mir ist es anders als bei dir. Ich kann nicht einfach losfahren und nach drei Stunden mit einem Vertrag in der Tasche zurückkommen. Allerdings wird meine Arbeit, wenn ich erst einmal einen Job habe, auch zehnmal besser bezahlt als deine. Aber für dich zählen solche Überlegungen ja nicht. Habe ich recht?«

»Alan, es tut mir leid, was ich vorhin gesagt habe. Das war nicht fair dir gegenüber. Übrigens geht es nicht um die Jobs, die du oder ich machen. Es geht um unsere Tochter Kate.«

»Das sage ich ja die ganze Zeit«, lallte Alan. »Du hast das Thema gewechselt, nicht ich.« Er goß sich Bourbon nach. »Und damit du weißt, wer in diesem Hause das Sagen hat, erkläre ich dir hiermit, daß die Diskussion über unsere Tochter beendet ist. Sie bekommt zwei Wochen keinen Ausgang, und fertig.«

»Nicht fertig«, sagte Marty. »Solange du trinkst, treffe ich alle Entscheidungen, die unsere Tochter betreffen.«

»Du hörst dich an wie der Präsident der Vereinigten Staaten. Ich werde dir jetzt mal was sagen. Solange ich unter diesem Dach wohne, habe ich bei der Erziehung des Kindes das letzte Wort.«

Bisher hatte Marty versucht, ihren Zorn zu überspielen. Jetzt verlor sie die Beherrschung. »Ich bin nicht sicher, wie lange ich dich noch unter diesem Dach wohnen lasse, Alan! Wenn du dich weiter so benimmst, könnte es sein, daß du innerhalb der nächsten zwei Stunden auf der Straße stehst! Ganz davon abgesehen, daß wir das Haus verkaufen müssen, wenn du nicht zu trinken aufhörst!«

Alan sprang hoch und baute sich vor seiner Frau auf. »Willst du mir drohen?«

Er hob die Hand, um sie zu schlagen, als plötzlich die

Stimme eines Mädchens den Raum erfüllte.

»Wenn du Mutter schlägst, bringe ich dich um.«

Es war Kate, die auf der Türschwelle stand. Ihr liefen die Tränen über die Backen.

»Kate, ich habe dir doch gesagt, daß ich die Sache für dich ausbügeln will«, begann Marty. »Warum gehst du nicht in dein Zimmer und...« Aber Alan fiel ihr bereits ins Wort.

»Du sagst, du willst mich umbringen, Kate? Seinen Vater darf man nicht umbringen.«

»Du bist nicht mein Vater«, sagte Kate. »Mein Vater würde sich nicht so betrinken, wie du es tust.«

Alan wollte sich auf seine Tochter stürzen, aber Marty hielt ihn zurück. »Geh jetzt«, sagte sie zu ihrer Tochter. »Du kannst Bob besuchen oder irgendeine Freundin. Es ist okay, wenn du ein paar Stunden wegbleibst. Ich habe mit deinem Vater zu reden.«

Kate maß ihren Vater mit einem Blick, in dem sich Verachtung und Mitleid mischten. Die Frage, die sie dann stellte, war an ihre Mutter gerichtet. »Wirst du ihn wieder zu einer Entziehungskur schicken?«

»Ich weiß noch nicht, was ich tue«, sagte Marty. Dabei war ihr klar, daß sie keine andere Wahl hatte, als ihren Mann erneut ärztlicher Hilfe anzuvertrauen. Seit drei Tagen trank er wieder. Zuerst Bier, dann Bourbon. »Ich werde tun, was nötig ist. Laß uns jetzt bitte allein, Kate.«

»Ich bleibe hier«, sagte Kate. »Ich möchte dir helfen.« Aber Marty schüttelte den Kopf.

»Nein, ich mache das allein! Wenn du in ein paar Stunden zurückkommst, ist alles wieder im Lot. Geh jetzt!«

Kate wollte etwas entgegnen, aber dann überlegte sie es sich anders. »Einverstanden«, sagte sie. »Ich verschwinde. Aber eines sage ich dir! Bevor ich wieder nach Hause komme, werde ich anrufen, um mich zu vergewissern, daß Vater ausgezogen ist. Wenn er noch hier ist, brauchst du nicht mit mir zu

rechnen.«

»Ich verbiete dir, das Haus zu verlassen, Kate!« schrie Alan Lewis. »Wenn du auch nur einen Schritt über die Schwelle machst, kannst du was erleben!«

Kate kümmerte sich nicht um seine Drohungen. Sie ging in den Patio hinaus und schlug die mit einem feinen Drahtgitter bespannte Tür hinter sich zu. Marty sah ihrer Tochter nach, wie sie den Garten durchquerte und auf die Straße einbog. Alan Lewis warf seiner Frau einen feindseligen Blick zu. »Jetzt hast du ein verdammtes Durcheinander angerichtet«, schimpfte er. »Es gehört sich nicht, daß die Mutter die Tochter gegen den Vater aufhetzt.«

»Ich habe das Mädchen nicht gegen dich aufgehetzt«, fauchte Marty. »Kate haßt dich nicht, sie hat dich sogar sehr lieb. Allerdings nicht, wenn du trinkst.«

»Wenn ihr mich wirklich lieb hättet...«

»Ich kann's nicht mehr hören! Was geschehen ist, ist nicht Kates Schuld. Es ist auch nicht meine Schuld. Du allein trägst die Verantwortung für alles! Hörst du, was ich sage, Alan? Du hast schuld!« Sie stürmte aus der Küche und schloß sich im Schlafzimmer ein.

Sie warf sich aufs Bett und dachte nach. Es war jetzt wichtig, daß sie ihre Selbstbeherrschung zurückgewann. Es führte zu nichts, wenn sie ihren Mann anschrie. Sie mußte mit Überlegung vorgehen, nur so ließ sich das Knäuel entwirren.

Sie wußte, wie es weitergehen würde. Innerhalb von ein oder zwei Minuten würde Alan kommen und mit beiden Fäusten gegen die verschlossene Tür hämmern. Er würde sie erst um Vergebung bitten und dann wieder mit wüsten Drohungen überziehen. Und dann würde sie tun, was sie schon so oft getan hatte. Sie würde ihn überreden, sich zu einer Entziehungskur in das Krankenhaus in Palo Alto zu begeben. Sie würde ihm anbieten, daß sie ihn dort hinbegleitete. Wenn es ganz schlimm kam, blieb ihr nichts anderes übrig, als den Krankenwagen zu

rufen, der Alan abtransportieren würde. Das war schon einmal nötig gewesen, und Marty betete, daß es sich nicht wiederholen würde.

Sie ging ins Bad und wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser. Sie war sicher, daß ihr Mann in den nächsten Sekunden draußen, vor ihrer Schlafzimmertür, auftauchen würde. Der alte Streit würde wieder beginnen. Diesmal würde es nicht um Kate gehen, sondern um Alan und um seine Trunksucht.

Fünf Minuten verstrichen. Nichts geschah.

Schließlich verließ sie das Schlafzimmer und trat auf den Treppenabsatz hinaus. Sie beugte sich vor und lauschte. »Alan?« rief sie.

Er gab keine Antwort.

Sie ging die Treppe hinunter und rief noch einmal seinen Namen. Als sie keine Antwort bekam, eilte sie in die Küche. Sie war darauf gefaßt, ihn besinnungslos am Boden liegend vorzufinden.

In der Küche war niemand.

Was nun? Marty schenkte sich eine Tasse Kaffee ein und dachte nach.

Ob er fortgefahren war? Nein, das hätte sie hören müssen. Sicherheitshalber ging sie in die Garage, um nachzusehen. Beide Wagen standen noch dort.

Ob sie die Polizei anrufen sollte? Besser nicht. Das wäre nur notwendig gewesen, wenn er im Auto herumfuhr. Solange er zu Fuß ging, konnte er kein Unheil anrichten. Wahrscheinlich würde ihn die Polizei völlig betrunken auf irgendeiner Straße aufgreifen und zu ihr nach Hause schaffen.

Oder aber sie würden ihn ins Krankenhaus bringen. Vielleicht auch ins Gefängnis.

Inzwischen war ihr das gleichgültig. Sie war nach dem Streit der vergangenen Tage erschöpft. Diesmal mußte Alan die Suppe, die er sich eingebrockt hatte, selbst auslöffeln. Sie würde nicht bei den Freunden herumtelefonieren, um ihn

aufzuspüren. Jedenfalls nicht vor Mitternacht. Wenn er dann noch nicht zu Hause war, konnte sie immer noch Erkundigungen anstellen, wo er steckte.

Sie begann die Küche aufzuräumen. Sie goß die halbe Flasche Bourbon ins Spülbecken. Dann räumte sie die Flaschen aus dem Regal.

Nachdem sie den Inhalt weggeschüttet hatte, brachte sie die leeren Flaschen zur Mülltonne hinter dem Haus.

Eine halbe Stunde war verstrichen. Die Küche war sauber. Marty machte sich auf die Suche nach den Flaschen, die ihr Mann im Haus auf verschiedene Verstecke verteilt hatte.

Alex spazierte durch La Paloma, wie ihm Dr. Torres aufgetragen hatte. Bisher war nichts passiert, er hatte keine Erinnerungen gehabt. Die Ortschaft kam ihm mittlerweile vertraut vor. Die richtigen Häuser an den richtigen Stellen. Er war eine Stunde unterwegs, als er vor einer Ladenzeile stehenblieb.

In einem Schaufenster entdeckte er eine Glaskugel, die mit Wasser gefüllt war. In dem Wasser schwammen ein Büschel Seegras und eine winzige Garnele. Das Tier lebte. Auf einem Schild, das vor der Glaskugel lag, wurde erklärt, daß es sich um ein geschlossenes Ökosystem handelte. Die Kugel war versiegelt, das Tier konnte innerhalb des geschlossenen Systems jahrelang überleben. Einzige Voraussetzung war, daß die Kugel genügend Licht bekam.

Wie mein Gehirn, dachte er. Ein geschlossenes System, aus dem es kein Entrinnen gibt. Er wandte sich ab und setzte seinen Spaziergang auf dem La Paloma Drive fort. Wenig später gelangte er auf die kleine Plaza.

Er blieb stehen, um die mächtige Eiche zu betrachten. Ob er als Kind einmal auf diesem Baum herumgeklettert war? Wenn es so war, dann hatte er keine Erinnerung daran.

Und dann begannen sich die Dinge zu verändern. Es ging

ganz langsam. Alex stand da und hielt den Blick auf den Stamm gerichtet. Alles außer dem Baum lag im Nebel. Es war, als hätte der Wind die Wolken vom Meer herangetrieben.

Plötzlich war Alex wieder in der Mission Dolores. Vor seinem geistigen Auge erstanden die wohlbekanntesten Bilder.

Er sah den Strick. Er sah den Mann, den sie aufgehängt hatten.

Wer war der Mann?

Reiter waren zu sehen, Soldaten. Sie lachten.

Plötzlich ein scharfer Schmerz, und dann war zu hören, was er zum ersten Mal auf dem Friedhof in San Francisco vernommen hatte.

Es waren spanische Worte.

»Sie nehmen uns das Land und unsere Häuser weg. Sie töten uns. Venganza... venganza...«

Das Echo dröhnte in seinem Kopf. Das Flüstern wurde so laut, daß Alex sich von dem Baum abwenden mußte.

Sein Blick fiel auf Maria Torres, die nur wenige Schritte von ihm entfernt war. Sie sah ihn an, dann drehte sie sich um und ging fort.

Der Nebel war dichter geworden. Alex setzte sich in Bewegung. Er würde der alten Frau folgen.

Die Plaza sah jetzt ganz anders aus als vorher. Alles sah so aus, wie es vor zweihundert Jahren gewesen war. Alex ging zu Maria Torres, die auf einer roh gezimmerten Bank Platz genommen hatte, und setzte sich neben sie. Er hörte, wie sie etwas auf spanisch sagte, und wunderte sich, daß er jedes Wort verstehen konnte.

Die Missionskirche war nur einen Steinwurf entfernt, die weißgekalkten Wände schimmerten im Sonnenlicht. Mönche in braunen Gewändern waren zu erkennen. Im Schatten des kleinen Gebäudes saßen drei Indianer.

Neben der Missionskirche befand sich die Schule. Türen und

Fenster waren geöffnet, um frische Luft hereinzulassen. Im Schulhof spielten fünf Kinder, die von einer Nonne beaufsichtigt wurden.

In geringer Entfernung war ein kleiner Laden zu erkennen, der in einem einfachen Holzhaus untergebracht war.

Der Laden bildete einen seltsamen Kontrast zu dem soliden Mauerwerk der Mission. Während Alex das Holzhaus betrachtete, ging die Tür auf. Eine Frau kam heraus. Sie sah ihn an. Er saß da und lauschte den Worten, die Maria ihm ins Ohr flüsterte. Sie sagte ihm, wie es im Inneren der Kirche aussah. Sie erklärte ihm, daß es dort buntbemalte Statuen gebe.

Dann sprach sie von den Menschen, die La Paloma gebaut hatten und diesen Ort liebten, weil er ihre Heimat war.

»Aber sie sind gekommen und haben uns alles fortgenommen. Und nun geh, Alejandro. Geh in die Kirche und schau dir an, wie sie einmal ausgesehen hat. Überzeuge dich, wie La Paloma früher war.«

Wie in einem Traum stand er von der Bank auf und überquerte die Plaza. Kühle umfing ihn. Das Licht fiel durch zwei bunte Glasfenster herein. Und dann sah er die Heiligen, von denen Maria ihm erzählt hatte. Er näherte sich einer der Statuen und zündete eine Kerze an, dann verließ er die Kirche. Maria Torres saß immer noch auf der Bank. Sie lächelte ihm zu.

Ohne ein Wort zu sagen, ging Alex fort. Die flüsternden Stimmen folgten ihm.

Marty Lewis war aufgewacht. Sie blieb liegen, um den vertrauten Geräuschen des Morgens zu lauschen. Nach einer Weile wurde ihr klar, daß es noch Nacht war. Das Haus schien leer.

Ein Nickerchen.

Nachdem Alan das Haus verlassen hatte, hatte sie überall saubergemacht, dann war sie eingeschlafen.

Sie wälzte sich auf die andere Seite und starrte auf das Zifferblatt des Weckers. Halb drei. Das bedeutete, daß sie fast drei Stunden geschlafen hatte. Sie erhob sich, ging zum Fenster und sah in die Nacht hinaus. Irgendwo dort draußen mußte Alan sein. Vermutlich lag er unter einem Baum und schlief seinen Rausch aus.

Oder aber er saß in irgendeiner Bar des Ortes und ersäufte seine Wut im Alkohol.

Oder aber sie hatten ihn ins Medical Center eingeliefert. Aber das war unwahrscheinlich. Denn dann hätte die Nachtschwester bei ihr angerufen.

Sie schlüpfte in ihren Hausmantel und ging ins Erdgeschoß des Hauses hinab. Sie überlegte, ob sie die Polizei rufen sollte. Sie verwarf die Idee. Solange Alan nicht Auto fuhr, bestand keine Gefahr.

Sie goß den Rest des Kaffees ins Spülbecken und füllte den Filter mit frischem Kaffee.

Wenn Alan nach Hause kam, würde er einen Kaffee brauchen.

Sie wollte die Kaffeemaschine anstellen, als sie das Gartentor klappen hörte. Erleichterung überkam sie.

Er war zurückgekommen.

Sie war sicher, daß sich jeden Augenblick die Tür öffnen würde. Alan würde eintreten und sich bei ihr entschuldigen.

Aber nichts geschah.

Sie knipste die Kaffeemaschine an. Als die ersten braunen Tropfen in die Kanne fielen, stand sie auf und ging zum Hinterausgang des Hauses.

Sie öffnete die Tür. Eine Sekunde später wußte sie, was ihr jetzt widerfahren würde, und sie wußte zugleich, daß sie dem, was ihr bevorstand, nicht entinnen konnte.

Alex warf einen Blick in die Runde. Er saß auf der Holzbank, die in der Nähe der alten Eiche stand. In kurzer Entfernung war

das Rathaus von La Paloma zu erkennen. Maria Torres befand sich auf dem Weg zum Friedhof.

Ein Gedanke durchzuckte ihn. *Sie sieht wie eine Nonne aus. Wie eine spanische Nonne.*

Plötzlich merkte er, daß jemand ihm zuwinkte. Er winkte zurück, obwohl er das Gesicht der Gestalt nicht erkennen konnte.

Er fragte sich, wie er auf die Plaza gekommen war.

Er erinnerte sich, daß er in jenem Augenblick darüber nachgedacht hatte, ob er als Kind auf der Eiche herumgeklettert war, aber jetzt stand er nicht mehr vor dem Baum. Er befand sich zwei Straßen weiter auf dem kleinen Platz.

Er fühlte sich erschöpft, als sei er eine längere Wegstrecke bergauf gegangen.

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war Viertel nach drei. Merkwürdig. Vor wenigen Minuten war es erst halb zwei gewesen.

Zwei Stunden waren vergangen. Zeit, an die er keine Erinnerung hatte. Während er dem Elternhaus zustrebte, dachte er über das Problem nach, das durch den Zeitunterschied entstanden war. Er wußte, Zeit konnte nicht spurlos verschwinden. Irgendwie mußte er eine Antwort auf die beunruhigenden Fragen finden, die sein Ich erfüllten. Wenn er lange genug darüber nachdachte, würde er herausfinden, was in der Zeit, die ihm fehlte, passiert war. Er würde dann wissen, warum er sich an die fehlenden Stunden nicht erinnerte.

Das Geräusch der Tür war zu hören. Marsh sah von der medizinischen Fachzeitschrift auf, in der er gelesen hatte. Sein Blick fiel auf Alex, der gerade die Küche betrat. »HU«

Alex blieb stehen und sah Marsh an. »Hu«, sagte er.

»Wo bist du gewesen?«

»Nirgends«, antwortete Alex.

Marsh lächelte. »Du gebrauchst die gleiche Ausrede, die ich

in deinem Alter auch immer verwendet habe.«

Alex verließ den Raum und ging die Treppe zum ersten Stock hinauf. Seine Augen waren leer wie die eines Blinden.

Für Marsh waren die leeren Augen seines Sohnes Sinnbild der Veränderungen, die sich infolge des Unfalls ergeben hatten.

Früher hatte Alex sehr lebendige Augen gehabt. Marsh hatte immer mit einem einzigen Blick erkennen können, in welcher Stimmung sich sein Sohn befand.

Jetzt aber waren die Augen wie ein schwarzer Spiegel. Wenn Marsh seinen Sohn ansah, erblickte er sich selbst. Zuerst hatte er geglaubt, Alex wollte ein Geheimnis vor ihm verbergen. Inzwischen wußte er, es gab kein Geheimnis. Die Persönlichkeit seines Sohnes war abgestumpft, das war alles.

Die Augen, dachte Marsh, sind der Spiegel der Seele. Wenn das stimmte, dann hatte Alex keine Seele mehr. Bei diesem Gedanken lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Er versuchte die Erinnerung an das Sprichwort zu verdrängen, aber es gelang ihm nicht.

Der Nachmittag verstrich, während Marsh die Gedanken an die leeren Augen seines Sohnes quälten.

Vielleicht hatte Ellen doch recht. Vielleicht hatte Raymond Torres den Jungen nicht gerettet, sondern gestohlen. Vielleicht war Alex wirklich tot.

Vierzehntes Kapitel

Kate Lewis hielt den Hörer an ihr Ohr gepreßt. Sie hatte die Nummer ihrer Eltern gewählt, aber niemand nahm ab. Wahrscheinlich hatte ihre Mutter den Vater ins Krankenhaus gebracht. Aber wenn es so war, warum hatte sie keine Botschaft auf den Anrufbeantworter gesprochen? Nachdenklich legte Kate den Hörer auf die Gabel zurück. Sie ging zu Bob Carey, mit dem sie den Sonntagnachmittag verbracht

hatte. Sie hatten sich zwei Coke bestellt und saßen an einem der Tischchen in Jake's Place.

»Immer noch niemand zu Hause?« fragte er.

»Es scheint so«, sagte sie. »Ich weiß gar nicht, was ich jetzt tun soll. Am liebsten würde ich sofort nach Hause fahren, aber meine Mutter hat gesagt, ich soll erst anrufen.«

»Das hast du nun den ganzen Nachmittag versucht«, sagte Bob. »Warum fahren wir nicht zusammen hin? Wenn die beiden immer noch streiten, können wir ja wieder weggehen. Wir brauchen das Haus nicht einmal zu betreten, wenn du nicht willst. Wenn du mich fragst, ich bin sicher, sie hat ihn ins Krankenhaus gebracht.« Er beugte sich vor und streichelte ihre Hände. »Du machst dir umsonst Sorgen, glaube mir! Wenn dein Vater so betrunken war, wie du sagst, blieb deiner Mutter ja gar nichts anderes übrig, als ihn in ärztliche Behandlung zu bringen. Sie hat in der Eile sicher vergessen, den Anrufbeantworter einzuschalten.«

Kate nickte, aber sie war nicht überzeugt. Bei früheren Gelegenheiten hatte ihre Mutter immer eine Botschaft für sie auf das Gerät gesprochen. Es war auch nicht wahrscheinlich, daß sie Vater ins Krankenhaus gebracht hatte. Wenn nötig, hätte sie den Krankenwagen gerufen.

Andererseits konnte Kate nicht länger hier herumsitzen und abwarten. Ihr Vater hatte sich heute früh wirklich in einem bedauernswerten Zustand befunden. »Fahren wir«, sagte sie.

Zehn Minuten später bog Bob mit seinem Porsche in die Einfahrt vor Kates Elternhaus ein. Er schaltete den Motor ab, wandte sich zu Kate und deutete auf die offene Garage, in der zwei Wagen zu erkennen waren.

»Offensichtlich haben sie zu streiten aufgehört«, sagte Kate, aber sie machte keine Anstalten, aus dem Wagen auszusteigen.

»Vielleicht hat deine Mutter einen Krankenwagen für deinen Vater bestellt und ist mit in die Klinik gefahren«, mutmaßte Bob.

Kate schüttelte den Kopf. »Wenn sie ihn mit dem Krankenwagen fortgeschickt hat, dann wäre sie mit dem eigenen Wagen hinterhergefahren, damit sie ein Fahrzeug hat, um nach Hause zurückzukehren.«

»Warte hier«, sagte Bob. »Ich gehe rein und sehe nach, was los ist.«

Kate dachte über den Vorschlag nach, dann schüttelte sie den Kopf. Mit zitternder Hand öffnete sie die Wagentür und stieg aus. Sie ging den Weg entlang, der zur Haustür führte. Bob folgte ihr.

Sie war erleichtert, die Tür unverschlossen vorzufinden. Eines war sicher, ihre Mutter hätte das Haus nie verlassen, ohne die Haustür abzuschließen. Sie öffnete und überquerte die Schwelle.

»Mutter?« rief sie. »Bist du da?« Eine schwermütige Stille erfüllte das Haus. Kate war so aufgeregt, daß sie ihr Herz schlagen hörte. »Mutter?« rief sie, diesmal etwas lauter. Sie warf Bob einen ängstlichen Blick zu. »Hier stimmt was nicht«, flüsterte sie. »Die Tür war unverschlossen, meine Mutter müßte also zu Hause sein.«

»Vielleicht ist sie oben«, sagte Bob. »Soll ich hinaufgehen und nachsehen?«

Kate nickte, und Bob ging die Treppe hinauf. Wenig später war er zurück. »Oben ist niemand«, sagte er. »Vielleicht sind sie in der Küche. Ich gehe nachsehen.«

»Nein«, sagte Kate. »Es ist besser, wir rufen die Polizei.«

»Die Polizei«, echote Bob. »Warum?«

»Weil ich Angst habe«, sagte Kate. »Ich habe Angst, in die Küche zu gehen!«

»Du übertreibst«, sagte Bob. Er ging den Flur entlang und näherte sich der Küchentür. »Hier ist überhaupt nichts passiert. Jedenfalls nichts, wovor du Angst haben müßtest. Deine Mutter hat wahrscheinlich den Krankenwagen gerufen und...« Er stieß die Tür auf. »O mein Gott«, flüsterte er. Er taumelte zurück

und warf die Tür wieder ins Schloß. Sein Gesicht war aschfahl.
»Kate... Deine Mutter ist in der Küche. Ich glaube, sie ist tot.«

Kate starrte ihn an, ohne zu begreifen. Dann rannte sie auf die Küchentür zu und öffnete sie. In fliegender Hast ließ sie ihren Blick durch den Raum schweifen. Schließlich fand sie, wonach sie Ausschau gehalten hatte. Ihre

Knie begannen zu zittern. Schluchzend sank sie zu Boden.

Sergeant Finnerty wechselte einen Blick mit seinem Kollegen Jackson. »Bist du okay?«

Tom Jackson nickte. »Ich werd's schon schaffen.« Sein Blick war auf Marty Lewis' Leiche gerichtet. Er dachte nach und versuchte sich über seine Gefühle klar zu werden. Dies war ganz anders als bei dem Unfall, wo er Alex Lonsdale aus dem Wrack des Mustangs gezogen hatte. Wirklich ganz anders. Die Frau schien zu schlafen. Nur die wächserne Blässe ihres Gesichts verriet, daß sie tot war.

Er kniete nieder, um ihren Puls zu fühlen.

Kein Puls.

Er stand auf. »Was meinst du?« fragte er seinen Kollegen.
»Was sollen wir machen?«

»Ich will erst mit dem Mädchen und dem Jungen sprechen«, sagte Finnerty. Von der Straße her war das Heulen einer Sirene zu hören. Wenige Sekunden später bog ein Krankenwagen in die Einfahrt ein. Zwei Sanitäter kamen ins Haus gelaufen. Sie wiederholten die Prozedur, die Sergeant Finnerty und sein Kollege Jackson bei ihrer Ankunft wenige Minuten zuvor durchgeführt hatten. »Sie dürfen ihre Lage nicht verändern«, sagte Finnerty zu den Sanitätern. »Stellen Sie nur fest, ob sie wirklich tot ist, den Rest macht die Spurensicherung. Die Kollegen werden gleich hier sein. Tom, geh du raus und Sorge dafür, daß wir von Neugierigen verschont bleiben. Ich spreche in der Zwischenzeit mit den jungen Leuten.«

Sergeant Finnerty verließ die Küche und kehrte ins

Wohnzimmer zurück, wo er Kate Lewis und Bob Carey so vorfand, wie er sie verlassen hatte. Die beiden saßen auf dem Sofa. Kate schluchzte, Bob versuchte sie zu trösten.

»Wie geht es ihr?« fragte Finnerty. Bob sah ihn mit einem müden Blick an. »Wie es einem Mädchen geht, dessen Mutter umgebracht worden ist.« Es fiel ihm sichtlich schwer, seine Tränen zurückzuhalten.

»Beruhige dich«, sagte Finnerty. Er durchforschte sein Gedächtnis nach dem Namen des Jungen. »Du bist Bob Carey, nicht wahr?«

Bob nickte.

»Hast du schon deine Eltern angerufen und ihnen gesagt, wo du bist? Wissen deine Eltern, was hier passiert ist?« Bob schüttelte den Kopf. »Also gut«, sagte Sergeant Finnerty. »Ich werde jetzt deine Eltern anrufen und sie bitten hierherzukommen. Und dann möchte ich dir einige Fragen stellen. Einverstanden?«

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen könnte«, erklärte Bob. »Wir sind ins Haus gekommen, haben die Leiche gefunden, und dann haben wir sofort die Polizei angerufen.«

Sergeant Finnerty legte dem Jungen die Hand auf die Schultern. »Okay, okay. Ich werde mich gleich mit dir über die Einzelheiten unterhalten.« Er ging hinaus, suchte die Nummer der Familie Carey aus dem Telefonbuch heraus und betätigte die Wählscheibe. Er erzählte Dave Carey, was geschehen war, und versicherte ihm, daß sein Sohn wohlauf sei. Dann ging er ins Wohnzimmer zurück.

Aus Bobs Aussage rekonstruierte er den Sachverhalt. Finnerty kam es vor, als ob er die Geschichte schon oft gehört hätte. Alkohol, Ehestreit. Allerdings war es das erste Mal in La Paloma, daß solch ein Drama mit Mord und Totschlag geendet hatte. Als Dave Carey eintraf, um seinen Sohn abzuholen, ging Finnerty in die Küche.

Zwei Beamte der Spurensicherung waren eingetroffen.

Finnerty sah ihnen zu, wie sie den Raum inspizierten.

»Nun?« fragte er.

Bill Ryan, einer der beiden Detektive, zog die Schultern hoch. »Vorläufig würde ich einmal sagen, daß es ein geplanter Mord war. Keine Spuren eines Kampfes, keine aufgebrochenen Türen, kein Hinweis auf Vergewaltigung.«

»Nach dem, was der Junge und das Mädchen sagen«, bemerkte Finnerty, »ist sie von ihrem Mann umgebracht worden. Er war betrunken, und die beiden haben gestritten, als die Tochter heute früh die Wohnung verließ. Um genau zu sein, sie ist weggelaufen, weil der Vater ihr auf den Geist ging. Die Mutter hat versucht, ihren Mann vom Trinken abzubringen. Das Mädchen glaubt, die Mutter wollte ihn in eine Entziehungsklinik verfrachten.«

»Und das paßte ihm nicht.«

»Richtig.«

Plötzlich wurde die Tür auf gestoßen. Sergeant Jackson erschien. Er führte einen Mann herein, dessen Hände zitterten. Finnerty wußte sofort, wen er vor sich hatte.

»Mr. Lewis?«

Alan Lewis nickte. Sein Blick war starr auf die zugedeckte Leiche gerichtet. »O mein Gott«, flüsterte er.

»Lesen Sie ihm seine Rechte vor«, sagte Ryan. »Danach sollten wir versuchen, ihn hier an Ort und Stelle zu einem Geständnis zu bringen.«

»Ich kann es immer noch nicht glauben«, sagte Carol Cochran. »Ich kann einfach nicht verstehen, daß Alan seine Frau getötet hat, und wenn er noch so betrunken war.«

Es war abends, kurz nach neun. Seit halb sieben befanden sich Carol Cochran und ihr Mann im Haus der Familie Lonsdale. Sie hatten gemeinsam zu Abend gegessen. Und dann hatten sie über das Thema gesprochen, das an jenem Tag den ganzen Ort in Atem hielt.

»Können wir nicht über irgend etwas anderes reden?« fragte Ellen. Aber sie wußte, daß ihre Bitte bei keinem der Anwesenden auf fruchtbaren Boden fallen würde. Die Frage, die alle so brennend interessierte, war: Hatte Alan Lewis seine Frau getötet? Wenn nicht, wer hatte es getan?

»Man sollte die Gefährlichkeit eines Betrunkenen nicht unterschätzen«, sagte Marsh Lonsdale zu Carol.

»Aber Alan war ein harmloser Säufer. Mein Gott, dieser Mann konnte ja in nüchternem Zustand kaum einen Löffel in der Hand halten. Wenn er dann noch getrunken hatte, ging bei ihm gar nichts mehr. Er ist dann immer zusammengebrochen.«

»Ich fand ihn aggressiv«, sagte Jim Cochran. »Als ich das letzte Mal Golf mit ihm gespielt habe, wäre er beinahe mit dem Schläger auf mich losgegangen, weil ich ihn bei einer Regelwidrigkeit ertappt hatte.«

»Von da bis zum Mord ist ein weiter Schritt«, widersprach ihm Carol.

»Aber es gibt im ganzen Haus keine Spuren, daß ein Kampf stattgefunden hat«, sagte Marsh. »Die Polizei meint, Marty muß ihren Mörder gekannt haben.«

Carol wiegte den Kopf. »Marty kannte fast alle Leute im Ort wie wir auch. Sie hat sich in ihrem Haus immer sehr sicher gefühlt, das hat sie mir selbst gesagt.« Sie ließ ihre Augen durch die Wohnhalle schweifen und erschauerte. »Tut mir leid, aber diese alten Häuser jagen mir einen Schauer über den Rücken.«

»Carol!«

»Aber Liebling! Ellen und ich kennen uns so lange, daß wir einander ruhig sagen können, was wir denken. Sofort, als sie dieses Haus kaufte, habe ich ihr gesagt, daß sie etwas tun muß, um die Atmosphäre aufzuhellen, sonst könnte sie mit mir als Besucher nicht rechnen. Ich meine, sieh dich einmal um! Man kommt sich hier wie in einem Kloster vor. Vergitterte Fenster! Wie in einem Gefängnis!« Sie sah Ellen an und lächelte. »Jetzt

weißt du, was ich von deinem alten Gemäuer halte.«

»In gewisser Weise hast du recht«, sagte Ellen. »Es ist nur so, daß mir genau die Dinge gefallen, die dir so zuwider sind. Ich sehe übrigens nicht, was das alles mit Marty zu tun hat.«

»Ich komme darauf zu sprechen, weil Marty immer gesagt hat, in ihrem alten Haus fühlt sie sich sicher wie in einer Festung. Und jetzt ist sie in ihrer Festung umgebracht worden.«

»Morde passieren überall«, sagte Jim. »Es kommt nicht auf das Alter des Hauses an.«

»Ich weiß«, sagte Carol. »Und ich weiß auch, daß es so aussieht, als ob Alan der Mörder sei. Aber ich glaube das nicht. Der bloße Anschein ist noch kein Beweis.«

Lisa erschien in dem Rundbogen, der das Wohnzimmer von der Eingangshalle trennte. Das Gespräch der Erwachsenen verstummte.

»Sprecht ihr über den Mord?« fragte Lisa. Ihre Mutter nickte. »Darf ich zuhören?«

»Ich dachte, du wolltest Alex deine neuen Platten vorspielen.«

»Dazu habe ich jetzt keine Lust«, sagte Lisa. Ihre Stimme klang merkwürdig gereizt. Eine Weile lang sprach niemand.

Es war Ellen, die das Schweigen brach. »Lisa, hast du dich mit Alex gestritten?« Lisa zögerte ein paar Sekunden, dann schüttelte sie den Kopf. Aber Ellen wußte, daß das Mädchen etwas verbarg. »Sag uns, was passiert ist«, drängte sie. »Es kann doch nicht so schlimm sein, daß du nicht darüber sprechen willst. Hast du mit Alex gestritten oder nicht?«

»Mit Alex streiten?« brach es aus Lisa hervor. »Mit Alex kann man doch gar nicht streiten. Er ist völlig teilnahmslos.« Plötzlich begann sie zu schluchzen. »Ich hätte das nicht sagen sollen. Es tut mir leid, aber...«

»Du hast nur die Wahrheit gesagt«, meldete sich Marsh zu Wort. Er stand auf, ging zu ihr und legte ihr die Hand auf den Scheitel. »Du mußt nicht traurig sein, Lisa. Es ist nicht deine

Schuld. Wir alle wissen, wie es um Alex nach dem Unfall steht und wie frustrierend der Umgang mit ihm ist. Und jetzt sag uns bitte, worüber ihr gestritten habt.«

Lisa nahm auf dem Sofa Platz und tupfte sich mit dem Taschentuch, das ihr der Vater gegeben hatte, die Tränen aus den Augen. »Zuerst haben wir uns die Platten angehört, und dann habe ich Alex gesagt, ich möchte mich gern mit ihm über Mrs. Lewis unterhalten, aber das wollte er nicht. Ich meine, er hat mir auf meine Fragen geantwortet, aber er hat auch viel unverständliches Zeug geredet. Irgendwie habe ich den Eindruck, daß ihm der Mord überhaupt nicht nahegeht. Es ist ihm gleichgültig, daß diese Frau tot ist!« Sie tauschte einen Blick mit ihrer Mutter. »Mama, er hat behauptet, er sei nie mit Mrs. Lewis zusammengetroffen. Und auch wenn er sie persönlich gekannt hätte, der Mord interessiere ihn nicht. Er hat gesagt, jeder Mensch muß einmal sterben, es ist nicht wichtig, auf welche Weise man stirbt.«

Ein langes Schweigen erfüllte den Raum. Carol Cochran stand auf, um sich neben ihre Tochter zu setzen. In Marsh' Augen spiegelte sich kalte Wut. Er sah seine Frau an. »Alex hat das sicher nicht so gemeint«, begann Ellen. Aber er fiel ihr ins Wort.

»Wenn er es nicht so meint, dann soll er es nicht sagen! Er ist intelligent genug, um zu verstehen, wann er den Mund zu halten hat.« Marsh stand auf, durchquerte die Wohnhalle und ging die Treppe hinauf.

»Marsh, laß ihn jetzt in Ruhe«, bat Ellen. Aber es war zu spät. Sie konnten hören, wie er die Treppe hinaufging. Ellen wandte sich zu Lisa. »Wirklich, Lisa«, sagte sie mit brüchiger Stimme. »Er hat es nicht so gemeint...«

Marsh trat ein, ohne anzuklopfen. Er fand seinen Sohn auf dem Bett sitzend vor. Aus dem Stereogerät ertönte *Eine kleine Nachtmusik*. Alex sah von dem Buch auf, in dem er gelesen hatte.

»Sind Lisas Eltern schon nach Hause gefahren?« fragte er.

»Nein, das sind sie nicht«, sagte Marsh grimmig. »Sie sitzen unten und wundern sich über dein Verhalten. Was zum Teufel hast du zu Lisa gesagt?« Er fuhr fort, bevor Alex etwas antworten konnte. »Du brauchst es nicht zu wiederholen. Ich weiß, was du gesagt hast. Was ich von dir wissen möchte, ist: *Warum* hast du das gesagt? Du hast Lisa so schockiert, daß sie in Tränen aufgelöst ist. Ich muß sagen, ich kann sie nur zu gut verstehen.«

»Sie weint? Warum?«

Alex lächelte, und Marsh starrte ihn an wie eine Erscheinung. War es denkbar, daß sich der Junge nicht vorstellen konnte, welche Wirkung seine Worte auf ein Mädchen wie Lisa haben mußten?

»Sie weint, weil du ihre Gefühle verletzt hast«, beantwortete er die Frage seines Sohnes. »Sie weint, weil dir der Tod von Mrs. Lewis nichts bedeutet.«

»Ich hatte nie Kontakt mit Mrs. Lewis«, sagte Alex. »Lisa hat mich gefragt, ob ich mich mit ihr über diese Frau unterhalten will. Wie kann ich über jemanden sprechen, den ich nie kennengelernt habe?«

»Das ist nicht alles, Alex«, sagte Marsh. »Du hast mit Lisa über das Sterben gesprochen. Du hast gesagt, alle Menschen müssen sterben, und es kommt nicht darauf an, auf welche Weise man zu Tode kommt.«

»Habe ich denn nicht recht?« konterte Alex. »Alle Menschen müssen sterben. Warum ist es so wichtig, *wie* man stirbt?«

»Alex«, sagte Marsh. »Marty Lewis ist ermordet worden!«

Alex nickte, und dann sagte er: »Aber sie ist doch tot, oder?«

Marsh holte tief Luft. »Alex, es gibt Dinge, die du verstehen muß, auch wenn sie dir nichts bedeuten. Menschen haben Gefühle, und diese Gefühle sollte man nicht ohne Not verletzen.«

»Ich weiß, daß die Menschen Gefühle haben«, antwortete

Alex. »Ich kann das nur nicht nachempfinden.«

»Gewiß. Aber das ändert nichts daran, daß die Menschen von dir enttäuscht sind, wenn du auf ihren Gefühlen herumtrampelst. Eines Tages wirst auch du wieder Gefühle haben. Bis es soweit ist, möchte ich dich bitten, in der Wahl deiner Worte äußerst vorsichtig zu sein.«

»Darf ich den Menschen denn nicht die Wahrheit sagen?« fragte Alex.

»Auch wenn du ihnen die Wahrheit sagst, mußt du die Regeln der Höflichkeit beachten. Außerdem solltest du dir vor Augen halten, daß du die Wahrheit nicht gepachtet hast. Zum Beispiel fehlt dir die Einsicht, daß man Menschen nicht nur körperlich, sondern auch seelisch verletzen kann, so wie du vorhin Lisa verletzt hast. Das Mädchen mag dich sehr gern. Du aber benimmst dich zu ihr, als wäre sie dir egal.«

Alex gab keine Antwort. Es war ihm nicht anzusehen, ob er über das Gehörte nachdachte oder nicht. Einige Minuten verstrichen, ehe Alex sich erneut an seinen Vater wandte.

»Es stimmt. Was anderen Menschen so viel bedeutet, ist mir gleichgültig. Das ist ja auch der Grund, warum ich in dem Institut in Palo Alto behandelt werde. Dr. Torres hat gesagt, daß ich wahrscheinlich nie wieder ganz gesund werde. Ich werde nie wieder die gleichen Gefühle spüren wie andere Menschen. Oder hat Dr. Torres mich angelogen?«

Plötzlich hatte Marsh den Wunsch, seinen Sohn in die Arme zu nehmen und ihn wie ein kleines Kind an sein Herz zu drücken. Aber er wußte, das würde nichts nützen. Einem Menschen, der keine Gefühle hat, konnte er mit einer solchen Geste weder Sicherheit noch Liebe einflößen. Alex litt nicht unter Unsicherheit, und er litt nicht unter Lieblosigkeit.

Er hatte ganz einfach keine Gefühle. Marsh wußte, daß er daran nichts ändern konnte.

»Du hast deinen Zustand korrekt beschrieben«, sagte er ruhig. »Das Problem ist in der Tat, daß du die Emotionen der

anderen Menschen nicht nachempfinden kannst. Ich weiß nicht, wie wir das ändern könnten, obwohl ich dir so gerne helfen möchte.« Er berührte seinen Sohn an der Schulter. »Ich möchte so gerne, daß alles wieder so wird, wie es vor dem Unfall war.«

»Mach dir deswegen keine Gedanken, Vater«, erwiderte Alex. »Ich habe keine Schmerzen, und ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich früher einmal war.«

Marsh konnte spüren, wie die aufsteigenden Tränen seinen Hals zuschnürten. »Lassen wir das, mein Sohn«, brachte er hervor. »Ich weiß, daß du dich bemühest, alles richtig zu machen, und ich weiß auch, wie schwer dir das fällt. Ich werde dir helfen, über deine Schwierigkeiten hinwegzukommen, das verspreche ich dir.« Er wandte sich ab, weil ihm die Tränen über die Wangen liefern. Dann verließ er den Raum.

Er ging ins Schlafzimmer und weinte. Als er seine Fassung wiedergewonnen hatte, kehrte er zu seiner Frau und den Gästen ins Wohnzimmer zurück.

»Er hat sich wegen der Sache bei mir entschuldigt«, sagte er zu Lisa gewandt. »Es tut ihm leid, was er gesagt hat. Er hat es nicht so gemeint.« Wenige Minuten später verließ Lisa mit ihren Eltern das Haus, und Marsh fragte sich, ob irgend jemand seinen Worten Glauben geschenkt hatte.

Einige Sekunden lang wußte er nicht, wo er sich befand. Dann erinnerte er sich an den Traum, von dem er aufgewacht war.

Er hatte sich in einem Haus befunden, das dem seiner Eltern ähnelte. Weißgekalkte Wände, eine geflieste Küche-. Er hatte mit einer Frau gesprochen. Obwohl er ihr Gesicht nicht erkennen konnte, wußte er, daß es sich um Martha Lewis handelte.

Als draußen ein Geräusch zu hören war, war Mrs. Lewis zur Tür gegangen. Sie hatte mit jemandem gesprochen. Dann hatte sie die Tür geöffnet und einen Besucher eingelassen.

Zunächst hatte Alex gedacht, daß es sich bei dem Besucher um ihn selbst handelte, aber dann war ihm klargeworden, daß der Junge ganz anders aussah als er. Seine Haut war dunkler, die Augen waren fast so schwarz wie sein Haar. Der Junge war wütend, auch wenn er diese Empfindung zu verbergen versuchte.

Auch Mrs. Lewis schien zu glauben, daß es sich bei dem Besucher um ihn, um Alex, handelte. Nachdem der andere Junge eingetreten war, sprach sie nur noch mit ihm. Sie nannte ihn Alex.

Sie bot dem Besucher eine Coke an, und der Junge trank aus der angebotenen Flasche. Dann stand er mit einer brüskten Bewegung auf.

Er ging auf Mrs. Lewis zu und legte ihr die Hände an die Gurgel.

Alex verharrte in seinem Versteck, den Blick auf die Frau und den Jungen gerichtet.

Er konnte den Schmerz spüren, als der dunkelhäutige Junge seine zehn Finger wie einen Schraubstock um den Hals der Frau schloß.

Und er konnte ihre Seelenangst spüren, als die Frau zu begreifen begann, daß sie jetzt sterben würde.

Hilflos sah er zu, wie der Besucher Mrs. Lewis die Gurgel zudrückte.

Das bin ich. Der Junge, der die Frau tötet, bin ich.

Und jetzt war er aufgewacht. Die furchtbare Szene, die er beobachtet hatte, war noch frisch in seinem Gedächtnis.

Gefühle. Emotionen.

Er empfand Mitleid für Mrs. Lewis. Er empfand Zorn auf den Jungen, und er empfand Angst vor dem, was nach dem Mord folgen würde.

Als Mrs. Lewis gestorben war, wachte Alex auf. Die Emotionen waren wie Wolken, die der Wind davonträgt. Nur die Erinnerung war noch da. Die Erinnerung, der Mord und die

Worte, die der Junge gesprochen hatte, als er die Frau tötete.

Alex stand auf und ging nach unten. In einem Wörterbuch schlug er die Worte nach, die der Junge verwendet hatte.

Venganza... Rache.

Ladrones... Diebe.

Asesinos... Mörder.

Rache wofür?

Wer waren die Diebe? Wer waren die Mörder?

Das alles machte keinen Sinn. Obwohl Alex Marty Lewis im Traum erkannt hatte, war er sicher, daß er ihr noch nie begegnet war.

Er sprach kein Spanisch.

Und deshalb konnte der Junge, der die Frau im Traum ermordet hatte, nicht identisch mit Alex Lonsdale sein.

Es war nur ein Traum.

Er legte das Wörterbuch ins Regal zurück und ging wieder in sein Zimmer.

Als er am Morgen darauf den *La Paloma Herald* las, entdeckte er auf der Titelseite das Foto von Marty Lewis.

Es war die Frau, die ihm im Traum begegnet war.

Fünfzehntes Kapitel

An dem Tag, als Marty Lewis beerdigt wurde, war Ellen Lonsdale in aller Frühe aufgewacht. Sie blieb noch eine Weile in ihrem Bett liegen und sah zum Fenster hinaus. Draußen wölbte sich der wolkenlose kalifornische Himmel. Ellen fand, es war nicht das richtige Wetter für eine

Beerdigung. Zu einem solchen Ereignis hätte es besser gepaßt, daß er Küstennebel die Hügel von La Paloma hinaufkroch.

Das Kissen neben ihr raschelte, Marsh war aufgewacht. Er blinzelte sie aus schläfrigen Augen an.

»Du brauchst noch nicht aufzustehen«, sagte Ellen. »Es ist noch sehr früh. Ich konnte nicht mehr schlafen.«

Er stützte sich auf und versuchte sie zu streicheln. Ellen entzog sich ihm. Sie schlug die Bettdecke zurück und stand auf.

»Vielleicht wäre es doch besser, wenn du mit mir über die Sache sprichst«, sagte er. Natürlich wußte er, daß sie auf diese Aufforderung nicht eingehen würde. Wenn sie sich überhaupt jemandem anvertraute, dann Dr. Torres. Marsh fühlte sich von Tag zu Tag mehr von seiner Frau und seinem Sohn abgeschnitten.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, wieviel Leid ich noch ertragen kann«, sagte sie. Dann zwang sie sich zu einem Lächeln. »Irgendwie werde ich es durchstehen.«

»Es wäre möglich, daß wir es genau falsch machen«, sagte Marsh. »Wir haben uns in ein Problem verrannt und stecken in der Sackgasse. Warum machen wir nicht einen kleinen Urlaub und versuchen, wieder zueinanderzufinden.«

Ellen war dabei, sich anzuziehen. Sie hielt mitten in der Bewegung inne und maß ihren Mann mit einem ungläubigen Blick. »Wegfahren? Verreisen? Wie stellst du dir das vor? Was wird aus Alex? Und was wird aus Kate Lewis? Wer kümmert sich um die beiden?«

Marsh stand auf. »Kate wird bisher von Valerie Benson betreut, sie könnte sich doch auch weiterhin um das Mädchen kümmern. Verdammt noch mal, dann hat sie wenigstens etwas anderes zu tun, als sich darüber zu beklagen, daß ihre Scheidung ein großer Irrtum war.«

»Du bist ungerecht.«

»Ich sage nur, was jeder weiß«, widersprach er ihr.

»Und was Alex angeht, er ist jetzt soweit, daß er selbst auf sich aufpassen kann. Das Problem, um das es geht, ist nicht unser Sohn. Das Problem ist unsere Ehe.« Marsh wunderte sich, wie leicht ihm die Worte von den Lippen gingen.

Eigentlich hätte er seine Gefühle vor seiner Frau verbergen sollen. Aber das konnte er nicht. »Ist dir eigentlich aufgefallen«, fuhr er fort, »daß du nicht mehr mit mir sprichst? Seit drei Tagen hast du kaum ein Wort zu mir gesagt, und vorher war es nicht viel besser, da haben wir uns nur darüber unterhalten, was dieser Raymond Torres von unserer Lebensführung hält. Er hat sich nicht nur in Alex' Leben eingemischt, sondern auch in unsere Ehe.«

»Unsere Ehe und Alex sind untrennbar miteinander verbunden«, sagte Ellen. »Alex bedeutet uns beiden sehr viel, und Raymond weiß, was für den Jungen am besten ist.«

»Raymond Torres ist Gehirnchirurg, ein verdammt guter sogar. Aber er ist kein Psychiater, und er ist auch kein Beichtvater. Vor allem ist er nicht der liebe Gott, auch wenn er sich so aufspielt.«

»Immerhin hat er Alex das Leben gerettet.«

»Bist du sicher?« Ein trauriges Lächeln schwebte um seine Lippen. »Manchmal frage ich mich, ob er Alex für uns gerettet oder ob er uns den Jungen gestohlen hat. Siehst du denn gar nicht, was los ist, Ellen? Alex gehört nicht mehr uns. Er ist nicht mehr unser Sohn, und du bist nicht mehr meine Frau. Ihr gehört jetzt beide Raymond Torres, und das ist wahrscheinlich das, was dieser Mann von Anfang an wollte.«

Ellen ließ sich auf das Bett sinken und drückte sich die Handflächen auf die Ohren. »Du quälst mich mit jedem Wort, was du sagst. Ich habe Alex gegenüber eine Verpflichtung, die ich unter keinen Umständen aufgeben kann.«

Sie war den Tränen nahe. Marsh fühlte, wie seine Verbitterung abflaute. Er kniete vor dem Bett nieder und ergriff Ellens Hände. »Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll«, sagte er ruhig. »Ich weiß nur, daß ich dich und Alex liebe. Ich möchte von Herzen, daß wir wieder eine richtige Familie werden.«

Ellen ließ seine Worte verklingen. »Ich glaube dir«, sagte sie nach einer Weile. »Aber ich habe Angst vor der Zukunft.«

»Deine Angst ist unbegründet«, antwortete Marsh. »Es ist nicht so, daß wir einen Schicksalsschlag nach dem anderen zu erwarten haben. Zwischen Alex' Unfall und Marty Lewis Ermordung besteht keinerlei Zusammenhang. Der Tat dringend verdächtig ist Alan. Daß er behauptet, er könne sich an nichts erinnern, überzeugt mich nicht. Ich finde, er sollte wegen Mordes angeklagt und verurteilt werden.«

Ellen antwortete ihm mit einem dumpfen Nicken. »Auch wenn er verurteilt wird, es steckt mehr dahinter. Ich habe das unheimliche Gefühl, als ob ein Fluch über uns hängt.«

»Das ist das Dümme, was ich in den letzten Monaten gehört habe«, sagte Marsh. »Es gibt keinen Fluch, Ellen. Was es gibt, sind die Gefahren des Lebens, denen wir alle unterworfen sind. So einfach ist das.«

Es ist überhaupt nicht einfach, dachte Ellen. Sie hatte sich angezogen und ging ins Erdgeschoß des Hauses hinab, um das Frühstück zuzubereiten. Was war das, Leben? Wenn alles richtig lief, zogen die Eltern ihre Kinder auf. Man traf sich mit Freunden. Man hatte Spaß miteinander. Man lebte. So war es in einer normalen Familie. Aber Alex war nicht normal. Und daß Marty ermordet wurde, war auch nicht normal. Daß sie sich jeden Morgen fragte, ob sie den Tag, der ihr bevorstand, bewältigen konnte, war nicht normal.

Sie warf einen Blick auf die Küchenuhr. In fünf Minuten würde Marsh herunterkommen. Wenige Minuten später würde Alex am Frühstückstisch erscheinen. Immerhin, es gab noch ein Gerüst von Regeln. Sie, Ellen, würde sich an diese Regeln halten, solange es ging. In Gedanken stellte sie sich eine Liste von Verrichtungen und Beschäftigungen zusammen, die ihr helfen sollten, das Leben zur Routine zu machen. Aber als Marsh und Alex zum Frühstück kamen, hatte sie alles vergessen. Sie servierte den beiden Kaffee, und dann gab sie Alex einen Kuß auf die Wange.

Die liebevolle Geste blieb ohne Echo, Ellen war enttäuscht.

Sie goß Marsh und ihrem Sohn Orangensaft ein. Dann bemerkte sie, daß Alex sich für die Schule angezogen hatte, nicht für Martys Begräbnis.

»Du mußt dich umziehen«, sagte sie. »Du kannst nicht in Jeans zu dem Begräbnis gehen.«

»Ich habe auch nicht vor hinzugehen«, sagte Alex und trank seinen Orangensaft aus.

Marsh ließ die Zeitung sinken. »Natürlich gehst du zum Begräbnis«, sagte er.

»Du *mußt* hingehen«, fügte Ellen hinzu. »Marty war eine meiner besten Freundinnen, und du bist mit ihrer Tochter Kate befreundet.«

»Aber das ist doch Unsinn. Ich hatte mit Kates Mutter überhaupt keinen Kontakt. Was habe ich also auf ihrem Begräbnis verloren? Sie bedeutet mir nichts.«

Ellen war schockiert. Sie wollte ihren Sohn rügen, als ihr einfiel, was Raymond Torres ihr eingepägt hatte. Nie die Geduld verlieren! Alex war ein Mensch, der keine Gefühle kannte. Folglich durfte man ihm keinen Vorwurf machen, wenn seine Handlungen nicht von Emotionen, sondern ausschließlich von der Zweckmäßigkeit bestimmt wurden. Sie war verzweifelt. Was konnte sie sagen, um zum Herzen ihres Sohnes vorzudringen?

Es gab so wenig, was sie noch mit ihm verband.

Alle Beziehungen beruhten auf Gefühlen, auf Liebe, Wut, Mitleid. Bis der Unfall geschah, hatte Ellen die Existenz solcher Gefühle für selbstverständlich gehalten.

Heute wußte sie, daß sie sich geirrt hatte. Alex kannte keine Gefühle. Und das war der Grund, warum sich seine Beziehungen zu anderen Menschen nach und nach auflösten. Was konnte sie, die Mutter, tun, um die unheilvolle Entwicklung aufzuhalten? Sie fuhr aus ihren Gedanken hoch, als sie Marsh' zornige Stimme hörte. Seine Worte waren an Alex gerichtet.

»Ist es dir denn gleichgültig, daß wir dich gebeten haben, mit auf das Begräbnis zu kommen?« hörte sie ihn sagen. »Daß es uns viel bedeutet, wenn du bei dieser Gelegenheit an unserer Seite bist?« Er schob seinen Stuhl zurück und verschränkte die Arme. Ellen wußte, daß er schweigen würde, bis Alex ihm irgendeine Antwort gab.

Alex saß da und dachte über die Frage nach, die sein Vater ihm gestellt hatte.

Er hatte einen Fehler gemacht, das war klar, ebenso wie er an jenem Abend Lisa gegenüber einen Fehler gemacht hatte. Er konnte am Gesicht des Vaters ablesen, daß dieser zornig auf ihn war. Er mußte jetzt nur noch herausfinden, warum.

Sein Verstand gab ihm die Antwort.

Er hatte die Gefühle seiner Mutter verletzt, deshalb war sein Vater so wütend auf ihn.

Seit er von Mrs. Lewis geträumt hatte, ahnte er, was Gefühle waren.

»Es tut mir leid«, sagte er. Er wußte, was sein Vater hören wollte. »Was ich vorhin gesagt habe, war gedankenlos.«

»Gut, daß du deinen Fehler einsiehst«, sagte sein Vater. »Und nun geh nach oben und zieh dich für das Begräbnis um. Ich möchte, daß du dich bei der Feier so benimmst, als täte es dir leid, was Marty Lewis zugestoßen ist. Verstanden?«

»Verstanden«, sagte Alex. Er stand auf und ging nach oben. Während er sich umzog, konnte er seine Eltern streiten hören. Obwohl er die Worte nicht verstehen konnte, wußte er, um was es ging.

Sie stritten über ihn, weil er sich so merkwürdig aufführte.

Seine Eltern waren nicht die einzigen im Ort, die sich über sein Benehmen aufregten.

Es war immer das gleiche. Wenn Alex einen Raum betrat, verstummte das Gespräch. Die Blicke der Anwesenden richteten sich auf ihn.

Aber es gab auch Leute, die es vermieden, ihm in die Augen

zu sehen.

Nicht daß ihm die Art und Weise, wie sie ihn behandelten, Sorgen gemacht hätte. Was ihm Sorgen machte, war der Traum, den er gehabt hatte. Immer noch suchte er nach einer Erklärung, was der Traum zu bedeuten hatte. Als er schlief, hatte er Gefühle verspürt. Würde er auch im wachen Zustand Gefühle haben wie ein normaler Mensch?

Natürlich war auch möglich, daß *ich* der Mörder von Mrs. Lewis bin, dachte er.

Vielleicht war es doch richtig, wenn er auf die Beerdigung ging. Wenn er ihren aufgebahrten Leichnam sah, würde ihm wohl einfallen, ob er sie getötet hatte oder nicht.

Alex hatte das Tor des kleinen Friedhofs passiert, als die beunruhigenden Gedanken zurückkehrten.

Die Erinnerung war wieder da. Er hatte ein klares Bild, wie der Friedhof aussehen mußte, aber alles war verändert.

Die Umfriedungsmauer war verfallen. Das Gras, das die spanischen Priester so hingebungsvoll gepflegt hatten, war verdorrt.

Auch die Grabsteine hatten sich verändert. Es waren mehr als damals. Und die eingravierten Namen waren so verwittert, daß sie kaum noch zu entziffern waren. Die Blumen, die auf den Gräbern gelegen hatten, waren verschwunden.

Er betrachtete die Gesichter der Menschen, die vor dem offenen Grab standen. Alles Unbekannte.

Fremde. Menschen, die nicht hierhergehörten.

Und dann kam der Schmerz wie ein Dolch, der in sein Gehirn gestoßen wurde. Das Flüstern der Stimmen formte sich zu einem Chor.

»*Ladrones... asesinos...*«

Am liebsten wäre er davongerannt. Davongerannt vor den Kopfschmerzen, vor den Stimmen und Erinnerungen.

Er fühlte, wie jemand ihm die Hand auf den Arm legte. Er

wollte die Hand abschütteln, aber das gelang ihm nicht.

»Alex«, hörte er seinen Vater flüstern. »Alex, was hast du?«

Alex schüttelte den Kopf. Er warf einen Blick in die Runde. Seine Mutter stand da, sie schien sich wieder einmal seinetwegen Sorgen zu machen. Er erkannte Lisa Cochran, die mit ihren Eltern zum Begräbnis gekommen war. Kate Lewis war da, halb verdeckt von dem blumenbedeckten Sarg. Neben ihr stand Valerie Benson, etwas weiter zurück, an der Mauer, die Familie Evans.

»Alex«, hörte er seinen Vater sagen.

»Es ist nichts, Vater«, flüsterte er. »Ich bin okay.«

»Du kannst es mir sagen, wenn du dich nicht wohl fühlst.«

»Ich hatte nur so eine Erinnerung, das ist alles. Ich fühlte mich schwindlig. Jetzt geht es mir besser.«

Die Finger, die seinen Arm umklammert hielten, lockerten sich. Alex verspürte Erleichterung.

Die Stimmen, die mit ihrem Flüstern sein Ohr gefüllt hatten, waren verstummt. Der Friedhof war wieder so, wie es sich gehörte.

Aber warum hatte er an die Priester gedacht?

Sein Blick wanderte zum Rathaus des Ortes, das einst die Missionsstation gewesen war. Es mußte Jahrhunderte her sein, daß sich Priester dort aufgehalten hatten.

Wie aber kam es, daß er sich an die Priester erinnerte, die den Rasen pfl egten?

Und wie war es zu erklären, daß die Menschen, die er gesehen hatte, alles Fremde waren?

Die Worte, die sie in sein Ohr geraunt hatten, kehrten in sein Gedächtnis zurück.

»Diebe... Mörder...«

Es waren die Worte, die er im Traum gehört hatte. Was er erlebte, war die Erinnerung an seinen Traum. Und doch wußte er, daß sich hinter diesen Worten ein Geheimnis verbarg.

Es war nicht Traum, es war Wirklichkeit. Aber Alex war

nicht in der Lage, weiter darüber nachzudenken. Es waren zu viele Menschen auf dem Friedhof. Er konnte spüren, wie sie ihn beobachteten. Also mußte er Theater spielen. Er mußte so tun, als sei nichts passiert.

Die Stimme des Vaters drang an sein Ohr.

»Was hat dieser verfluchte Quacksalber hier zu suchen?«

Er folgte dem Blick seines Vaters und erkannte Raymond Torres.

Alex begrüßte ihn mit einem Kopfnicken. Dr. Torres grüßte zurück.

Er ist gekommen, um mich zu beobachten, dachte Alex. Das Begräbnis ist nur ein Vorwand. In Wirklichkeit kommt er, weil er mich kontrollieren will.

An den Rändern seines Bewußtseins machte sich so etwas wie ein Gefühl bemerkbar.

Die Empfindung war so ungewohnt, daß Alex sie nicht sofort einordnen konnte. Aber er war sicher, daß es keine Täuschung war. Keine Täuschung und kein Traum. Er konnte wieder fühlen. Er verspürte Angst.

»Wie geht es dir, Alex«, fragte Dr. Torres. Er streckte Alex die Hand entgegen. Alex wußte, was er zu tun hatte. Er ergriff die Rechte des Arztes und schüttelte sie. Das Begräbnis war vor einer Stunde zu Ende gegangen. Der größte Teil der Trauergemeinde war jetzt bei Valerie Benson. Die Leute suchten nach den richtigen Worten, um Kate das Beileid auszusprechen. Alex hielt sich abseits. Er betrachtete den Teich, als Dr. Torres ihn aufspürte.

»Es geht mir gut, Herr Doktor«, beantwortete er Torres' Frage.

»Und was war vorhin auf dem Friedhof?«

Alex zögerte. »Es war ähnlich wie auf dem Friedhof in San Francisco.«

Dr. Torres nickte. »Und jetzt, in diesem Augenblick, hast du

wieder eine Erinnerung.« Eine Feststellung, keine Frage.

»So ist es«, sagte Alex. »Als ich vorhin dieses Haus betrat, kam es mir bekannt vor. Aber es ist anders, als ich es in Erinnerung habe. Der Patio ist noch der gleiche, aber der Teich ist neu. Ich kann mich an den Teich überhaupt nicht erinnern.«

»Und wie erklärst du dir das?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Alex. »Ich habe mit Mrs. Benson darüber gesprochen. Sie sagt, der Teich war schon immer hier.«

»Ich möchte, daß du morgen ins Institut kommst«, sagte Dr. Torres, »dann reden wir weiter darüber.«

Plötzlich stand sein Vater neben ihm. »Der Junge hat morgen Schule«, hörte Alex ihn sagen.

Dr. Torres gab sich gleichmütig. »Er kann am Nachmittag kommen, nach der Schule.«

Marsh zögerte. Sein Instinkt sagte ihm, daß er Dr. Torres reinen Wein einschenken mußte. Er mußte ihm sagen, daß er Alex morgen nicht ins Institut bringen würde. Er mußte ihm klarmachen, daß er Alex überhaupt nicht mehr ins Institut bringen würde.

Aber dies war nicht der richtige Ort für solch eine Aussprache. Er würde Alex morgen Nachmittag nach Palo Alto begleiten. »Also gut, bis morgen«, hörte er sich sagen. In gewisser Weise freute sich Marsh auf das Gespräch, das er mit Dr. Torres führen würde. Es würde die letzte Unterredung sein, bei der es um Alex ging. Ein Schlußstrich. Er ergriff Alex am Arm und wollte ihn wegziehen, als Dr. Torres ihn festnagelte.

»Bevor Sie irgendwelche Entscheidungen treffen, empfehle ich Ihnen, noch einmal sorgfältig die Vereinbarung durchzulesen, die Sie unterzeichnet haben.« Nachdem er das gesagt hatte, verließ der Arzt den Patio. Wenig später konnte Marsh hören, wie er sein Auto startete.

Während Raymond Torres durch La Paloma fuhr, dachte er

darüber nach, ob es ein Fehler gewesen war, die Trauerfeier zu besuchen. Er hatte eigentlich nicht vorgehabt, an dem Begräbnis teilzunehmen. Die Beziehungen zwischen den Bürgern von La Paloma und ihm waren seit Jahren gestört. Er wußte, daß er von den Trauergästen wie ein Störenfried empfangen werden würde.

Genauso war es gekommen. Warum hatte er nicht auf den Rat seiner Mutter gehört?

»*Loco*«, hatte sie gesagt. »Du bist mein Sohn, aber du bist *Loco*. Verrückt. Glaubst du etwa, du bist bei der Feier willkommen? Glaubst du, sie mögen dich, weil du einen Dokortitel und ein eigenes Institut hast? Wenn du das wirklich denkst, dann geh doch hin! Du wirst feststellen, daß ich recht habe. Sie werden dich so behandeln, wie sie uns Californios immer behandelt haben. Hast du vielleicht gedacht, sie hätten sich gebessert? Gringos bleiben Gringos. Natürlich werden sie dir nicht ins Gesicht sagen, daß sie dich verachten. Sie sind ja so höflich. Aber du wirst sehen, daß keiner dieser Menschen dich zu sich nach Hause einlädt.« Die Augen seiner Mutter funkelten vor Zorn. »Dabei sind es in Wirklichkeit unsere Häuser. Häuser, die sie unseren Vorfahren weggenommen haben!«

»Das ist schon einige Generationen her, Mama«, hatte er entgegnet. »Vergeben und vergessen. Die Menschen, die heute hier leben, haben nichts mit dem zu tun, was vor hundert Jahren geschah. Und was Marty betrifft, ich gehe zu ihrem Begräbnis, weil ich mit ihr aufgewachsen bin.«

»Du bist mit ihr zur Schule gegangen, das stimmt«, sagte seine Mutter. »Aber hat sie je das Wort an dich gerichtet? Hat sie dich damals wie ein menschliches Wesen behandelt?« Marias Augen wurden zu schmalen Schlitzten. »Ich weiß, du gehst nicht auf das Begräbnis, weil du ihr das letzte Geleit geben willst. Es gibt einen anderen Grund. Warum, Ramon?«

Sein mühsam zusammengefügtes Selbstvertrauen war

erschüttert. Wie war es möglich, daß seine Mutter ihn durchschaute? Woher wußte sie, daß er auf den Friedhof gekommen war, um den Schmerz in den Gesichtern der Trauernden zu sehen? Woher wußte sie, daß er sich auf diese Weise für die Demütigungen rächte, die diese Menschen ihm vor vielen Jahren zugefügt hatten? Sie weiß es nicht, dachte er. Sie vermutet es nur. Und deshalb brauchte er es auch nicht zuzugeben.

»Ich will zum Begräbnis, um Alex zu beobachten«, hatte er ihr erklärt. Er erzählte ihr, was Alex in San Francisco erlebt hatte. Die alte Frau nickte, als wüßte sie Bescheid.

»Weißt du auch, wessen Grab es war?« fragte sie. »Ich will es dir sagen. Don Roberto hatte einen Bruder. Sein Name war Fernando, und dieser Fernando war Priester von Beruf.«

»Willst du damit sagen, daß Alex Lonsdale einen Geist gesehen hat?«

»Du solltest mit deinem abfälligen Urteil nicht so schnell bei der Hand sein«, sagte sie. »Es gibt Legenden über Don Robertos Familie.«

»Bei den Californios gibt es Legenden über alles mögliche«, entgegnete er. »Legenden sind alles, was uns übriggeblieben ist.«

»Nein«, widersprach ihm seine Mutter. »Wir haben mehr als Legenden. Wir haben unseren Stolz. Du bist eine Ausnahme. Du hast dich nicht mit diesem Stolz begnügt. Du wolltest mehr. Du wolltest das gleiche haben, was die Gringos haben, auch wenn du dazu in ihr Lager überlaufen mußtest. Du hast es versucht, der Versuch ist mißlungen. Sieh in den Spiegel, Ramon. Wer bist du? Du kannst dir teure Autos und Maßanzüge leisten. Du hast eine teure Gringo-Erziehung genossen. Aber dich die Americanos? Nein. Sie werden dich nie wie einen der ihren behandeln.«

Nach dem Streit hatte er das kleine Haus verlassen, wo er geboren worden war. Inzwischen wußte er, daß seine Mutter

recht gehabt hatte. Er war sich auf dem Begräbnis wie ein Fremder vorgekommen, obwohl er die meisten Trauergäste kannte.

Trotzdem war es richtig, daß er hingegangen war.

Er war Zeuge einer wichtigen Veränderung bei Alex Lonsdale geworden. Als Alex' Vater den Jungen am Arm ergriff, hatte sich sein Gesichtsausdruck verändert.

Zum ersten Mal seit Monaten war Leben in die Augen des Jungen gekommen. Er hatte ausgesehen, als hörte er Stimmen.

Aber was für Stimmen?

Raymond Torres dachte über diese Frage nach, während er seinen Wagen nach Palo Alto zurücklenkte. Als er sein Institut erreicht hatte, ging er unverzüglich in sein Büro und nahm sich Alex' Krankengeschichte vor.

Etwas lief falsch. Alex zeigte Gefühle.

Eine Chance, aber vor allem eine Gefahr. Gefühle konnten alles zerstören. Sie konnten Alex töten.

Sechzehntes Kapitel

Alex stand auf der kleinen Plaza und wartete auf den Schmerz, der ihn immer durchzuckte, wenn er Erinnerungen hatte. Sein Blick glitt über die alten Häuser, die den Platz umgaben. Irgendwann hatte er sich eine Reihe von baulichen Besonderheiten eingeprägt. Merkmale, die ihm helfen würden, bestimmte Häuser wiederzuerkennen. Aber so sorgfältig er die Häuser auch untersuchte, er fand keinerlei Anhaltspunkte. Die Umgebung des Platzes sah aus, wie sie immer ausgesehen hatte. Ein Rathaus, das einst eine Missionskirche gewesen war. Die Städtische Bücherei, die ursprünglich als Schule gedient hatte.

Vergeblich wartete er auf die Stimmen. Auch der Schmerz blieb aus. Merkwürdig.

Er überlegte eine Weile, dann betrat er das Gebäude der Städtischen Bücherei. Er ging zu dem Schreibtisch, an dem die Bibliothekarin saß. Arlette Pringle, die seit 30 Jahren dieses Amt bekleidete, begrüßte ihn mit einem mißbilligenden Blick.

»Gibt es in der Schule einen neuen Ferientag, von dem ich nichts weiß, Alex?« fragte sie.

Er verneinte die Frage. »Ich bin heute früh nicht zur Schule gegangen, weil ich auf Mrs. Lewis' Begräbnis war. Und heute nachmittag lohnt es sich nicht mehr hinzugehen.« Er deutete auf die Bücherregale. »Ich suche ein bestimmtes Buch, das es in der Schulbücherei nicht gibt.«

»Ich verstehe.« Aus Miß Pringles Sicht gab es zwei Möglichkeiten. Entweder der Junge hatte ihr eine Ausrede aufgetischt. Was unwahrscheinlich war, Miß Pringle kannte aus langer Erfahrung alle Ausreden, die den jungen Leuten in La Paloma einfielen. Zweite Möglichkeit: Alex wollte sich mit Hilfe von Büchern über ein Thema informieren, das in der Schule behandelt wurde. Nach einiger Überlegung entschied Miß Pringle, daß es egal war, ob der Junge sie belog. Es kamen so wenig Schüler in die Städtische Bibliothek, daß ihr jedes neue Gesicht willkommen war. »Was für ein Buch suchst du?«

»Ein Geschichtsbuch, in dem die frühen Jahre von La Paloma behandelt werden. Ich meine die Zeit, als die spanischen Missionare den Ort gründeten.«

Arlette Pringle öffnete den Deckel einer Bücherkiste, die hinter ihr stand. Sie zog einen ledergebundenen Folianten heraus und gab Alex das Buch. »Wenn du etwas über die Vergangenheit von La Paloma lesen willst, dann ist das genau das richtige. Allerdings ist das Buch schon vierzig Jahre alt. Wenn du nach einem Buch neueren Datums suchst, muß ich dich enttäuschen.«

Es war ein großformatiges Buch. Auf dem Umschlag war die Plaza abgebildet. Alex begann zu blättern. Schon nach wenigen Seiten hatte er gefunden, was er suchte. »Kann ich das Buch

ausleihen?« fragte er.

Miß Pringle schüttelte den Kopf. »Das geht leider nicht, weil es davon nur ein Exemplar gibt. Cynthia Evans wollte es neulich auch schon ausleihen, aber da habe ich natürlich auch nein gesagt. Sie ist dann ein paarmal in die Bibliothek gekommen, um sich Ideen für die Hazienda zu holen.« Er sah sie verständnislos an, und dann erinnerte sich Arlette Pringle an das, was man ihr über Alex' Gedächtnisverlust gesagt hatte. »Das war, als Mrs. Evans die Hazienda restaurierte. Es ist sicher ganz interessant, die alten Zeichnungen mit dem jetzigen Zustand des Hauses zu vergleichen. Die Fassade ist jetzt jedenfalls so, wie sie vor 200 Jahren war.«

Die Schwingtür wurde aufgestoßen, jemand brachte ein Buch zurück. »Wenn du Fragen hast, brauchst du mich nur zu rufen«, sagte Miß Pringle. Dann ging sie zu ihrem Schreibtisch. Alex nahm an einem der schweren Eichentische Platz, die dem eindrucksvollen, großen Raum einen rustikalen Charme verliehen.

Das Buch, das vor Alex lag, bestand hauptsächlich aus alten Zeichnungen. La Paloma, wie es vor 200 Jahren ausgesehen hatte. Die Geschichte des Ortes hatte begonnen, als im Jahre 1775 die Franziskaner-Pater die Mission gründeten. Im Jahre 1820 hatte der Staat Mexiko den Californios das Landrecht verliehen, und 1848 war das Vertragswerk, das mit dem Namen Hidalgo Guadalupe verbunden war, unterzeichnet worden. Ein ganzes Kapitel war Roberto Melendez y Ruiz gewidmet, einem Californio, der aufgehängt worden war, nachdem er versucht hatte, einen amerikanischen General zu ermorden. Nach seiner Hinrichtung hatte die Familie die Hazienda in den Hügeln oberhalb von La Paloma verlassen und war in die mexikanische Heimat geflohen. Die übrigen Californios folgten ihrem Beispiel.

Es gab genaue Zeichnungen, wie die Häuser von La Paloma damals ausgesehen hatten. Es gab sogar Fotos.

Ziemlich am Schluß des Buches fand Alex die Abbildung seines Elternhauses. Es gab kaum einen Unterschied zu heute. Mit Ausnahme der Gartenmauer.

Ursprünglich, so war aus der Zeichnung zu ersehen, war die Mauer mit einem Spalier besetzt gewesen. Das Foto, vor etwa vierzig Jahren aufgenommen, zeigte die gleiche Mauer, die inzwischen vom wilden Wein überwuchert war. Das Spalier war nicht mehr zu erkennen.

Alex blätterte weiter und fand Valerie Bensons Haus. Es war kaum wiederzuerkennen. Aus dem Buch ging hervor, daß das Gebäude zweimal in Flammen aufgegangen war. Beim Wiederaufbau waren neue Wände eingezogen worden. Auch der Dachfirst war verlegt worden. Unverändert war der Patio, der Innenhof.

Und da war auch der Teich. Im Buch hieß es, daß dieser Teich im Jahre 1927 angelegt worden war.

Alex verglich die alte Skizze mit dem Foto, das viele Jahrzehnte später aufgenommen worden war.

Die Skizze war richtig, das Foto war falsch.

Er schloß das Buch und dachte nach. Ihm war, als lägen tausend Puzzlesteine vor ihm, die er zusammenzufügen hatte. Er stand auf und trug das Buch zu Miß Pringle zurück.

»Ich habe eine Frage«, sagte er. »Können Sie in der Kartei nachsehen, wann ich mir dieses Buch zum ersten Mal angesehen habe?«

»Warum in aller Welt willst du das wissen, Alex?«

»Weil ich Ordnung in meinen Erinnerungen schaffen will.«
»Ich weiß nicht recht«, sagte Miß Pringle. Und dann fiel ihr ein, daß es für die Bücher, die sie in der verschlossenen Kiste aufbewahrte, eine besondere Benutzerkartei gab. »Mal sehen«, murmelte sie. Sie zog eine dicke Mappe aus der Schublade und begann zu blättern. Wenig später klappte sie die Mappe wieder zu. »Nach den Eintragungen hast du das Buch noch nie gesehen, Alex«, sagte sie. »Cynthia Evans ist die einzige, die

dieses Buch in den letzten fünf Jahren verlangt hat.«

Alex verließ die Städtische Bibliothek und machte sich auf den Heimweg. Als er vor seinem Elternhaus ankam, blieb er stehen, um nachzudenken. Sekunden später setzte er seinen Weg fort. Sein Ziel war jetzt die Hazienda.

Er kam an der Stelle vorbei, wo er seinen Unfall gehabt hatte.

Sie hatten ihm erzählt, wie es zu dem Unfall gekommen war. Er war mit Lisa auf einer Party gewesen. Sie hatten sich gestritten. Und dann war er allein nach Hause gefahren. Er hatte Lisa eingeholt, die am Straßenrand ging. Weil er mit überhöhter Geschwindigkeit fuhr, war der Wagen ins Schleudern gekommen. Es war ihm gelungen, den Wagen an Lisa vorbeizulenken. Das Auto war in den Abgrund katapultiert worden.

Er spürte, daß die Rekonstruktion des Unfalls unvollständig war. Ein Bild fehlte. Ein Gesicht. Und dieses Gesicht war der Auslöser des Unfalls gewesen.

Er wußte jetzt, daß es nicht genügte, wenn er Lisa aus dem Weg ging. Es gab noch einen Menschen in La Paloma, vor dem er sich hüten mußte.

Aber wer? Es gelang ihm nicht, den Nebel, der das Bild zu umschweben schien, fortzuwischen.

Er verließ die Unfallstelle und ging auf die Hazienda zu, die jetzt das Wohnhaus der Familie Evans war.

Dr. Lonsdale saß vor dem Computer im Sekretariat des Medical Center. Was die Hilfen der Technik anging, so war seine Meinung gespalten. Oft war Marsh den Göttern, die für Computer zuständig waren, von Herzen dankbar, daß es so etwas gab. Dann wieder ärgerte er sich, daß so ein Teufelswerk wie ein Mikroprozessor je erfunden worden war.

»Um das verdammte Ding zu bedienen, braucht man eine Ausbildung als Diplomingenieur«, stöhnte er. Barbara Fannon,

die an einer verglasten Vitrine lehnte, mußte lächeln.

»Der Computer mag es nicht, wenn Sie fluchen«, sagte sie.
»Warum sagen Sie mir nicht, was Sie wissen wollen? Ich tippe dann für Sie das Programm ein.«

Er stand auf und ließ Barbara auf dem Drehstuhl Platz nehmen. »Bitteschön.«

»Nun?« fragte sie.

»Es geht um Alex«, sagte Dr. Lonsdale. »Ich will mir die medizinischen Daten meines Sohnes auf dem Schirm ansehen, aber der verdammte Computer gibt die Informationen nicht frei.«

»Weil Sie so unfreundlich mit ihm umgehen«, belehrte ihn Barbara. »Sie müssen dem Computer Ihre Fragen in freundlicher Form stellen, in einer Sprache, die er versteht.« Sie ließ ihre schlanken Finger über die Tasten huschen. Zahlen und Buchstaben erschienen auf dem Sichtschirm. »Da haben Sie alles, was Sie wissen möchten.« Sie stand auf, lächelte ihm zu und ging zu ihrem Schreibtisch zurück.

Marsh las die Daten. Die letzte Eintragung in der Krankengeschichte seines Sohnes war vom April. Er wandte sich zu Barbara Fennon. »Wie kommt es, daß die Krankengeschichte der letzten fünf Monate fehlt?« fragte er.

»Wie bitte?«

»Wir haben September«, sagte Marsh. »Die letzte Eintragung, die aus dem Computer ersichtlich ist, stammt vom April.«

»Das ist mir unerklärlich«, sagte Barbara. »Alles, was mit einem Patienten geschieht, wird spätestens nach drei Stunden in den Speicher eingetippt. Lassen Sie mich einmal sehen.« Sie beugte sich über seine Schulter und drückte auf eine Taste. Nichts geschah.

»Sehen Sie?« sagte Marsh.

»Das kann alle möglichen Ursachen haben«, sagte Barbara.
»Und nun würde ich vorschlagen, daß Sie in Ihr Büro

verschwinden und sich um die Verwaltung dieser wunderschönen Klinik kümmern. Ich werde in der Zwischenzeit feststellen, wo sich Alex' Daten verstecken. Sollten sich die Informationen nicht im Speicher aufspüren lassen, müßte ich die Eintragungen im Archiv durchsehen. Das würde allerdings ziemlich lange dauern. Und nun räumen Sie bitte meinen Arbeitsplatz.«

Er erwiderte ihr Lächeln und stand auf. Er wollte hinausgehen, als Barbara sagte: »Ich sehe Ihnen an, daß Sie Sorgen haben, Marsh. Geht es um Alex?«

Er nickte. »Ich habe ein schlechtes Gefühl, wie sich die ganze Sache entwickelt. Ich habe kein Vertrauen mehr zu Dr. Torres, der den Jungen behandelt. Ich möchte mir Alex' Krankengeschichte ansehen, um zu überprüfen, was bisher unternommen wurde.«

»Endlich ein klares Wort«, sagte Barbara Fannon erleichtert. »Jetzt weiß ich, wonach ich suchen muß. Ich bringe Ihnen das ausgedruckte Blatt mit den Daten, sobald ich den Fehler im Speicher gefunden habe.«

Er ging in sein Büro. Eine Stunde verstrich, dann trat Barbara ein. Ihre Miene war todernst. »Ich kann nichts finden«, sagte sie.

Marsh sah von seinen Akten auf. »Die Daten sind nicht im Computer?«

»Sie sind weder im Computer noch im Archiv«, antwortete Barbara.

Sie gab Dr. Lonsdale eine Mappe, die als Aufschrift den Namen ›Alex Lonsdale‹ trug. Die Mappe enthielt einen einzigen Bogen Papier. Marsh nahm den Bogen heraus und las:

Die gesamte Krankengeschichte wurde auf Anweisung von Dr. Marshall Lonsdale dem ›INSTITUT ZUR ERFORSCHUNG DES MENSCHLICHEN GEHIRNS‹ übergeben.

Sein Blick verdüsterte sich. »Was zum Teufel hat das zu bedeuten?«

»Es bedeutet«, sagte Barbara, »daß Sie Anweisung gegeben haben, die Krankengeschichte Ihres Sohnes nach Palo Alto zu schicken. Die Unterlagen sind von dort nie zurückgekommen.«

Marsh beugte sich vor und drückte auf eine Taste der Gegensprechanlage. »Dr. Mallory, würden Sie bitte sofort in mein Büro kommen?« Wenige Sekunden später betrat der Arzt das Büro. Marsh überreichte ihm die Aktennotiz. »Was wissen Sie über die Angelegenheit?«

Dr. Mallory las den Vermerk. »Es stimmt«, sagte er. »Wir haben die gesamte Krankengeschichte nach Palo Alto geschickt. Dr. Torres wollte die Daten haben.«

»Die Unterlagen sind nie zurückgekommen«, sagte Marsh. »Und es gibt keine Kopien. Warum haben wir keine Kopien gemacht?«

»Ich war sicher, es gäbe ein Doppel der Krankengeschichte«, sagte Dr. Mallory. »Ganz davon abgesehen, daß die Unterlagen schon seit Monaten zurück sein müßten, zusammen mit einem Bericht des Instituts, aus dem die Einzelheiten der dort durchgeführten Therapie hervorgehen. Für die weitere Behandlung Ihres Sohnes brauchen wir die vollständige Krankengeschichte.«

»Genau das meine ich auch«, sagte Marsh. »Aber wie Sie sehen, haben wir nichts.« Er wandte sich zu Barbara. »Würden Sie bitte beim Institut anrufen und nachfragen, warum die Krankengeschichte noch nicht an uns zurückgeschickt wurde?«

Sie ging hinaus, Dr. Mallory blieb bei seinem Chef zurück. »Sie wirken sehr aufgeregt, Marsh«, sagte er leise.

»Gibt es in dieser Angelegenheit Dinge, von denen ich wissen sollte?«

»Ich habe keinen Durchblick«, sagte Marsh. »Ich habe nur das Gefühl, daß bei der ganzen Sache etwas nicht in Ordnung ist. Ich mache mir Sorgen.«

»Und Sie trauen Dr. Torres nicht über den Weg.«

»Ich habe nie behauptet, daß ich Dr. Torres vertraue«, erwiderte Marsh. »Aber es geht hier nicht nur um die medizinischen Kenntnisse. Dr. Torres behandelt Alex, als wäre der Junge sein Eigentum. Und das paßt mir nicht.«

»Was sagt Ellen dazu? Macht sie sich ebenfalls Sorgen wegen Alex?«

»Sie hält Dr. Torres für den Wundertäter dieses Jahrhunderts. Ach ja, und dann glaubt sie, über ganz La Paloma liegt ein Fluch.«

Dr. Mallory sah ihn ungläubig an. »Ein Fluch? Ich bitte Sie, Marsh... Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß Ellen so etwas glaubt.«

»Ich bin nicht sicher, ob sie selbst glaubt, was sie sagt. Wir haben heute früh über die Sache gesprochen. Ellen steht unter dem Eindruck des Mordes, der an ihrer Freundin Marty Lewis verübt wurde. Das alles so kurz nach Alex' Unfall...«

»Es gibt keinen Zusammenhang zwischen dem Unfall und dem Mord«, sagte Dr. Mallory.

»Das habe ich ihr auch gesagt. Wie auch immer, ich bin zuversichtlich, daß Ellen wieder zur Vernunft kommt. Was mir viel schwerer im Magen liegt, ist das Verhalten von Dr. Torres.« Er erzählte Dr. Mallory von der Unterhaltung, die er mit dem Gehirnochirurgen auf der Beerdigung geführt hatte. »Und zum Schluß hat er gesagt, ich soll mir die Durchschrift der Vollmacht durchlesen, die ich ihm gegeben habe!«

»Das sollten Sie in der Tat tun, Dr. Lonsdale«, sagte Dr. Mallory. »Vielleicht steht etwas drin, worauf Sie damals bei der Unterzeichnung nicht geachtet haben.«

Bevor Marsh etwas antworten konnte, öffnete sich die Tür. Barbara Fannon trat ein. Ihr Gesichtsausdruck verriet Marsh sofort, daß etwas nicht stimmte.

»Was ist los? Was sagt das Institut in Palo Alto?«

Barbara schüttelte den Kopf, als könne sie immer noch nicht

glauben, was sie soeben erfahren hatte. »Dr. Torres' Sekretärin sagt, sie wollen uns über die Behandlung, die bei Alex durchgeführt wurde, keine Informationen geben. Sie weigern sich auch, uns die frühere Krankengeschichte zurückzuschicken.«

»Das ist unmöglich«, sagte Marsh. »Das dürfen sie nicht!«

»Die Sekretärin sagt, sie dürfen.« Barbara sprach so leise, daß die beiden Männer sie nur mit größter Anstrengung verstehen konnten. »Sie behauptet, diese Dinge sind alle sehr klar in der Verzichtserklärung geregelt, die Sie und Ellen vor der Operation unterschrieben haben.«

»Ich kann das nicht glauben«, sagte Marsh. »Wo ist das Formular?«

Barbara gab ihm eine Mappe. »Ich dachte mir, daß Sie das Schriftstück sehen wollen«, sagte sie. »Ich... Ich hab's schon durchgelesen.«

Marsh studierte die schriftliche Erklärung, die er unterzeichnet hatte. Dann gab er die Mappe an Dr. Mallory weiter.

»Damit wird Dr. Torres nie durchkommen«, sagte Mallory, nachdem er den Inhalt des Dokuments überflogen hatte. »Kein Gericht in den Vereinigten Staaten würde das anerkennen. Mein Gott, nach dem Text der Vollmacht ist dieser Mann überhaupt niemandem verantwortlich! Er steht über dem Gesetz. Er braucht keine Krankengeschichten herauszugeben. Er ist nicht verpflichtet, über die einzelnen Behandlungsschritte Auskunft zu geben. Er kann mit Alex machen, was er will. Mit Ihrer Unterschrift haben Sie ihm sogar das Sorgerecht für Ihren Sohn übertragen. Ich frage mich, warum Sie so etwas überhaupt unterzeichnet haben.«

»Ich hätte es wirklich durchlesen sollen«, sagte Marsh. Seine Stimme klang hohl.

»Er hat Sie hinters Licht geführt«, sagte Dr. Mallory. »Sie sollten sich sofort einen Anwalt nehmen.«

Marsh nickte. »Ich bin nur nicht sicher, ob mir der Anwalt helfen kann. Vielleicht dauert es Monate oder Jahre, bis das Dokument für ungültig erklärt wird. Übrigens hätte ich die Erklärung damals auch dann unterzeichnet, wenn ich jede einzelne Zeile durchgelesen hätte. Es gab keine andere Lösung.«

»Dann war es Erpressung«, stellte Dr. Mallory fest.

»Was soll ich jetzt tun?« fragte Marsh.

Ein bedrückendes Schweigen erfüllte den Raum. Es war Barbara und Dr. Mallory klar, daß ihr Chef sich in eine Sackgasse manövriert hatte. Dr. Torres schien alle Trümpfe in der Hand zu haben.

Alle drei dachten daran, Alex vor Dr. Torres in Sicherheit zu bringen, ihn für eine Weile in einer anderen Stadt oder in einem anderen Bundesstaat zu verstecken. Und alle drei wußten, daß dies jetzt nicht mehr möglich war.

Der einzige, der über die bei Alex eingeleitete Behandlung informiert war, war Dr. Torres.

Es war eine Falle. Eine Falle, aus der es kein Entrinnen gab.

Alex kauerte sich auf dem Hügel oberhalb der Hazienda nieder. Es war nachmittags. Der Wind trug die kühle Brise vom Meer heran. Der Junge sah auf das Haus hinab, das wie ein Riegel vor der Ortschaft lag. In seiner Erinnerung formten sich bunte Bilder.

Er sah Pferde, die im Hof der Hazienda standen. Er sah Soldaten, die den Weg hinaufgeritten kamen.

Er sah Tagelöhner, die mit ihrer ärmlichen Habe auf dem Rücken durch das Hoftor gingen.

Drei Menschen blieben im Hof zurück. Alex konnte ihre Gesichter nicht erkennen, aber er wußte, wer sie waren.

Seine Familie.

Die Erinnerung an die Stimme der Frau kehrte zurück.

»*Wir haben keine Angst vor dem Sterben... Wir werden diese*

Hazienda nie verlassen...«

Alex verstand das nicht. In dem Buch, das er in der Bibliothek eingesehen hatte, stand klipp und klar, daß alle Überlebenden nach Mexiko geflohen waren.

»Sie werden für das Unrecht, das Sie tun, teuer bezahlen... Mein Sohn wird Sie finden, und er wird Sie töten...«

Das Echo der Worte dröhnte in seinem Schädel. Er stand auf und ging den Hügel hinauf. Als er die höchste Stelle fast erreicht hatte, stolperte er über eine Baumwurzel. Er begann zu graben. Die Erde war hart, zusammengebacken in 150 Jahren.

Er fand die Skelette in einer Tiefe von sechzig Zentimetern. Eine Weile lang starrte er auf die drei Totenschädel. Ihm war, als hätten ihn die Skelette gebeten, ihnen zu einem würdigen Begräbnis zu verhelfen. Er hob ein Loch aus und begrub die Knochen so tief, daß sie sicher vor den Tieren der Wildnis waren. Dann ging er auf dem Hügel entlang, den Blick auf die Hazienda gerichtet. Die Erinnerungen wurden deutlicher.

Eine weißgekalkte Mauer, bedeckt mit Blutspritzern. Drei Leichen, die im Staub lagen. Der Junge ging gen Osten. Die Bilder verblichen, aber die Erinnerung blieb.

Alex verließ den Hügel und kehrte in die Ortschaft zurück.

Lisa Cochran war in Jake's Place. Alex trat ein. Sie winkte ihm zu. Erst als er schon an ihrem Tisch stand, bemerkte er, daß Bob Carey neben ihr saß.

»Du bist heute nicht in der Schule gewesen«, sagte sie. »Warum nicht?«

»Ich bin in der Bibliothek gewesen«, erwiderte Alex. »Ich wollte mir ein ganz bestimmtes Buch ansehen.«

»Und deshalb hast du einfach die Schule geschwänzt«, sagte Bob und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, Alex, ist dir denn nicht klar, was du dir damit einbrockst? Du bekommst einen Verweis.«

Alex hob die Schultern. »Das macht nichts.«

Lisa sah ihn verwundert an. »Alex, ist dir nicht gut?«

Sein Blick wanderte zwischen Lisa und Bob hin und her.
»Kann ich euch beiden ein paar Fragen stellen, ohne daß ihr mich für verrückt erklärt?«

Bob Carey verdrehte die Augen und stand auf. »Frag Lisa«, sagte er. »Ich muß jetzt los. Ich habe Kate versprochen, daß ich ihr bei den Schularbeiten helfe.«

»Wann wird Kate eigentlich wieder zum Unterricht kommen?« wollte Lisa wissen.

»Keine Ahnung«, antwortete Bob. Und dann senkte er seine Stimme zum Flüsterton. »Ich habe etwas läuten gehört, daß Kate die Schule wechselt.«

»Wer sagt das?« fragte Lisa.

»Carolyn Evans. Wenn Kates Vater wegen Mord verurteilt wird, will sie die Schule wechseln.«

»Du solltest einem Mädchen wie Carolyn Evans kein Wort glauben«, sagte Lisa. »Selbst wenn ihr Vater verurteilt wird, so braucht sich Kate deswegen nicht zu schämen. Sie hat nichts getan.«

»Es gibt merkwürdige Menschen auf der Welt«, sagte Bob. Ermaß Alex mit einem beziehungsvollen Blick. Dann verließ er das Lokal.

Lisa brach in Tränen aus. »Menschen wie Bob machen mich krank«, heulte sie. »Und dann gibt es auch noch diese Carolyn, die böartige Gerüchte austreut.« Sie legte ihm den Arm um den Hals. »Ich entschuldige mich für das, was Bob zu dir gesagt hat. Du bist nicht verrückt.«

»Vielleicht doch«, sagte Alex. Lisa war so erstaunt, daß sie den Mund offenstehen ließ.

»Was sagst du da?«

»Ich habe gesagt, vielleicht bin ich verrückt.«

»Das ist doch Unsinn, Alex. Du hast durch einen Unfall dein Gedächtnis verloren, das ist alles.«

»Es ist merkwürdig, aber in den letzten Tagen habe ich

einige Erinnerungen gehabt, die mich beunruhigen. Ich meine damit Ereignisse, an die ich mich unmöglich erinnern kann, weil sie zu einer Zeit stattfanden, als ich noch gar nicht geboren war.«

»Zum Beispiel?« fragte Lisa. Sie spielte mit einem Strohhalm, der auf der Tischplatte lag und sich mit Coca-Cola vollgesogen hatte. Irgendwie hatte sie Angst vor der Auskunft, die er ihr geben würde.

»Bilder und Stimmen«, sagte Alex. »Ich weiß nicht, was das alles zu bedeuten hat.«

»Vielleicht bedeutet es gar nichts«, sagte Lisa. »Vielleicht bildest du dir das alles nur ein. Du weißt ja, daß dein Gehirn bei dem Unfall verletzt worden ist.«

»Könnte sein, daß du recht hast.« Alex sagte das, weil er sie beruhigen wollte. Die Erinnerungen aber waren so klar, daß es sich nicht um Einbildungen handeln konnte.

Plötzlich war Lisa ganz nahe vor ihm. »Glaubst du, daß Mrs. Lewis von ihrem eigenen Mann ermordet worden ist?«

Alex dachte einige Sekunden nach, bevor er ihr antwortete. »Wie soll ich das wissen?«

»Niemand weiß, wer's getan hat«, sagte Lisa. »Ich habe dich gefragt, ob du einen Verdacht hast.«

Jetzt fiel Alex der Traum ein, den er in der Nacht vor Mrs. Lewis' Ermordung gehabt hatte.

»Ich glaube nicht, daß Mr. Lewis den Mord begangen hat«, sagte er. »Jemand anderes hat's getan.« Er zögerte. »Und dieser Jemand wird weitermorden.«

Lisa sprang von ihrem Stuhl auf. »Was du da sagst, ist ganz entsetzlich«, flüsterte sie. Ihre Stimme zitterte vor Zorn. »Wenn du mir beweisen wolltest, daß du verrückt bist, dann hast du's jetzt geschafft. Nur ein Verrückter kann so etwas sagen!« Sie ergriff ihren Bücherstapel, eilte zum Ausgang des Lokals und schlug die Tür hinter sich zu. Alex sah ihr aus leeren Augen nach.

Siebzehntes Kapitel

Ellen saß in ihrem Sessel und hörte zu, wie ihr Mann - es war jetzt bereits das dritte oder vierte Mal - die Klauseln der Vollmacht herunterbetete, die sie vor Alex' Operation unterzeichnet hatten. Seit einer Stunde diskutierten sie nun über dieses Thema, aber Ellen beharrte auf ihrem Standpunkt, daß die Befürchtungen ihres Mannes übertrieben seien. »Marsh, du bist wirklich paranoid«, befand sie, als er seinen Vortrag beendet hatte. »Du machst dir völlig falsche Vorstellungen von den Plänen, die Dr. Torres mit unserem Sohn hat. Raymond hat bei der Sache überhaupt keine Hintergedanken. Du solltest dich einfach einmal daran gewöhnen, daß er der behandelnde Arzt des Jungen ist. Was immer er tut, es ist zu Alex' Bestem.«

»Wenn er wirklich nichts Böses im Sinn hat, warum wehrt er uns dann den Einblick in die Krankengeschichte?« fragte Marsh.

»Das weiß ich nicht. Aber ich bin sicher, daß es dafür eine plausible Erklärung gibt. Jedenfalls finde ich, daß du dieses Problem mit Dr. Torres und nicht mit mir besprechen muß.«

Marsh hatte vor dem Kamin gestanden, die Ellenbogen auf den Kaminsims gelehnt. Jetzt wirbelte er herum, so zornig war er. Seine Frau hatte nichts von dem verstanden, was er ihr zu erklären versuchte. Er hatte von der Mauer des Schweigens gesprochen, die dieser Mann um Alex errichtet hatte, von den fragwürdigen Bedingungen, die in der unterzeichneten Vollmacht enthalten waren. Aber was er auch gegen Dr. Torres vorbrachte, Ellen war nicht von ihrem positiven Urteil abzubringen. Für sie war im Endeffekt nur eines maßgebend: Dr. Torres hatte Alex das Leben gerettet.

»Warum ist die Krankengeschichte denn so wichtig?« hörte er sie fragen. »Tatsache ist, daß die Operation ein Erfolg war. Tatsache ist auch, daß die Behandlung anschlägt, und nur

darauf kommt es an!« Bitterkeit mischte sich in ihre Stimme. »Statt den Arzt zu verdächtigen, solltest du ihm dankbar sein! Du hast doch immer gesagt, daß Alex ein begabter Junge ist. Jetzt hat dir Raymond den Beweis geliefert, daß es wirklich so ist.«

»Es steckt etwas ganz anderes dahinter«, widersprach er. »Ellen, ich flehe dich an, betrachte Alex doch einmal mit ganz nüchternen Augen. Der Junge ist wie ein Roboter. Er hat keine Gefühle mehr, für niemanden von uns. Er ist... In gewisser Weise benimmt er sich genauso wie dein hochverehrter Raymond Torres. Eine Besserung ist nicht abzusehen.«

Jetzt war Ellen wirklich wütend. Sie wußte, die Worte, die sie jetzt aussprechen würde, konnten den Graben, der sie von ihrem Mann trennte, nur noch erweitern. Aber das war ihr jetzt gleichgültig. »Ich wußte es von Anfang an! Bei diesem Streit geht es dir gar nicht um den Einblick in die Krankengeschichte, sondern um dein tief verwurzeltes Mißtrauen gegen Raymond. Du bist eifersüchtig auf die Erfolge dieses Mannes, Marsh. Er hat etwas vollbracht, wozu du nicht imstande gewesen wärest, und das kannst du nicht ertragen.«

Marsh schwieg. Ein paar Sekunden verstrichen. Schließlich nickte er. »Ich gebe zu, daß bei meiner Einschätzung dieses Mannes zu Anfang so etwas wie Neid oder Eifersucht eine Rolle spielte«, sagte er. Er ließ sich in seinen Lieblingssessel sinken. »Aber darum geht es jetzt nicht mehr. Bei der Behandlung unseres Sohnes läuft etwas falsch, Ellen. Gründlich falsch. So sehr ich mir auch den Kopf zerbreche, die Sache bleibt mir ein Rätsel. Wie ist es möglich, daß Alex intellektuell und physisch geradezu unglaubliche Fortschritte macht, während der emotionale Bereich völlig gelähmt bleibt?«

»Ich bin sicher, es gibt eine Erklärung...«

Marsh fiel ihr ins Wort. »Oh, natürlich gibt es eine Erklärung!« Er war aufgestanden und durchmaß mit nervösen Schritten den Raum. »Aber die ist irgendwo in der

Krankengeschichte versteckt, die Dr. Torres uns nicht einsehen läßt.«

Ellen seufzte und stand auf. »Dieser Streit führt zu nichts. Wir bewegen uns im Kreise. Ich bin sicher, Raymond hat gute Gründe dafür, daß er die Krankengeschichte unseres Sohnes unter Verschuß hält. Und was die Bedingungen der Verzichtserklärung angeht, die du unterschrieben hast...« Sie zögerte, bevor sie ihm das Problem wieder zuspielte. »Ich fürchte, das ist eine Sache, die du mit dir selbst ausmachen mußt. Schließlich hast du das Formular unterschrieben.«

»Willst du damit sagen, wir sollen uns mit diesen Bedingungen abfinden?«

»Ich glaube, all die Klauseln in der Vereinbarung dienen nur dazu, Alex zu schützen. Ich bin zuversichtlich, daß Raymond mir die Bedeutung der Vereinbarung noch näher erklären wird. Einen Anlauf dazu hat er neulich bereits gemacht.«

»Neulich? Wovon redest du?«

»Ich habe mit Raymond vor einigen Tagen ein längeres Gespräch geführt«, erwiderte Ellen. »Als du mir gesagt hast, daß du Alex von der Schule nehmen und nach Stanford schicken willst, habe ich mich mit Raymond beraten. Ich dachte... nun, ich hatte ganz einfach Angst, daß du seinen guten Rat in den Wind schlagen würdest. Raymond hat mir versichert, daß ich mir keine Sorgen zu machen brauche. Er sagte auch... wenn du etwas gegen ihn unternimmst, so würde er Mittel und Wege finden, mit dir fertig zu werden.«

Marsh kam sich wie in einem Alptraum vor. »Er würde schon mit mir fertig werden? Das hat er tatsächlich gesagt?«

Ellen beantwortete seine Frage mit einem Kopfnicken.

»Und es hat dich ganz kalt gelassen, daß er diesen Ausdruck benutzt hat? Daß er mich wie einen Gegner behandelt, mit dem man *fertig werden* muß?«

Ellen ließ ein paar Sekunden vergehen, bevor sie antwortete. »Es hat mich nicht gestört, daß er das gesagt hat. Im Gegenteil,

ich war erleichtert.«

Was Ellen sagte, traf Marsh wie ein Schlag. Er sank in seinem Sessel zurück, während Ellen aufstand und den Raum verließ.

Alex hatte es aufgegeben, den Fortgang des Streits zu verfolgen, den seine Eltern im Erdgeschoß des Hauses führten. Er lag auf seinem Bett und las in dem Buch, das er aus der Bibliothek ausgeliehen hatte.

Als er seinen zweiten Besuch in der Bibliothek machte, hatte Arlette Pringle unwillkürlich nach dem Buch gegriffen, in dem die Geschichte von La Paloma behandelt war. Alex hatte ihr dann gesagt, daß er sich heute für etwas ganz anderes interessierte.

»Ich möchte gerne ein paar medizinische Bücher ausleihen.«

»Medizinische Bücher? Da wirst du besser in der Bibliothek deines Vaters fündig.«

»Dort stehen fast nur veraltete Titel«, wandte Alex ein. »Ich suche ein neues Buch, und zwar eines über das menschliche Gehirn.«

»Das menschliche Gehirn?«

Er nickte. »Haben Sie Bücher zu diesem Thema?«

Arlette Pringle nahm ihre Brille ab. Sie kaute am Bügel der Brille, während sie die medizinischen Titel der Bibliothek in ihrer Erinnerung Revue passieren ließ. »Es gibt ein Buch«, sagte sie schließlich, »das gerade erst hereingekommen ist.« Sie stand von ihrem Schreibtisch auf und ging zu dem kleinen Regal mit der Aufschrift »Sachbücher«. Sie zog ein schwarz eingebundenes Buch heraus. »Da haben wir's schon. *Das Gehirn*. Ist das speziell genug?«

Alex durchblätterte das Buch. »Ich denke, ja«, antwortete er. »Darf ich's mitnehmen?«

Arlette führte ihn zu ihrem Schreibtisch zurück und erklärte ihm die Prozedur der Ausleihe. »Falls dir das Drum und Dran

sehr ungewohnt vorkommt«, sagte sie trocken, »kann ich dir verraten, warum. Du hast in dieser Bibliothek, soweit ich mich erinnere, noch nie ein Buch ausgeliehen.«

»Ein Punkt mehr, in dem ich mich von den anderen Schülern unterscheide«, sagte Alex. Und er dachte: Vielleicht ist die Erklärung, warum ich anders bin, in diesem Buch versteckt.

Und nun war er zu Hause und las in dem entliehenen Buch. Es war das siebte Kapitel, das ihn ganz besonders interessierte, das Kapitel, das sich mit dem Vorgang des Lernens und des Erinnerns befaßte.

Was auf jenen Seiten ausgeführt wurde, stürzte Alex in große Verwirrung.

Dort stand schwarz auf weiß, daß die Beeinträchtigungen, unter denen er litt, medizinisch unmöglich waren.

Er war sicher, daß er irgendeinen Satz falsch verstanden hatte, und wollte das Kapitel ein drittes Mal lesen, als er ein leises Klopfen an der Tür hörte. Seine Mutter trat ein.

»Hi, Alex.«

»Hi, Mama.« Er sah von seinem Buch auf. »Seid ihr immer noch am Streiten?«

»Nein«, sagte sie. »Und es war auch kein richtiger Streit. Wir haben uns nur über Dr. Torres unterhalten, das ist alles.«

Alex runzelte die Stirn. Dann: »Vater mag diesen Dr. Torres nicht, oder?«

»Ganz recht«, sagte Ellen. »Er mag ihn nicht. Aber das ist nicht wichtig. Hauptsache, Dr. Torres macht dich wieder gesund.«

»Und was ist, wenn er mich *nicht* wieder gesund macht?«

Ellen schloß die Tür und setzte sich zu ihrem Sohn aufs Bett. »Deine Genesung macht gute Fortschritte«, sagte sie.

»Ist das wahr?«

»Natürlich ist das wahr. Du gewinnst nach und nach dein Gedächtnis zurück.«

»Ich bin nicht sicher, ob es so ist«, antwortete Alex.

»Manchmal glaube ich, Erinnerungen zu haben, aber die Dinge, an die ich mich erinnere, ergeben keinen Sinn. Mir fallen zum Beispiel Sachen ein, die ich eigentlich gar nicht wissen kann.«

»Was meinst du damit?«

Er berichtete ihr von den merkwürdigen Erlebnissen, die er gehabt hatte. Daß er Stimmen gehört hatte, verschwieg er ihr. Darüber würde er erst reden, wenn er die Stimmen verstand. Ellen hörte ihm aufmerksam zu. Als er fertig war, lächelte sie ihm ermunternd zu.

»Aber das ist doch ganz einfach zu erklären«, sagte sie. »Du hast das Buch schon einmal in der Bibliothek ausgeliehen.«

»Miß Pringle sagt nein.«

»Arlettes Gedächtnis ist auch nicht mehr so gut, wie es einmal war«, erwiderte Ellen. »Aber es gibt noch eine andere Erklärung. Du kannst das Buch vor deinem Unfall irgendwo gesehen haben. Bei einem Besuch bei deinen Großeltern zum Beispiel.«

»Meine Großeltern? Ich kann mich doch nicht einmal an die Gesichter der beiden erinnern. Wie könnte ich mich dann an ein Buch erinnern, das ich in ihrem Haus gesehen habe?«

»Wir werden das Dr. Torres fragen. Mein Gesamteindruck ist, daß deine Erinnerungsfähigkeit besser geworden ist, auch wenn es hier und da noch Schwierigkeiten gibt. Meiner Ansicht nach machst du nur einen Fehler. Du zerbrichst dir den Kopf, warum du dich an bestimmte Dinge erinnerst und an andere nicht. Statt dessen solltest du deine Energie besser darauf verwenden, in dein Gedächtnis hineinzuzulauschen und mehr Erinnerungen zu haben.« Erst jetzt fiel ihr Blick auf das Buch, in dem Alex gelesen hatte. Sie betrachtete das Umschlagbild, das eine vielfach vergrößerte menschliche Gehirnzelle zeigte.

»Warum liest du das?«

»Wenn ich mehr über das Gehirn weiß, kann ich mir vielleicht zusammenreimen, was eigentlich mit mir los ist.«

»Und zu welchen Erkenntnissen bist du gelangt?« fragte sie.

»Ich weiß nicht. Ich muß den Inhalt des Buches noch genau studieren, bevor ich dazu etwas sagen kann.«

Ellen legte das Buch aufs Bett und ergriff seine Hand. Er zeigte keine Reaktion auf die liebevolle Geste. »Alex«, sagte sie. »Die Hauptsache ist, du wirst wieder gesund. Es kommt nicht darauf an, auf welche Weise die Genesung zustande kommt. Verstehst du das?«

Alex schüttelte den Kopf. »Das Problem ist, ich bin nicht sicher, daß ich überhaupt auf dem Weg der Genesung bin«, sagte er. »Mir scheint... jedenfalls meine ich, es wäre hilfreich, wenn ich weiß, wie mein Gehirn funktioniert.«

Ellen drückte die Hand ihres Sohnes, dann gab sie ihn frei und stand auf. »Wenn du dir mit Hilfe des Buches neues Wissen aneignen willst, ist es gut. Dein Vater und ich, wir freuen uns, wenn du viel lernst. Aber bleib nicht so lange auf, versprichst du mir das?« Alex nickte, dann ergriff er das Buch und begann zu lesen. Als Ellen ihm einen Gutenachtkuß gab, erwiderte er ihren Kuß.

Sie ging hinaus, und Alex wunderte sich, warum sie ihn so oft küßte. Was sie wohl dabei empfand? Er für seinen Teil fühlte gar nichts...

Marsh befand sich immer noch im Wohnzimmer. Traurig startete er in die leere, dunkle Höhle des Kamins, als Alex den Raum betrat. Seit dem Gespräch, das die Mutter mit ihrem Sohn geführt hatte, war eine Stunde vergangen. »Daddy?«

»Ich dachte, du würdest schon schlafen.«

»Ich habe noch gelesen«, erklärte Alex. »Und zwar in einem Buch über das menschliche Gehirn. Es gibt da ein paar Dinge, die ich nicht verstehe.«

»Und du glaubst, dein guter alter Hausarzt kann dir deine Fragen beantworten, oder?« Er deutete auf die Couch. »Ich bin nicht sicher, ob ich mich in der speziellen Materie auskenne,

um die es da geht. Was willst du wissen?«

»Ich will wissen, wie schwer die Gehirnverletzungen waren, die ich bei dem Unfall erlitten habe. Genauer gesagt, wie tief die Verletzungen gingen. Ich meine damit nicht die Großhirnrinde. Was diesen Teil meines Gehirns angeht, so glaube ich, daß ich damit keine Probleme habe.«

»Und wo, glaubst du, sind die Probleme angesiedelt?«

»In der Amygdala«, sagte Alex. Marsh sah ihn erstaunt an. Die Amygdala war ein kleines, mandelförmiges Organ im Gehirn, das fast vollständig vom Ammonshorn umgeben war. An die genaue Funktion, die diesem Organ zugeteilt war, erinnerte er sich nicht.

»Ich weiß, an welcher Stelle des Gehirns die Amygdala liegt«, sagte er. »Und nun?«

»Es scheint, daß meine Amygdala bei dem Unfall beschädigt wurde. Ich verstehe allerdings nicht, wie das möglich war.«

Marsh beugte sich vor. »Ich fürchte, ich kann dir nicht ganz folgen. Wie kommst du darauf, daß deine Amygdala verletzt wurde?«

»Weil mir die Funktionen fehlen, die dem Buch zufolge von der Amygdala gesteuert werden. Ich habe keine Gefühle mehr, und ich habe bei dem Unfall das Gedächtnis verloren. Zwar ist die Erinnerung nach und nach zurückgekehrt, aber die Informationen sind fehlerhaft. Ich erinnere mich an die Dinge nicht so, wie ich sie erlebt habe, sondern so, wie sie vor vielen Jahren, lange vor meiner Geburt, einmal waren.«

Marsh verstand immer noch nicht, worauf sein Sohn hinauswollte. »Und wie erklärst du dir das?«

»Ich vermute, daß ich mir die Erinnerungen nur einbilde. Mein Gedächtnis hält Vorgänge gespeichert, die sich ereignet haben, bevor ich überhaupt existierte.«

»Es gibt auch eine andere Erklärung«, sagte Marsh. »Vielleicht gibt es ein paar falsche Querverbindungen zwischen den Nervensträngen, die das Gedächtnis steuern.«

»Ich glaube nicht, daß diese Erklärung zutrifft«, sagte Alex.
»Wahrscheinlicher ist, daß ich mir die Erinnerungen nur einbilde.«

»Und was hat das alles mit der Amygdala zu tun?«

»In dem Buch steht, daß die Amygdala für die richtige Einordnung der Erinnerungen verantwortlich ist, und genau daran hapert es bei mir. Es kommt mir so vor, als würden die gespeicherten Informationen von meinem Gehirn verfälscht.«

Marsh' Gesichtsausdruck verriet seine Skepsis. »Das ist doch alles sehr an den Haaren herbeigezogen, findest du nicht?«

»Ich weiß nicht. Immerhin steht in dem Buch, daß die Amygdala auch die emotionalen Erinnerungen steuert. Diese Funktion ist bei mir gestört. Ich habe weder Emotionen noch die Erinnerung an Emotionen.«

Sein Vater hatte alle Mühe, nach außen hin Gelassenheit zu bewahren. »Und weiter?«

»Das ist schon alles. Die Tatsache, daß ich weder Gefühle noch irgendeine Erinnerung an Gefühle habe, bringt mich zu dem Schluß, daß die Amygdala bei dem Unfall verletzt wurde.«

»Ob deine Schlußfolgerung richtig ist«, bemerkte Marsh, »hängt davon ab, ob die Thesen in dem Buch wissenschaftlich haltbar sind oder nicht. Insgesamt weiß die Medizin erstaunlich wenig über das menschliche Gehirn.«

»Einmal unterstellt, die Thesen des Buches stimmen. Dann müßte ich eigentlich tot sein.«

Marsh war so schockiert, daß er schwieg. Die Schlüsse, die sein Sohn zog, waren aus medizinischer Sicht absolut richtig.

»Es scheint eine sehr tiefreichende Verletzung vorzuliegen«, fuhr Alex fort. Er sprach, als unterhielten sie sich über das Wetter. »Bevor ein Fremdkörper die Amygdala verletzen kann muß er die Gehirnhaut, das Großhirn, das Kleinhirn und die Zirbeldrüse durchdringen. Wenn das geschehen wäre, hätte ich den Unfall nicht überlebt, oder aber ich würde im Koma

dahinvegetieren. Verletzungen von dieser Schwere bewirken Bewußtlosigkeit. Ein solcher Mensch kann nicht mehr gehen und sprechen, er kann nicht mehr sehen und hören.«

Marsh nickte. Was sein Sohn sagte, entsprach genau dem, was er, der Vater, bei seinem Medizinstudium gelernt hatte.

»Ich möchte in Erfahrung bringen, wie mein Zustand ist, Daddy. Ich möchte wissen, wie schwer meine Gehirnverletzungen sind und welcher Art die Operation war, die Dr. Torres bei mir vorgenommen hat. Ich möchte wissen, warum Teile meines Gehirns problemlos funktionieren und andere nicht.« .

Marsh lehnte sich in seinem Sessel zurück und schloß die Augen, um nachzudenken. Er war unschlüssig, was er seinem Sohn sagen sollte. Schließlich rang er sich dazu durch, ihm die Wahrheit zu eröffnen. »Ich habe keine Antwort auf deine Frage. Weil ich mir ebenfalls wegen dieser Dinge Sorgen mache, wollte ich mir heute deine Krankengeschichte vom Computer ausdrucken lassen. Aber die Daten sind nicht mehr gespeichert. Dr. Torres hat deine ganze Krankengeschichte an sich genommen und weigert sich, mir oder irgend jemandem sonst den Inhalt zugänglich zu machen.«

Schweigend saß Alex da. Er dachte über die Worte seines Vaters nach. Nach einer Weile sagte er: »Ist es nicht sehr merkwürdig, daß Dr. Torres die Krankengeschichte vor dir geheimhält?« fragte er.

»Deine Mutter findet es ganz in Ordnung. Sie glaubt, es sei Dr. Torres' gutes Recht, die Daten für sich zu behalten.«

Alex schüttelte den Kopf. »Da irrt sie sich.«

»Oder wir beide irren uns«, sagte Marsh. Er beobachtete seinen Sohn aus den Augenwinkeln. Der Junge machte ein Gesicht, als ob ihn das alles nichts anging.

»Wir irren uns *nicht*«, stellte Alex fest. »Es gibt keine vernünftige Erklärung für die Erinnerungen, die ich habe. Etwas stimmt da nicht. Ich muß herausfinden, was mit mir

geschehen ist.«

»Und ich«, sagte Marsh, »werde dir dabei helfen, mein Sohn.« Er stand auf und legte dem Jungen die Hand auf die Schulter. »Alex?« Sein Sohn hob den Blick. »Hast du Angst, mein Junge?«

Alex dachte nach. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Nein, ich habe keine Angst. Ich will nur herausfinden, was mit mir los ist.«

»Was mich angeht«, sagte Marsh, »Ich *habe* Angst.«

»Dann kannst du von Glück sagen«, bemerkte Alex. »Ich wünschte, ich könnte so etwas wie Angst empfinden.«

Ein Tag später. Alex war in der Schule, die erste Stunde hatte begonnen. Daß sein gestern ausgesprochener Verdacht nur allzu begründet war, war ihm auf dem Weg zur Schule durch ein kleines Erlebnis bestätigt worden. Er war bei Lisa vorbeigegangen, um sie abzuholen, aber er hatte sie nicht angetroffen. Von Kim, der kleinen Schwester des Mädchens, erfuhr er, daß sie das Haus fünf Minuten zuvor verlassen hatte.

»Meine Schwester sagt, du bist verrückt«, hatte Kim hinzugefügt. »Sie hat die Nase von dir voll, sie will nichts mehr mit dir zu tun haben. Aber sie ist dumm.« In diesem Augenblick war die Mutter erschienen. Sie hatte Kim ins Haus zurückbeordert.

»Es tut mir leid wegen Lisa«, sagte sie, als sie mit ihm allein war. »Das Mädchen wird darüber hinwegkommen, ich bin ganz sicher. Sie ist gestern nur so erschrocken, weil du gesagt hast, der Mörder von Marty Lewis läuft noch frei herum.«

»Ich wollte ihr damit keine Angst einjagen«, sagte Alex. »Sie hat mich nur gefragt, ob ich glaube, daß Mr. Lewis der Mörder ist. Ich habe ihr gesagt, daß er's nicht getan hat.«

»Ich weiß, was du gesagt hast, und ich bin sicher, Lisa wird dir deswegen nicht ewig böse sein. Aber heute früh hat sie es vorgezogen, allein zur Schule zu gehen. Es tut mir leid.«

»Aber das macht doch nichts«, hatte Alex geantwortet. Danach hatte er sich von Lisas Mutter verabschiedet und seinen Schulweg fortgesetzt. Er war nicht überrascht, daß keiner der Schulkameraden, die ihm begegneten, ein Wort mit ihm wechselte. Als er das Klassenzimmer betrat, verstummten die Gespräche.

Auf dem Platz neben Lisa saß ein anderer Schüler.

Alex war von alledem weder überrascht, noch fühlte er sich verletzt.

Allerdings beschloß er, künftig besser auf die Wahl seiner Worte zu achten. Es war nicht gut, wenn die Leute ihn für verrückt hielten.

Geschichtsunterricht. Einige Minuten lang hörte Alex dem Vortrag des Lehrers zu, dann blendete er das Geräusch aus, so wie er am Abend zuvor die Erklärungen seiner Eltern ausgeblendet hatte. Was der Lehrer dort vortrug, stand in dem Textbuch, dessen Inhalt sich Alex schon vor drei Tagen angeeignet hatte.

Der Text war so genau in seinem Gedächtnis gespeichert, daß er ihn Wort für Wort, ohne die geringste Abweichung von der Vorlage, hätte niederschreiben können.

Ohnehin interessierte sich Alex an jenem Morgen nicht für Geschichte, sondern für die Informationen, die in dem Buch über das menschliche Gehirn enthalten gewesen waren. In Gedanken ging er noch einmal das Gespräch durch, das er am Abend zuvor mit seinem Vater geführt hatte. Eine Reihe von Fragen war offen geblieben. Alex suchte nach den Antworten. Vielleicht hatte er aus der Lektüre des Buches die falschen Schlüsse gezogen. Oder aber die Informationen, die in dem Buch standen, waren falsch.

Es gab eine dritte Möglichkeit, und Alex verbrachte den Rest des Tages damit, über diese dritte Möglichkeit nachzugrübeln. Es war am Nachmittag, als ihm die Idee kam.

Laut Stundenplan war jetzt Zeichenunterricht, aber Alex

fand das jetzt nicht so wichtig. Er wanderte auf dem begrünten Schulgelände umher und sann darüber nach, wie er seine schlafenden Erinnerungen wieder zum Leben erwecken konnte. Nach einer Weile betrat er das Gebäude, wo die Laboratorien der Schule untergebracht waren. Er überquerte den Flur und kam an einer offenen Tür vorbei, als jemand seinen Namen rief. Er blieb stehen, spähte durch den Spalt und erkannte Mr. Landry, einen seiner Lehrer.

»Guten Tag, Mr. Landry.«

»Komm doch rein, Alex.« Alex betrat das Laboratorium. Interessiert musterte er die Apparate.

»Kannst du dich an irgendeine von unseren Versuchsanordnungen erinnern?« fragte Landry. Alex schüttelte den Kopf. »Nicht einmal an das da?«

Mr. Landry deutete auf ein Kästchen, das mit einer Glasplatte abgedeckt war. »Was ist das?« fragte Alex.

»Sieh's dir gut an. Bist du sicher, daß du dich nicht an den Versuch erinnerst?«

Alex betrachtete die merkwürdige Konstruktion aus der Nähe. »Sollte ich daran eine Erinnerung haben?«

»Du hast das Kästchen gebaut«, sagte Mr. Landry. »Im vergangenen Jahr, kurz vor deinem Unfall.«

Es war ein kleiner Irrgarten, der aus Sperrholz zusammengefügt war. Man konnte die Platten herausziehen und neu einstecken, so daß sich neue Gänge bildeten. »Und warum habe ich das gebaut?«

»Wenn du gut nachdenkst, wirst du von selbst drauf kommen«, sagte Mr. Landry. »Wenn es stimmt, was Mr. Eisenberg mir gesagt hat, dann müßtest du innerhalb einer Minute auf die richtige Lösung kommen.«

Alex warf einen Blick auf seine Armbanduhr, dann wandte er sich wieder dem Kästchen zu. An einer Seite der Konstruktion war ein Gang zu erkennen, der zu einem Käfig führte. In dem Käfig befanden sich drei Ratten. Am

gegenüberliegenden Ende war ein Futterkasten angebracht. An der Vorderseite des Kästchens war eine Stoppuhr. Fünfundvierzig Sekunden waren verstrichen, als Alex sagte: »Das Experiment hatte mit Lernen und Umlernen zu tun. Es ging um die Frage, wie lange die Ratten brauchen würden, um den Weg zum Futterkasten zu finden, nachdem der gewohnte Zugang verändert wurde. Ein ziemlich simples Experiment.«

»Letztes Jahr warst du ganz anderer Meinung. Da hast du mir gesagt, du findest diese Versuchsanordnung richtig raffiniert.«

Alex gab sich keine Mühe, sein Desinteresse zu verbergen. Er zog die Sperre hoch, so daß die Ratten in das Labyrinth eindringen konnten. Ein Tier nach dem anderen fand den Weg zum Futternapf, ohne auch nur ein einziges Mal in eine falsche Richtung zu gehen. »Wie kommt es, daß Sie das Kästchen überhaupt aufbewahrt haben?«

»Ich dachte, du würdest vielleicht wieder gerne damit spielen.«

»Und was ist mit den Ratten?« fragte Alex. »Gehören die auch mir?«

Als Mr. Landry die Frage bejahte, nahm Alex die Glasplatte ab und ergriff eine der großen weißen Ratten. Er behielt das zappelnde Tier eine Weile in der Hand, dann setzte er es wieder in den Käfig. »Kann ich die Ratten mitnehmen?« fragte er.

»Nur die Ratten? Ohne Labyrinth?«

»Das Labyrinth brauche ich nicht«, antwortete Alex. »Die Konstruktion scheint mir praktisch wertlos. Aber die Ratten würde ich gerne mitnehmen.«

Der Lehrer wunderte sich. »Und wozu?«

»Mir ist da eine Idee gekommen«, sagte Alex. »Ich möchte mit den Tieren ein Experiment durchführen.«

Etwas irritierte Mr. Landry, und nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, wußte er, was es war. Alex war früher ein

hilfsbereiter und freundlicher junger Mann gewesen. Jetzt wirkte er verschlossen und kalt, ja arrogant.

»Ich habe nichts dagegen, daß du die Tiere mitnimmst«, sagte Mr. Landry schließlich. »Es sind ja deine Tiere. Wenn du das Kästchen nicht mehr haben willst, kannst du es hierlassen. Du hast zwar recht, daß es sich bei dieser Versuchsanordnung um ein einfaches Experiment handelt, aber das Kästchen hat mir immerhin geholfen, meinen Schülern einiges über den Begriff des Umlernens beizubringen.« Er lächelte. »Ich habe meinen Schülern gesagt, daß der geniale Alex Lonsdale für diese Konstruktion damals nur ein *Befriedigend* bekommen hat. Du hättest dich letztes Jahr wirklich etwas mehr anstrengen können, Alex.«

»Mag sein«, erwiderte Alex. Er hatte den Käfig mit den Ratten aus der Konstruktion herausgelöst und war unterwegs zur Tür. »Vielleicht hätte ich mich mehr angestrengt, wenn ich einen besseren Lehrer gehabt hätte.« Fort war er. Ein nachdenklicher Paul Landry blieb zurück. Zwischen dem Alex, den er im vergangenen Jahr unterrichtet hatte, und dem Jungen, der soeben das Laboratorium verlassen hatte, war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Der Schüler, den Landry im Verlauf vieler Unterrichtsstunden liebgewonnen hatte, existierte nicht mehr. An seine Stelle war ein anderer Mensch getreten, und der Lehrer war froh, daß er diesem Menschen im neuen Schuljahr keinen Unterricht mehr zu erteilen brauchte. Er nahm das Kästchen, das Alex zurückgelassen hatte, warf es in die Abfalltonne und verließ das Laboratorium.

Achtzehntes Kapitel

Die Küchentür wurde mit lautem Knall zugeworfen. Ellen fuhr zusammen. »Alex?« rief sie. »Bist du das? Weißt du denn, wie spät es ist?« Und dann, als Alex mit einem Käfig in der Hand

das Wohnzimmer betrat: »Um Gottes willen, was hast du denn da?«

»Ratten«, sagte Alex. »Die Tiere gehören mir. Sind von einem Experiment übriggeblieben, das ich letztes Jahr in der Schule gemacht habe. Mr. Landry hat die Ratten für mich aufbewahrt.«

Ellen beschlich der Ekel. »Du hast hoffentlich nicht vor, die Tiere längere Zeit im Haus zu behalten, oder?«

»Ich will nur ein kleines Experiment mit ihnen machen«, erwiderte Alex. »In ein paar Tagen schaffe ich sie wieder fort.«

»Gut. Und jetzt beeil dich, sonst kommen wir zu spät. Du weißt ja, wie sehr Dr. Torres auf Pünktlichkeit hält.«

Alex warf einen Blick auf die Treppe, die zu den Schlafräumen im ersten Stock führte. »Vater und ich haben Zweifel daran, ob es gut ist, wenn ich die Behandlung bei Dr. Torres fortsetze.«

Ellen war dabei, sich den Mantel anzuziehen. Jetzt hielt sie mitten in der Bewegung inne. »Was sagst du da?«

Er antwortete ihr mit ausdruckslosem Gesicht. »Ich habe gestern abend mit Vater über meine Behandlung gesprochen«, sagte er. »Wir sind beide der Ansicht, daß bei der Operation oder bei der Behandlung etwas schiefgelaufen ist.«

»Ich verstehe wirklich nicht, was du damit sagen willst«, keuchte Ellen. Aber sie hatte nur zu gut verstanden. Beim Frühstück hatten sie und Marsh kaum ein Wort miteinander gewechselt. Mit mürrischem Blick hatte ihr Mann das Haus verlassen und war zur Klinik gefahren. Sonst hatte er sie jeden Tag mindestens einmal angerufen, heute nicht. Und nun stellte sich heraus, daß er Alex als Waffe in ihrem Streit benutzen wollte. Sie war allerdings nicht bereit, bei diesem Spiel mitzumachen. Der Verlierer, das wußte sie, konnte nur Alex sein.

»Ich habe noch etwas in dem Buch gelesen«, hörte sie Alex sagen.

»Hör auf damit!« sagte Ellen. Ihre Stimme klang schriller, als sie es beabsichtigt hatte. »Es ist mir egal, was du gelesen hast, und es ist mir auch egal, was dein Vater von der Behandlung hält. Du bist nach wie vor Dr. Torres' Patient. Du hast einen Termin für heute nachmittag, und diesen Termin werden wir wahrnehmen, ob du willst oder nicht.«

Alex zögerte den Bruchteil einer Sekunde, bevor er antwortete. »Kann ich wenigstens die Ratten noch in mein Zimmer bringen?« fragte er und hielt ihr den Käfig entgegen.

»Nein. Stell den Käfig auf die Terrasse.«

Während sie durch Palo Alto fuhren, sprach keiner von beiden ein Wort.

»Ich hatte gedacht, Ihr Mann würde den Jungen herbringen«, sagte Dr. Torres. Seine Worte waren an Ellen gerichtet, die soeben von der Empfangsschwester der Klinik hereingeführt worden war. Nachdem auch Alex das Büro betreten hatte, bat Raymond Torres die beiden, Platz zu nehmen.

»Was meinen Mann betrifft«, sagte Ellen, »gibt es ein Problem, über das wir unbedingt sprechen müssen.« Sie machte eine Kopfbewegung in Richtung Alex. Dr. Torres verstand sofort.

»Ich glaube, die Vorbereitungen für den Test sind noch im Gange«, sagte er zu dem Jungen gewandt. »Warum gehst du nicht schon zu Dr. Bloch und siehst ihm beim Einrichten der Instrumente zu?«

Ellen wartete, bis ihr Sohn das Büro verlassen hatte, dann nahm sie in einem Sessel gegenüber dem Schreibtisch Platz. Sie erzählte dem Arzt von dem Streit, der sich am Vorabend zwischen Marsh und ihr entsponnen hatte. »Anscheinend«, so beschloß sie ihre Schilderung, »ist es ihm gelungen, Alex davon zu überzeugen, daß es bei dieser Behandlung irgendwelche düsteren Geheimnisse gibt.«

Dr. Torres stopfte seine Pfeife. Er wartete, bis die ersten Rauchkringel zur Decke schwebten, dann sagte er: »An den

Befürchtungen Ihres Mannes ist ein Körnchen Wahrheit. Es gibt zwar keine düsteren Geheimnisse, aber es gibt Schwierigkeiten. Ich habe vor, Alex zur Beobachtung in die Klinik zurückzuholen.«

Ellen meinte, ihr müßte das Herz stehenbleiben. »Was wollen Sie damit sagen?« stammelte sie. »Ich dachte... ich war sicher, er ist auf dem Wege der Besserung.«

»Das ist er auch«, sagte Dr. Torres. »Aber es gibt eine Reihe von Reaktionen, die ich nicht verstehe. Der stationäre Aufenthalt soll dazu dienen, diese Unsicherheiten zu beseitigen.« Er veränderte seine Kopfhaltung, sein Blick wurde schärfer. »Jedenfalls muß Alex wieder in die Klinik.

Er wird hierbleiben, bis ich herausgefunden habe, was mit ihm los ist. Ich werde dann die weiteren Maßnahmen veranlassen.«

Ellen schloß die Augen, als könnte sie damit die Gedanken verjagen, die wie ein Schwärm hungriger Krähen über sie herfielen. Wie konnte sie Marsh den Entschluß des Arztes verständlich machen? Offensichtlich rechnete Dr. Torres damit, daß sie Alex gleich heute in der Klinik ließ. Würde das nicht die Vorwürfe bestätigen, die Marsh gegen Dr. Torres ausgesprochen hatte? Hatte Marsh nicht angedeutet, daß Raymond bei der Operation einen Kunstfehler begangen hatte? Und hatte dieser nicht gerade zugegeben, daß ihm in der Tat ein Irrtum unterlaufen war? Nachdem sie sich Dr. Torres' Worte ins Gedächtnis gerufen hatte, wurde ihr klar, daß er es vermieden hatte, von eigenen Verfehlungen zu sprechen. Er hatte nur gesagt, daß es bei der Behandlung gewisse Probleme gab.

»Würden Sie mir sagen, worin die Probleme bestehen, durch die sich die Genesung meines Sohnes verzögert?« fragte sie mit zitternder Stimme.

»Nichts Ernstes«, versicherte ihr Dr. Torres. »Wahrscheinlich mache ich mir völlig unnötige Sorgen. Aber bis ich

Gewißheit habe, möchte ich Alex hier unter Beobachtung halten.«

Ellen drehte an ihrem Ehering. Sie wußte jetzt schon, daß sie dem Druck, der von Dr. Torres ausging, nachgeben würde. »Ich weiß nicht«, flüsterte sie, »ob Alex damit einverstanden ist, wenn ich ihn heute zur stationären Behandlung in der Klinik lasse.«

»Wir brauchen die Zustimmung des Jungen nicht, um ihn in der Klinik zu behalten«, antwortete Dr. Torres. »Und wir brauchen dazu auch nicht die Zustimmung Ihres Mannes.« Er konnte ihr anmerken, daß er sie noch nicht überzeugt hatte. »Sie wissen doch, Ellen: Alles, was ich tue, geschieht in Alex' Interesse.«

»Aber hat das nicht noch einen Tag Zeit?« bettelte sie.

»Können Sie mir nicht vierundzwanzig Stunden geben, um Marsh von der Notwendigkeit der stationären Behandlung zu überzeugen? Wenn ich heute ohne meinen Sohn nach Hause komme, bekomme ich mit meinem Mann die größten Schwierigkeiten.«

Raymond Torres dachte über das Gespräch nach, das er am Vormittag mit seinem Anwalt geführt hatte. Dieser hatte ihm zu einem Kompromiß mit den Eltern des Jungen geraten. »Ich glaube auch, Dr. Torres, daß die von den Eltern unterzeichnete Vollmacht in letzter Instanz für gültig erklärt wird. Aber vergessen wir nicht, daß der Vater des Jungen selbst Arzt ist. Er kann sicher erreichen, daß die Vollstreckung des Urteils durch eine einstweilige Verfügung ausgesetzt wird. Man muß dann warten, bis der Fall auf höherer Ebene entschieden ist, aber dann ist es zu spät. Ich weiß, Dr. Torres, daß Sie Kompromisse hassen, aber in diesem Fall rate ich Ihnen, den Eltern etwas entgegenzukommen. Wenn Sie keinen Druck ausüben, könnte es sein, daß sie Ihnen den Jungen freiwillig geben.«

»Einverstanden«, sagte er zu Ellen, »wir machen heute nur

die Tests, aber morgen möchte ich, daß Sie mir Alex herbringen und hierlassen. Sie haben vierundzwanzig Stunden, um Ihren Mann zu überzeugen.«

Alex war zu Dr. Blochs Büro gegangen, das an das Laboratorium angrenzte. Man hatte ihm bedeutet zu warten. Weil er sich langweilte, inspizierte er die Papiere, die auf dem Schreibtisch lagen. Er entdeckte ein Kärtchen, auf dem ein Schreibautomat den Namen Alex Lonsdale und den Vermerk *Anästhesie: SPTL* aufgedruckt hatte.

Einige Sekunden lang betrachtete er die vier Buchstaben, dann wanderte sein Blick zu dem Gerät, das auf einem Tischchen an der Wand stand. Ein IBM-Schreibautomat. Alex kam eine Idee, die er sogleich verwirklichte. Er schob das Kärtchen in den Automaten und drückte auf die Korrekturtaste. Als die Maschine die Karte wieder freigab, waren die vier Buchstaben durch einen Negativvermerk ersetzt worden. Dr. Torres' Anweisung für den Test lautete jetzt so:

Anästhesie: keine.

Als der technische Leiter des Testlabors wenige Minuten später sein Büro betrat, war Alex in das Studium eines Katalogs für Laborausrüstungen vertieft. Aus den Augenwinkeln beobachtete er, wie Dr. Bloch zu seinem Schreibtisch ging und das Kärtchen aufnahm.

»Du hast ihn also doch rumgekriegt, daß er's macht«, knurrte er.

Alex legte den Katalog aus der Hand und sah ihn an. »Zu was rumgekriegt?«

Dr. Bloch zog eine Grimasse. »Reden wir nicht mehr drüber. Aber wenn der Test heute nicht so abläuft, wie du es dir erwartest, dann mach mir keine Vorwürfe. Beschwerde dich notfalls bei unserem genialen Klinikchef. Und jetzt komm.«

Zwanzig Minuten später war Alex auf der Untersuchungsliege festgeschnallt. Die Elektroden waren an seinem

Schädel festgeklemmt worden. »Ich hoffe nur, daß du es dir nicht plötzlich anders überlegst, wenn der Test schon läuft«, sagte Dr. Bloch. »Ich habe keine Ahnung, was mit dir geschehen wird, aber angenehm wird es sicher nicht.« Er wandte sich ab und ging zum Kontrollpult, wo er eine Reihe von Hebeln und Knöpfen betätigte.

Das erste, was Alex wahrnahm, war ein merkwürdiger Geruch, der in den Raum zu strömen schien. Zuerst roch es nach Vanille, aber dann verschwand die Süße und machte einem beißenden Gestank wie auf einer Müllhalde Platz.

Ich bilde mir die Gerüche nur ein, sagte sich Alex. In Wirklichkeit rieche ich gar nichts.

Plötzlich waren Laute zu hören. Es folgten Empfindungen von Hitze.

Alex hatte zu schwitzen begonnen, als das Geräusch auf einen Pegel answoll, der seine Trommelfelle zu sprengen drohte.

Die Hitze stieg an, und plötzlich hatte Alex das Gefühl, daß ihm ein glühendes Eisen auf die Genitalien gepreßt wurde.

Es roch süßlich nach verschmortem Fleisch. Hilflos wand sich der Junge in den Riemen, die ihn gefesselt hielten.

In seinem Kopf hallte das Echo eines Schreis. Es war seine eigene Stimme.

Plötzlich wurde das glühende Eisen fortgenommen. Kälte erfüllte den Raum. Alex sah die Schneeflocken wirbeln. Er hörte den Sturm heulen.

Auf einmal verspürte er einen leichten Stoß an seinem linken Bein.

Die Berührung wiederholte sich im Abstand von einigen Sekunden.

Und dann sah er den Wolf, aus dessen Lefzen schaumiger Speichel tropfte.

Das Bild verschwand. Während das Wolfsgeheul vom Schneesturm davongetragen wurde, spürte Alex, wie sich die

Fänge des Tieres in sein Bein gruben.

Der Biß ging durch bis auf den Knochen. Er konnte spüren, wie das Blut aus der durchtrennten Arterie sprudelte.

Um ihn Wind, Schnee, Kälte und das Tosen der Elemente.

Und dann ebte der Sturm ab, der Schmerz wurde von ihm fortgenommen. Im Schneesturm erschienen farbige Hecken. Wenig später war Alex von blauem Meer umgeben. Er konnte spüren, wie das warme Wasser seine Füße netzte. Eine kühle Brise umfächelte sein Gesicht.

Er trieb dahin auf den Wogen, getragen vom sanften Auf und Ab der Dünung.

Sekunden später hatte er eine neue Empfindung.

Energie.

Pure Energie wurde in sein Gehirn geleitet.

Plötzlich war alles zu Ende. Es gab kein blaues Wasser mehr, die kühle Brise hatte sich verflüchtigt. Sein Blick fiel auf die Decke des Laboratoriums. Dr. Blochs Kopf kam in Sicht. »Das wäre beinahe ins Auge gegangen«, hörte Alex ihn sagen. »Als du so laut geschrien hast, hatte ich Angst, du könntest dich losreißen und dir etwas antun.«

Alex schwieg. Sein Blick war auf die Deckenlampe gerichtet. Er versuchte, sich die Empfindungen einzuprägen, die er während des Experiments wahrgenommen hatte.

»Es war nicht so schlimm«, sagte er schließlich.

»Nicht so schlimm?« wiederholte Dr. Bloch. »Du hast fast die Besinnung verloren! Was zum Teufel will Dr. Torres mit diesem Versuch beweisen?«

»Er will gar nichts beweisen«, sagte Alex. »Mir ist nichts passiert, es geht mir gut.«

Dr. Blochs Zweifel waren damit keineswegs zerstreut. »Vielleicht ist dir nichts passiert, aber du hattest doch sicher während des Experimentes beängstigende Empfindungen. Willst du mir nichts darüber erzählen?«

Alex musterte den Mann mit ruhigem Blick. »Wissen Sie

denn nicht, was für Empfindungen ich während des Versuches hatte?«

»Denkst du, Dr. Torres weicht mich in alles ein?« entgegnete Dr. Bloch. »Bei diesem Experiment wird dein Gehirn stimuliert, das ist alles, was ich weiß.«

»Bei diesem Experiment«, sagte Alex geduldig, »geht es um die Reaktionen des Gehirns.« Ein seltsames Lächeln spielte um seine Lippen. »Allerdings ist es nicht mehr mein Gehirn, was da stimuliert wird, nicht wahr, Dr. Bloch?« Als der Arzt schwieg, beantwortete Alex seine eigene Frage.

»Es ist nicht mehr mein Gehirn. Seit ich aus der Operation aufgewacht bin, ist es Dr. Torres' Gehirn.«

Wortlos nahm Raymond Torres die Testberichte entgegen, die Dr. Bloch ihm gab. Er studierte die Zahlenreihen. Nach einer Weile zog er die Mundwinkel nach unten.

»Sie müssen bei der Durchführung des Experimentes einen Fehler gemacht haben«, sagte er und warf die Bögen auf den Schreibtisch. »Die Resultate ergeben keinen Sinn. Die Testwerte entsprechen den Werten, die man bei einem Menschen in wachem Zustand bekommt, nicht bei einem narkotisierten Patienten.«

»Aber darum ging es doch«, widersprach ihm Dr. Bloch. »Um einen Test ohne Anästhesie.« Wie immer, wenn er mit seinem Chef zu tun hatte, hätte er ihm am liebsten die Untersuchungsberichte in den Mund gestopft, damit er sich das arrogante Gerede nicht mehr anzuhören brauchte. Aber die Bezahlung in dieser Klinik war hoch, und die Arbeit war leicht. Grund genug, die Haßgefühle zu verdrängen, die er gegen Dr. Torres verspürte. »Sie hatten schriftlich angeordnet, daß dieses Experiment ohne Narkose durchgeführt werden sollte.«

»Hatte ich das?« entgegnete Dr. Torres. »Hier habe ich den Beweis, daß Sie sich irren.« Er zog eine Schreibtischschublade auf und entnahm ihr ein Schriftstück, das er Dr. Bloch aushändigte. Es handelte sich um die Durchschrift seiner

Anweisung. Auf der untersten Zeile stand geschrieben:
›Anästhesie: SPTL‹.

Dr. Bloch dachte nach. Wie lange hatte er Alex Lonsdale alleingelassen?

Offenbar lange genug.

»Auf dem Original der Anweisung stand, daß keine Narkose gegeben werden soll«, stotterte er. »Ich habe das gleich für ungewöhnlich gehalten.«

»Sie haben es für *ungewöhnlich* gehalten?« spottete Dr. Torres. Der Sarkasmus in seiner Stimme, so schien es seinem Untergebenen, war kaum noch zu steigern. »Sie haben es für ungewöhnlich gehalten, ein Gehirn mit Halluzinationen zu füttern, ohne dem Patienten das Narkosemittel Pentothal zu spritzen?«

Dr. Bloch war eingeschüchtert. »Ich hätte Sie rufen müssen, um das abzuklären.«

Jetzt war Dr. Torres so weit, daß er vor Wut zitterte. »Würden Sie mir bitte jetzt erklären, was es bei einer Anweisung, die Ihnen schriftlich erteilt wurde, noch abzustimmen gibt?«

Drei Minuten und zweiundzwanzig Sekunden später kehrte Dr. Bloch in das Büro seines Chefs zurück, und Dr. Torres bekam die Erklärung, die er verlangte. Einige Sekunden lang betrachtete er das Kärtchen, auf dem Alex mit Hilfe des Schreibcomputers die Narkosevorschrift geändert hatte.

»Und Sie haben es nicht für nötig gehalten, mit dieser Anweisung noch einmal zu mir zu kommen?«

»Ich war sicher, daß es so seine Richtigkeit hatte«, erwiderte Dr. Bloch. »Der Junge hatte mir vor einiger Zeit einmal gesagt, daß er den Test ohne Narkose machen wollte. Ich dachte, es wäre ihm gelungen, Sie dazu zu überreden.«

»Mich überreden?« fauchte Raymond Torres. »Der Junge hat mit mir über das Problem der Narkose nie gesprochen! Ganz davon abgesehen, daß es bei einem solchen Versuch nicht auf

die etwaigen Wünsche oder Abneigungen eines Patienten ankommt.« Er maß seinen Untergebenen mit einem verächtlichen Blick. »Wissen Sie überhaupt, was bei einem solchen Test im Gehirn eines Patienten vorgeht?«

»Jawohl, Sir«, brachte Dr. Bloch hervor.

»Jawohl, Sir«, echote Dr. Torres. Der Ton war eisig. »Um es auch für einfache Gemüter verständlich zu machen: Wir fügen dem Patienten Schmerz zu, physischen Schmerz, seelischen Schmerz, das Schlimmste, was man sich überhaupt vorstellen kann. Ertragen kann das der Patient nur, weil er bewußtlos ist. Wird das Gehirn ohne vorherige Narkose auf diese Weise stimuliert, so besteht die Gefahr, daß der Patient geisteskrank wird.«

»Es scheint, der Junge hat es gut überstanden«, warf Dr. Bloch ein, aber sein Chef brachte ihn mit einem strafenden Blick zum Schweigen.

»Vielleicht haben Sie recht. Aber wenn der Junge bei diesem Test keine Schäden davongetragen hat, dann nur, weil der Bereich seines Gehirns, der für die Gefühle verantwortlich ist, gestört ist. Oder, wie Sie es einmal so elegant formuliert haben, weil er ein Zombie ist.«

Dr. Bloch verteidigte sich. »Ich hätte den Test bei ungünstigem Verlauf so oder so abgebrochen«, sagte er. »Ich habe den Patienten genau beobachtet. Wenn ich erkannt hätte, daß die Schmerzen eine bestimmte Grenze überschreiten, hätte ich den Strom abgeschaltet.«

»Gut, aber nicht gut genug«, erwiderte Dr. Torres. »Wenn Sie Zweifel an meiner Anweisung hatten, dann hätten Sie mich sofort rufen müssen, und das haben Sie nicht getan. Ich gebe Ihnen jetzt eine Anweisung, die Sie ausnahmsweise befolgen sollten. Sie gehen jetzt in das Laboratorium und nehmen Ihr persönliches Eigentum an sich. Sie warten in dem Laboratorium, bis der Wachmann kommt und Sie aus meiner Klinik eskortiert. Das Gehalt, das Ihnen noch zusteht, erhalten

Sie auf Ihr Konto überwiesen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?»

»Sir...«

»Habe ich mich klar ausgedrückt?« wiederholte Dr. Torres mit anschwellender Stimme.

»Jawohl, Sir«, flüsterte Dr. Bloch und verließ den Raum. Raymond Torres wartete, bis sein Zorn abgeflaut war, dann nahm er die Testberichte, um sie noch einmal in Ruhe durchzulesen.

Vielleicht würde doch noch alles gut werden. Der Junge war unter der ungeheuerlichen Beanspruchung, die seinem Gehirn zugemutet worden war, nicht zusammengebrochen. Vielleicht war Alex' Gehirn mit dem Versuch beschäftigt gewesen, Ordnung in das Chaos der elektrischen Reize zu bringen. Das Bewußtsein, das den Schmerz hätte registrieren können, war blockiert gewesen.

Ob es wirklich so gelaufen war? Er würde wohl nie eine sichere Antwort auf diese Frage bekommen.

Neunzehntes Kapitel

»Aber er hat dir nicht gesagt, was mit unserem Jungen los ist, oder?« stellte Marsh fest. Er faltete seine Serviette zusammen, wobei er peinlich genau darauf achtete, daß die beiden Hälften gleich groß waren. Ellen kannte die Geste. Das war immer ein Zeichen dafür, daß ihr Mann einen Entschluß gefaßt hatte, von dem er sich nicht mehr abbringen ließ.

»Das ist ja der Grund, warum wir Alex wieder ins Institut bringen sollen«, entgegnete Ellen. »Dr. Torres will herausfinden, woran es hapert.« Es war schon das dritte Mal, daß sie ihm das sagte. Warum war Marsh so schwer von Begriff? Es war doch wirklich nichts Rätselhaftes an Raymonds Wunsch, Alex für ein paar Tage in seinem Institut unter

Beobachtung zu halten. »Wenn Dr. Torres ernsthafte Risiken für den Jungen befürchtete«, fuhr sie fort, »dann hätte er Alex sicher gleich dortbehalten.«

»Wenn er ihn dortbehalten hätte, dann wäre ihm heute früh die einstweilige Verfügung meines Anwalts ins Haus geflattert«, sagte Marsh. »Das weiß er ganz genau, und deshalb hat er Alex mit dir gehen lassen. Die Verzichtserklärung, die ich unterschrieben habe, ändert nichts an der Tatsache, daß ich immer noch der Vater des Jungen bin. Wenn dieser Dr. Torres mir nicht die Einzelheiten der Operation enthüllt, die er bei Alex vorgenommen hat, und wenn er mich nicht über die Probleme ins Bild setzt, die sich nach dem chirurgischen Eingriff ergeben haben, bringe ich Alex nicht in sein Institut zurück.« Er schob seinen Stuhl zur Seite und stand auf. Ellen hatte noch Einwände vorbringen wollen, aber sie wußte, daß das jetzt sinnlos war. Sie würde tun, was für Alex gut war. Sie würde Marsh vor vollendete Tatsachen stellen. Nachdem er den Raum verlassen hatte, räumte sie das Geschirr ab und trug es zur Spülmaschine.

Marsh fand Alex in seinem Arbeitszimmer vor. Der Junge saß am Schreibtisch. Vor ihm lag eines der medizinischen Fachbücher, die zu Marsh' Bibliothek gehörten, ein Buch mit Abbildungen des menschlichen Gehirns. Eine der weißen Ratten, die Alex aus der Schule mitgebracht hatte, saß auf dem Schreibtisch.

»Kann ich dir in irgendeiner Weise behilflich sein?« bot Marsh an.

Alex sah von seinem Buch auf. »Ich glaube, nein.«

»Vielleicht weiß ich etwas besser über das menschliche Gehirn Bescheid, als du glaubst«, sagte Marsh. Er nahm die Ratte vom Schreibtisch und kraulte sie hinter den Ohren. Das Tier wand sich vor Wohlbehagen. »Und jetzt sag mir bitte, welche Instrumente du verwenden willst, um das Gehirn dieser Ratte zu sezieren.«

Alex sah seinen Vater an. »Woher weißt du, daß ich an der Ratte eine Gehirnoperation vornehmen will?« fragte er.

»Ich bin vielleicht kein Genie«, erwiderte Marsh, »aber ich kann zwei und zwei zusammenzählen. Gestern hast du mir gesagt, daß du nach den Gehirnverletzungen, die du erlitten hast, eigentlich tot sein müßtetest. Und nun finde ich dich bei der Lektüre eines Fachbuches über Gehirnanatomie vor. Die Ratten hast du wohl auch nicht aus Zufall aus der Schule mitgenommen. Es ist mir natürlich bekannt, daß Ratten bevorzugt als Versuchstiere bei Vivisektionsexperimenten benutzt werden.«

»Also gut«, sagte Alex, »du liegst richtig. Ich möchte die Ratten operieren. Ich möchte feststellen, was mit den Tieren passiert, wenn ich so tief in ihr Gehirn einschneide, wie es Dr. Torres bei mir getan hat.«

»Du meinst, du willst sehen, ob die Ratten das überleben«, sagte Marsh. Sein Sohn nickte. »Dann schlage ich vor, daß du dieses Experiment im Labor des Medical Center durchführst. Ich werde dir dabei helfen.«

»Du würdest mir wirklich bei meinem Experiment helfen?« vergewisserte sich Alex.

»Natürlich. Wenn ich das nicht tue, dann sterben deine Ratten schon beim ersten Schnitt, den du machst.«

Als Marsh mit seinem Sohn wenige Minuten später ins Erdgeschoß des Hauses zurückkehrte, stand Ellen am Spülbecken. Sie sah, daß Alex den Käfig mit den Ratten in der Hand trug, und bedachte ihn mit einem anerkennenden Lächeln. »Jetzt sind wir uns wenigstens darüber einig, daß solche Tiere nicht ins Haus gehören«, sagte sie, in der Hoffnung, sie könnte mit dieser Bemerkung die Spannung zerstreuen, die sich während der Unterhaltung beim Abendessen aufgebaut hatte.

»Wir bringen die Tiere ins Labor«, erklärte Marsh. »Es kann sein, daß wir eine Weile dortbleiben.«

Ellen quittierte den Hinweis mit einem Stirnrunzeln. »Was wollt ihr denn zu so später Stunde noch im Labor? Dort ist doch jetzt niemand mehr.«

»Wir werden da sein, und damit ist das Labor nicht so menschenleer, wie du glaubst«, erwiderte Marsh. Während Ellen noch darüber rätselte, was er und Alex vorhatten, durchquerten die beiden den Patio des Hauses. Sekunden später hörte sie, wie das Gartentor ins Schloß fiel.

Schattenloses Licht strahlte aus den Leuchten über dem Laboratoriumstisch. Marsh hatte ein Narkosemittel für die erste Ratte vorbereitet. Während er das Tier betrachtete, dachte er darüber nach, ob die wehrlose Kreatur wohl ahnte, was ihr bevorstand. Etwas wie Angst spiegelte sich in den Augen der Ratte. Marsh konnte spüren, wie der kleine Körper in seiner Hand zitterte. Er wechselte einen Blick mit Alex, der auf der anderen Seite des Tisches stand. Das Gesicht seines Sohnes ließ keine Gefühlsregung erkennen. »Die Ratte wird das Experiment nicht überleben«, sagte Marsh.

»Ich weiß«, sagte Alex in dem kühlen Tonfall, an den Marsh sich nie und nimmer gewöhnen würde. »Los, gib ihr die Spritze.«

Marsh stach die Nadel in die Vene des Tieres und preßte die Flüssigkeit aus dem Kolben. Die Ratte zappelte noch ein paar Sekunden lang, dann wurde der Körper schlaff. Marsh band das Tier auf dem Seziertisch fest. Nachdem das geschehen war, betrachtete er aufmerksam die Illustration, die er in einem der Bücher, die im Regal des Laboratoriums standen, vorgefunden hatte. Er benutzte ein Skalpell, um die Kopfhaut der Ratte aufzuschlitzen. Er begann hinter dem linken Auge und führte den Schnitt bis zum rechten Auge des Tieres, dann klappte er die Hautfalte hoch, die durch den Schnitt entstanden war. Er nahm eine kleine Säge, um die winzige Schädeldecke zu öffnen. Er arbeitete mit langsamen Bewegungen. Schließlich

lag das Gehirn der Ratte offen. Marsh vergewisserte sich, daß Herzschlag und Atmung des Versuchstieres noch funktionierten.

»Die Operation wird wahrscheinlich ein Mißerfolg«, sagte er. »Wir brauchten dazu viel kleinere Instrumente, als sie bei Eingriffen am menschlichen Gehirn benutzt werden.«

»Es wird viel darauf ankommen, daß wir mit den Schnitten ganz allmählich in die tieferen Schichten des Gehirns vordringen«, sagte Alex.

Marsh nickte. Er ergriff das kleinste Skalpell, daß er finden konnte, und begann die Gehirnhaut der Ratte abzuschälen.

Eine Stunde später waren alle drei Versuchstiere tot. Die kleinen Herzen hatten zu schlagen aufgehört, noch bevor Marsh mit dem Skalpell in die tiefergelegenen Schichten des Gehirns einschchnitt.

»Sie hätten überlebt«, sagte er zu seinem Sohn, »wenn ich statt des Skalpells eine Sonde benutzt hätte. Dann wäre nur ein Teil des limbischen Systems beschädigt worden, die übrigen Bereiche des Gehirns wären unverletzt geblieben.«

Alex schüttelte den Kopf. »Das hätte auch nichts genutzt, Daddy. Tatsache ist, daß die Ratten gestorben sind, als du an ihrem Gehirn die gleichen Einschnitte gemacht hast, wie sie Dr. Torres bei meiner Operation durchgeführt hat. Warum habe ich überlebt und die Ratten nicht?«

»Ich weiß es nicht«, gestand ihm Marsh. »Ich weiß nur, daß du nicht gestorben bist.«

Ein langes Schweigen folgte diesem Satz. Vater und Sohn standen vor dem Seziertisch und betrachteten die leblosen Ratten. »Vielleicht irrst du dich«, sagte Alex nach einer Weile. »Vielleicht bin ich in Wirklichkeit tot.«

Valerie Benson ließ ihr Strickzeug sinken. Ihr Blick fiel auf Kate, die auf dem Sofa lag. Das Mädchen hatte den Fernseher eingeschaltet, aber Valerie war sicher, daß sie das Programm,

das über den Bildschirm flimmerte, überhaupt nicht wahrnahm.

»Möchtest du mir nicht sagen, was du auf dem Herzen hast?« fragte sie.

Kate hielt den Blick auf die Mattscheibe gerichtet. »Ich habe gar nichts auf dem Herzen. Ich bin okay.«

»Nein«, erwiderte Valerie, »du bist nicht okay.« Sie stand auf, ging zum Gerät und schaltete es ab. »Und jetzt sag mir, ob du morgen zur Schule gehen wirst oder nicht.«

»Ich weiß noch nicht.«

Schade, daß ich keine Kinder habe, ging es Valerie durch den Kopf. Dann wüßte ich, wie ich mich in einer solchen Situation zu verhalten habe. Nachdem sie eine Weile über das Problem nachgedacht hatte, kamen ihr Zweifel. Auch wenn sie ein oder zwei Kinder gehabt hätte, sie hätte nicht gewußt, was sie einem Mädchen, dessen Mutter vom Vater umgebracht worden war, hätte sagen sollen. Wie konnte man so etwas einem jungen Menschen überhaupt begreiflich machen? Und trotzdem konnte sie nicht zulassen, daß Kate ihre Tage vor dem Fernseher verbrachte.

»Ich finde, es ist Zeit, daß du den Schulbesuch wiederaufnimmst«, sagte Valerie vorsichtig. »Was geschehen ist, Kate, ist nicht deine Schuld. Ich bin sicher, deine Schulkameraden werden dich nicht dafür verantwortlich machen.«

Das Mädchen maß Valerie mit einem traurigen Blick. »Glauben Sie, ich hätte Angst vor dem, was die Kinder sagen?« fragte sie.

»Ja, das glaube ich.«

»Die Jungen und Mädchen in der Schule wußten alle über meinen Vater Bescheid«, sagte sie. Sie sprach so leise, daß Valerie sich anstrengen mußte, sie zu verstehen. »Ich habe allen in der Schule von Vaters Trunksucht erzählt, um Gerüchten zuvorzukommen.«

Valerie ging zur Couch und setzte sich neben Kate. »Das ist dir sicher nicht leichtgefallen.«

»Besser, als mir das Getuschel hinter meinem Rücken anzuhören.« Sie sah Valerie in die Augen. »Er hat getrunken, aber er ist kein Mörder«, sagte sie. »Er hat Mutter nicht umgebracht. Mag sein, daß der Anschein gegen ihn spricht, aber das kümmert mich nicht. Es kümmert mich auch nicht, daß Vater sich nicht mehr erinnern kann, was in den Stunden geschah, nachdem er das Haus verließ. Ich weiß, er hat oft mit meiner Mutter gestritten. Aber er hat sie nie geschlagen. Er hat sie angeschrien und bedroht, aber er hat sie nie geschlagen. Es endete immer so, daß er der Entziehungskur zustimmte, die Mutter vorschlug. Er hat sich dann regelmäßig von ihr ins Krankenhaus bringen lassen.«

»Wenn es so ist, dann verstehe ich nicht, warum du den Kontakt mit deinen Schulfreunden meidest. Warum sagst du ihnen nicht ganz offen, was du über die ganze Sache denkst?«

Kate standen die Tränen in den Augen. »Ich habe Angst«, flüsterte sie.

»Du hast Angst? Wovor?«

»Ich habe Angst, was in diesem Haus passieren könnte, wenn ich Sie allein lasse. Vielleicht finde ich Sie bei der Rückkehr so vor, wie ich meine Mutter...« Kate konnte nicht weitersprechen, sie begann zu schluchzen. Valerie legte den Arm um sie und drückte sie an sich.

»Aber Kleines, du brauchst dir doch wegen mir keine Sorgen zu machen. Warum in aller Welt sollte mir etwas zustoßen?«

»Ich weiß nur eines«, sagte Kate mit tränenerstickter Stimme. »Meine Mutter ist ermordet worden. Sie befand sich allein im Haus, als jemand kam, um sie...«

Dein Vater hat sie auf dem Gewissen, dachte Valerie, aber sie wußte natürlich, daß sie die Wahrheit nicht laut aussprechen durfte. Wenn Kate sich weigerte, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen, so würde sie nicht diejenige sein, die dem Mädchen die Augen öffnete, jedenfalls nicht jetzt. Wenn Alan Lewis dann verurteilt war... Sie verdrängte den Gedanken. Ich darf nicht

voreilig über andere richten, ging es ihr durch den Kopf. Ich darf nicht mit Scheuklappen durchs Leben gehen. »Du machst dir umsonst Sorgen, Kate«, sagte sie. »Niemand wird mir etwas tun. Ich lebe seit fünf Jahren in diesem Haus, ohne daß ich je in eine gefährliche Situation geraten wäre. Jedenfalls bin ich nicht einverstanden, daß du dich wegen nur hier Tag für Tag einsperrst wie in einem Gefängnis.« Mit einer brusken Bewegung stand sie auf, ging zum Telefon und trug es zu dem niedrigen Tisch, der vor dem Sofa stand. »Und jetzt wirst du Bob Carey anrufen und ihn bitten, daß er dich auf eine Pizza einlädt.«

Kate zögerte. »Das kann ich nicht.«

»Natürlich kannst du das«, widersprach ihr Valerie. »Er kommt dich doch sowieso jeden Tag besuchen, nicht wahr? Dann hat er sicher auch nichts dagegen, dich zu einer Pizza oder zu einer Coke einzuladen.« Sie nahm den Hörer ab. »Wie ist seine Nummer?«

Kate sagte ihr die Nummer, Valerie betätigte die Tasten. Als Bob sich meldete, sagte sie: »Hier ist jemand, der mit dir reden will.« Sie reichte Kate den Hörer.

Fünfundvierzig Minuten später verabschiedete Valerie Bob und das Mädchen. Das kurze Gespräch fand vor der Haustür statt. »Wage ja nicht, mir Kate vor elf Uhr abends zurückzubringen«, sagte sie zu dem jungen Mann. »Sie hat sich lange genug im Schmollwinkel versteckt, jetzt braucht sie etwas Abwechslung.« Sie sah dem Wagen nach, bis die Heckleuchten in der Straßensenke verschwanden, dann schloß sie die Haustür, ging ins Wohnzimmer zurück und holte ihr Strickzeug wieder hervor.

Ellen hatte das Telefon abgenommen, um im Medical Center anzurufen, als sie hörte, wie das Gartentor geöffnet wurde. Wenig später ging die Haustür auf, Marsh und Alex traten ein. Ellen ließ den Hörer auf die Gabel sinken. »Warum habt ihr

mir nicht gesagt, daß ihr so lange wegbleibt? Was habt ihr eigentlich gemacht?»

»Wir haben die Ratten getötet«, sagte Alex.

Ellen erbleichte. Ihr Blick irrte zu ihrem Mann.

»Marsh, würdest du mir bitte erklären, wovon der Junge spricht?»

»Ich erzähle es dir später«, sagte Marsh, aber dann sah er an ihrer Miene, daß Ellen auf einer sofortigen Antwort bestehen würde. »Wir haben die Ratten seziert«, sagte er müde. »Wir wollten sehen, wieviel Verletzungen das Gehirn ertragen kann, bevor der Organismus stirbt.«

Ellen spürte, wie sich ihr Magen umdrehte. »Ihr habt die Ratten getötet?« sagte sie ungläubig. »Ihr habt die drei hilflosen Kreaturen umgebracht?«

Marsh nickte. »Liebling, du weißt doch, daß in den Laboratorien jeden Tag Ratten in großer Zahl getötet werden. In diesem Fall ging es um ein Experiment, das Alex und mir wichtig schien.« Er ging an Ellen vorbei und betrat das Wohnzimmer. Zu Alex sagte er: »Ich wäre dir dankbar, wenn du mich jetzt mit deiner Mutter allein läßt. Es sieht ganz danach aus, daß wir einen Streit haben werden.« Alex wollte die Treppe hinaufgehen, aber Marsh hielt ihn zurück. Er zog seinen Autoschlüssel aus der Hosentasche. »Warum fährst du nicht zu einem deiner Freunde?« Er warf seinem Sohn den Schlüssel zu.

Ellen kroch ein Schauer über den Rücken. Sie spürte, daß es eine Art Verschwörung zwischen ihrem Mann und ihrem Sohn gab, ein Geheimnis, von dem sie ausgeschlossen blieb. Schon Sekunden später wurde ihr Verdacht bestätigt.

»Du meinst, ich soll das machen, worüber wir gesprochen haben?« fragte Alex seinen Vater. Der nickte. Und dann geschah etwas, was zum letztenmal im Frühjahr, als Alex sich von seinen Eltern für die Fahrt zur Abschlusfeier der Schule verabschiedet hatte, geschehen war.

Alex lächelte.

Es war genau genommen nur die Andeutung eines Lächelns, und doch bedeutete es in Ellens Augen eine Sensation.

Sie sah ihrem Sohn nach, bis er im Hausflur verschwand, dann wandte sie sich zu Marsh. Ihr Zorn war wie weggeblasen.

»Hast du das gesehen?« sagte sie atemlos. »Marsh, unser Sohn hat gelächelt. Er hat wirklich gelächelt!«

Marsh nickte. »Das hat nichts zu bedeuten«, beschied er sie. »Jedenfalls ist es viel zu früh, daraus Schlüsse zu ziehen.« Und dann erzählte er ihr von dem Gespräch, das er mit Alex auf der Heimfahrt vom Medical Center geführt hatte.

»Du siehst also, das Lächeln hat wirklich nichts zu bedeuten«, beendete er seine Erklärung fünfzehn Minuten später. »Unser Junge hat nach wie vor keine Gefühle, und er weiß um diesen Mangel, was die Sache nur noch schlimmer macht. Er hat mir gesagt, daß er sich wie ein Geistwesen vorkommt. Allerdings verfügt er immer noch über die Fähigkeit zur Mimik. Wenn er will, kann er durch eine Veränderung seines Gesichtsausdrucks den Anschein erwecken, als hätte er Gefühle. Genau das hat er eben, bevor er ging, bei uns ausprobiert. Sein Intellekt hat ihm gesagt, daß ein Junge, der von seinem Vater den Autoschlüssel für einen Besuch bei seinen Freunden bekommt, mit dem Anzeichen der Freude reagiert. Nur deshalb hat er gelächelt. Die Geste kam nicht spontan, sondern aus Berechnung, ähnlich wie bei einem Schauspieler, der eine bestimmte Rolle zu verkörpern hat.«

Ellen befiel die Angst. »Aber warum?« flüsterte sie. »Warum sollte er lächeln, wenn ihm nicht danach zumute ist?«

»Er weiß, daß die Leute ihn für verrückt halten, wenn er keine Gefühle zeigt«, gab Marsh zur Antwort. »Und natürlich hat er kein Interesse daran, für verrückt erklärt zu werden. Er hat mir gesagt, daß er unter keinen Umständen in eine psychiatrische Anstalt will. Jedenfalls nicht, bevor er herausgefunden hat, was mit seinem Gehirn los ist.«

»In eine psychiatrische Anstalt?« Ellen hatte das Gefühl, als hätte sich der Raum um sie zu drehen begonnen. »Wer denkt denn daran, unseren Jungen in einem solchen Krankenhaus verschwinden zu lassen?«

»Es ist doch üblich, daß Verrückte hinter Schloß und Riegel kommen«, erinnerte Marsh seine Frau. »Sieh es einmal so: Alex weiß, daß wir ihn lieben. Aber er weiß nicht, was Liebe eigentlich bedeutet. Er weiß nur, was er gelesen hat. Und was hat er gelesen? Ein Buch, in dem von Heilanstalten und Verrückten die Rede ist.« Marsh war den Tränen nahe. »Der Junge liest und liest, und er kann sich an jedes gelesene Wort erinnern, als hätte er statt eines Gehirns einen Computer im Kopf. Leider weiß er nicht, was das Gelesene bedeutet.«

Maria Torres schleppte sich auf dem Bürgersteig entlang. Als die Last der Einkaufstasche zu schwer wurde, blieb sie stehen und ließ die Tasche sinken.

Raymond, ihr Sohn, hatte ihr versprochen, daß er sie im Wagen zum Einkaufen abholen würde, aber dann hatte er angerufen und die Verabredung abgesagt. Es gab Schwierigkeiten mit einem Patienten, deshalb müsse er im Institut bleiben. Maria wußte, der Patient, um den es ging, war Alejandro. Und sie wußte auch, daß mit Alejandro alles bestens in Ordnung war. Aber Raymond schien das trotz seiner medizinischen Ausbildung nicht zu verstehen. Raymond hatte vergessen, worauf es ankam. Eines Tages, das wußte sie, würde ihr Sohn begreifen. Eines nicht mehr fernen Tages würde er begreifen, daß der Haß, den sie in seine Seele gesät hatte, Früchte tragen mußte. Vorläufig benahm er sich noch wie ein Gringo.

Dazu paßte es, daß er die Verabredung mit der eigenen Mutter absagte. Maria hatte allein einkaufen müssen. Es waren fünf Straßenzüge vom Geschäft bis zu ihrer Wohnung. Ihre Arme schmerzten, als sie die Tasche ein paar hundert Schritte

weit geschleppt hatte.

Sie hatte sich ausgeruht und wollte weitergehen, als sie den Wagen bemerkte, der in die Parklücke einbog. Zunächst spürte die alte Frau wenig Interesse für den Fahrer des Autos. Das änderte sich, als sie das Gesicht des jungen Mannes sah.

Es war Alejandro.

Ihre Blicke trafen sich. Der Junge wußte, wer die alte Frau war, und Maria Torres wußte, daß die Heiligen, *ihre* Heiligen, ihre Gebete erhört und Alejandro zu ihr geschickt hatten. Es war ein gutes Omen. Weil Raymond sich ihr versagt hatte, war Alejandro gekommen. Sie ging zur Bordsteinkante und beugte sich vor. Der junge Mann hatte das Wagenfenster heruntergekurbelt.

»*Vamos*«, flüsterte sie. Ihre Augen glänzten. »*Vamos a matar.*«

Das Echo der Worte war wie glühendes Erz, das in Alex' Ohren gegossen wurde. Er hatte sofort verstanden, was sie ihm sagen wollte. *Komm, laß uns morden gehen.* Der Nebel seiner Erinnerung lichtete sich. Er beugte sich zur Seite, um die Beifahrtür zu öffnen. Maria Torres glitt auf den Sitz und ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen. Während die Alte zu flüstern begann, legte Alex den Gang ein. Er bog aus der Parklücke aus und steuerte den Wagen in den Teil des Ortes, der an die Hügel grenzte.

Nach einer viertelstündigen Fahrt brachte er das Auto zum Stehen. Er blieb noch eine Weile am Steuer sitzen und lauschte den Worten, die Maria ihm ins Ohr flüsterte. Und dann war er allein. Die alte Frau entfernte sich von seinem Wagen, sie hielt die Einkaufstasche an sich gedrückt.

Erst als sie außer Sicht war, stieg Alex aus. Er ging auf Valerie Bensons Haus zu.

Plötzlich waren die Stimmen wieder da. Sie nahmen die Litanei auf, die wie schwarzes Gift über Marias Lippen geflossen war...

Venganza... venganza...

Von irgendwoher drang ein störender Laut an sein Ohr. Er sah auf und erblickte eine Frau, die in einem hellerleuchteten Hauseingang stand.

»Alex?« rief Valerie Benson. »Alex, bist du es?«

Sie hatte gehört, wie das Gartentor geöffnet wurde, und wartete auf das Geräusch der Türklingel. Als das vertraute Ding-Dong ausblieb, war sie zur Haustür gegangen und hatte durch den Spion gespäht. Nachdem sie sich vergewissert hatte, daß es sich bei dem Besucher um Alex Lonsdale handelte, hatte sie die Tür geöffnet. Allerdings hatte ihr der Junge, der in einiger Entfernung von der Haustür stehengeblieben war, keine Antwort gegeben, und so war sie nach draußen getreten. Sie wiederholte seinen Namen, aber Alex schwieg. Er stand da und umging sie mit einem geistesabwesenden Blick. Valerie schien es, als hätte er ihre Frage gar nicht zur Kenntnis genommen.

»Alex, was hast du? Ist etwas passiert?«

»*Ladrones*«, flüsterte der Junge. »*Asesinos...*«

Valerie machte einen Schritt zurück. Ein Gefühl von Befremdung und Angst beschlich sie. Wovon faselte der Junge? Warum sprach er spanisch? *Diebe* und *Mörder*... Wie er es sagte, erinnerte es Valerie an das Gestammel eines Irren.

»Kate ist nicht zu Hause«, stotterte sie und wich in Richtung auf die offene Haustür zurück. »Wenn du gekommen bist, um Kate abzuholen... sie ist ausgegangen.«

Sie hatte die Schwelle überquert und wollte die Tür schließen, als Alex einen Sprung nach vorn machte und sich den Eintritt in das Haus erzwang. Valerie wurde zu Boden geschleudert, die Tür schlug mit der Klinke an die Wand.

Valerie wollte sich in Sicherheit bringen, wollte fort kriechen, aber es war zu spät.

Alex' Hände schlossen sich um ihren Hals. Er drückte zu.

»*Venganza*«, flüsterte er. Und dann, als Valerie Benson ihr

Leben ausgehaucht hatte, noch einmal: »Venganza...«

Alex hatte Jake's Place betreten und warf einen Blick in die Runde. In einer der Sitznischen erkannte er Kate Lewis und Bob Carey. Die beiden unterhielten sich mit Lisa Cochran und einigen anderen Schulkameraden, deren Gesichter Alex nicht erkennen konnte, weil sie von ihm abgewandt saßen. Er brachte ein Lächeln zustande und durchquerte die Imbißstube.

»Hi«, begrüßte er die Schar. »Handelt es sich um eine Privatveranstaltung, oder darf man Platz nehmen?«

Das Gespräch der Jungen und Mädchen verstummte. Alex sah, wie seine Freunde ein paar unsichere Blicke wechselten. Er achtete sorgfältig darauf, daß die Grimasse der Liebenswürdigkeit mit der er sein Mienenspiel programmiert hatte, erhalten blieb. Es war dann Bob Carey, der etwas zur Seite rückte, so daß Alex sich in die Lücke zwängen konnte. Ein paar Sekunden lang sprach niemand ein Wort. Schließlich sagte Lisa: »Falls niemand was dagegen hat, ich möchte jetzt nach Hause fahren.«

Alex stoppte das Lächeln und ersetzte es durch den Ausdruck von Traurigkeit und Enttäuschung. »Bleib noch etwas hier, ich bin doch gerade erst gekommen.«

Lisa zögerte. »Ich hatte nicht gewußt, daß dir meine Gesellschaft etwas bedeutet«, sagte sie. »Um die Wahrheit zu sagen: Keiner von uns hatte in den letzten Monaten den Eindruck, daß du dich für uns interessierst.«

Alex fing den Einwand mit einem schuldbewußten Lächeln ab. »Ich weiß«, sagte er. »Aber ab jetzt wird alles anders. Ich bin auf dem Wege der Besserung. Ich glaube, ich...« Er senkte den Blick, wie er es bei Menschen beobachtet hatte, die im Verlauf eines Gesprächs in Verlegenheit gerieten. »Ich glaube, ich bin dabei, Gefühle zu entwickeln wie ein ganz normaler Mensch.« Er nahm sich vor, die folgenden Worte mit stockender Stimme auszusprechen. »Ich... ich möchte euch

sagen, daß ich euch alle sehr gern habe. Es tut mir leid, wenn ich einen von euch verärgert oder beleidigt habe.«

Es waren Worte, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Bob Carey brach das Schweigen, mit dem die Gruppe den Außenseiter hatte bestrafen wollen. »Mach wegen der Sache nicht so einen Wirbel. Wenn du so bist wie jetzt, dann haben wir nichts gegen dich.«

Das Eis war gebrochen. Alex hatte das Spiel gewonnen.

Seine Freunde waren auf das Theater, das er ihnen vor machte, reingefallen.

Mit einer Ausnahme. Es war Lisa Cochran, seine frühere Freundin, die ihn spüren ließ, daß sie nach wie vor nichts mit ihm zu tun haben wollte.

Ob sie ihm sagen sollte, was sie in diesen Minuten empfand? Besser nicht. Es war sicherer, wenn sie ihre Gedanken für sich behielt.

Sie erinnerte sich an den Alex, den sie vor dem Unfall gekannt hatte. Auch damals hatte ihr Freund gestottert, wenn er über seine Gefühle sprach.

Immer, wenn er stotterte, war er rot geworden.

Aber jetzt stotterte er, ohne daß in seinem Gesicht auch nur die Spur von Schamröte zu erkennen war.

Ein Unterschied, der Lisa zu denken gab.

Zwanzigstes Kapitel

»Laß uns reingehen.«

Es war so dunkel, daß Bob Carey das Gesicht seiner Begleiterin nicht sehen konnte, aber der Klang ihrer Stimme verriet ihm, daß sie Angst hatte. Mit langsamen Schritten gingen sie auf das Haus zu. Alles sah normal aus. Mit Ausnahme des Gartentors.

Das Gartentor stand offen. Bob und Kate erinnerten sich, daß

sie es geschlossen hatten, als sie wegfuhr.

»Das hat nichts zu bedeuten«, versuchte er sie zu beruhigen. »Es könnte auch sein, daß wir das Tor offengelassen haben. Ich bin nicht sicher.«

»Das Tor war geschlossen, als wir weggefahren sind«, flüsterte Kate. »Das weiß ich ganz genau.«

Bob stieg aus und ging um den Wagen herum, um ihr die Tür zu öffnen, aber Kate blieb sitzen. Ihr Blick wanderte zum Gartentor. »Vielleicht rufen wir besser die Polizei«, sagte sie.

»Nur weil das Gartentor offensteht?« fragte Bob. »Die werden uns für verrückt erklären.«

»Nein, das werden sie nicht«, entgegnete ihm Kate. »Es ist schließlich nicht das erste Mal, daß...« Sie verstummte, weil ihr der Mut fehlte, den Gedanken zu Ende zu denken.

Bob zögerte. Er versuchte sich einzureden, daß keinerlei Gefahr bestand. Der Wind konnte das Tor aufgedrückt haben. Oder aber Mrs. Benson hatte das Haus verlassen und vergessen, das Gartentor zu schließen.

Er hatte einen Entschluß gefaßt.

»Warte hier, Kate«, sagte er. »Ich gehe nachsehen.«

Er durchquerte den Garten und blieb vor dem Haus stehen. Die Außenbeleuchtung war eingeschaltet, die weißgestrichenen Wände reflektierten das Licht. Er warf einen Blick auf die Grünfläche. Alles schien in Ordnung. Und doch spürte er, daß etwas nicht stimmte.

Ich bilde mir das nur ein, dachte er. Wenn ich jetzt auf die Klingel drücke, erscheint Mrs. Benson in der Tür, und alle Befürchtungen lösen sich in Luft auf.

Er betätigte die Klingel. Nichts. Bob drückte noch einmal auf den Klingelknopf, dann ertastete er den Türknauf. Er stellte fest, daß die Tür verschlossen war. Er trat ein paar Schritte zurück, dann begann er zu laufen. Sekunden später war er bei Kate.

»Sie ist nicht zu Hause«, sagte er. »Sie muß ausgegangen

sein.« Aber er wußte, daß Mrs. Benson nicht ausgegangen war. Er glitt auf den Fahrersitz und startete den Motor.

»Wo willst du hin?« fragte Kate.

»Wir benachrichtigen die Polizei, so wie du vorhin gesagt hast. Das Haus ist mir irgendwie unheimlich.«

Fünfzehn Minuten später waren sie zurück. Bob parkte seinen Porsche hinter dem Streifenwagen der Polizei. Er stieg aus und ging auf das offene Gartentor zu.

Die beiden Polizisten kamen ihm zuvor. Einer war vorausgegangen und versperrte ihm den Weg. »Geh zurück in deinen Wagen«, sagte er zu Bob. »Wenn im Haus etwas passiert ist, dann kann ich dich dabei nicht brauchen.« Erst als Sergeant Finnerty sich vergewissert hatte, daß der Junge zu seinem Auto zurückgekehrt war, drückte er auf die Klingel. Als sich drinnen nichts rührte, wandte er sich um. Sergeant Jackson hatte den Vorgarten durchschritten und sah ihn fragend an. »Wahrscheinlich ist sie nur für ein paar Minuten weggegangen«, sagte Finnerty. »Aber nach dem, was neulich geschehen ist, kann ich verstehen, daß der Junge und das Mädchen Angst haben.« Er klingelte ein zweites Mal, dann ging er zum Fenster und knipste die Taschenlampe an. Er richtete den Strahl auf den Fußboden des Flurs. »Verdammt«, sagte er leise. Jackson hatte das Gefühl, als sei eine dicke Eisenkugel in seinen Magen geplumpst.

»Kannst du sie sehen?«

Finnerty nickte. »Sie liegt auf dem Fußboden, genau wie die andere neulich. Kein Blut, soweit ich erkennen kann. Komm, sieh's dir einmal an.«

Jackson trat ans Fenster und spähte durch die Scheibe. »Vielleicht ist sie nur bewußtlos«, sagte er.

»Vielleicht«, sagte Finnerty. Beide wußten, daß Mrs. Benson nicht bewußtlos war. »Geh zu dem Mädchen und frag sie, ob sie einen Hausschlüssel hat«, wies er seinen Kollegen an. »Aber sag ihr nicht, was los ist. Achte auf ihre Reaktion, wenn

du sie nach dem Schlüssel fragst.«

Sergeant Jackson runzelte die Stirn. »Du glaubst doch wohl nicht, daß die beiden...«

»Ich weiß noch nicht, was ich glaube«, knurrte Finnerty. »Ich weiß nur eines. Alan Lewis ist jetzt aus dem Schneider. Er sitzt in Untersuchungshaft, er kann's also nicht getan haben. Was den Jungen und das Mädchen angeht, da fällt mir die Kleine ein, die letztes Jahr mit Hilfe ihres Freundes ihre Eltern umgebracht hat und den Rest der Nacht mit ihrem Komplizen in einem Tanzschuppen verbrachte. Wie auch immer, ich möchte jetzt erst einmal wissen, ob das Mädchen einen Schlüssel zum Haus hat oder nicht.«

»Ist ihr was passiert?« fragte Kate, als Sergeant Jackson bei ihr auftauchte.

»Wir wissen bisher noch gar nicht, ob sie überhaupt im Haus ist«, log er. »Hast du einen Hausschlüssel?«

Kate wühlte in ihrer Tasche und brachte einen Ring zum Vorschein, an dem ein einziger Schlüssel hing. »Du bleibst im Wagen«, befahl Jackson. Während er zum Haus zurückging, dachte er über den Auftrag nach, den sein Kollege ihm erteilt hatte. Wie hatte Kate reagiert, als er sie nach dem Schlüssel fragte? Jackson wußte nicht, was er Finnerty zu diesem Punkt berichten sollte. Alles, was er wußte, war die Tatsache, daß den beiden jungen Leuten die Angst ins Gesicht geschrieben stand. Kein Wunder, der Junge und das Mädchen hatten erst ein furchtbares Erlebnis gehabt. Jetzt nahmen sie an, daß sich der Alptraum wiederholen würde. Wie Jackson wußte, zu Recht.

»Nun?«

Jackson sah seinen Streifenkollegen an. »Ich habe sie um den Schlüssel gebeten, sie hat mir den Schlüssel gegeben. Das ist alles. Ach ja, und dann hat sie noch gefragt, ob Mrs. Benson etwas zugestoßen ist.«

»Und was hast du ihr gesagt?«

»Ich habe sie belogen. Denke, es ist besser, daß du dabei

bist, wenn ich ihr reinen Wein einschenke.«

Sergeant Finnerty nickte. Er schob den Schlüssel ins Schloß, öffnete die Haustür und überquerte die Schwelle. Jackson folgte ihm. Drinnen war alles still. Ein Blick in Valerie Bensons aufgerissene Augen sagte den beiden, daß sie tot war. Finnerty ging zum Streifenwagen zurück, um Meldung beim Revier zu machen, dann besprach er sich mit Jackson. »Es ist wohl besser, wenn wir den beiden jetzt sagen, was passiert ist.«

Der Rest der Nacht verging mit dem gleichen Ritual, das eine Woche zuvor abgelaufen war, als der Junge und das Mädchen die Leiche von Marty Lewis aufgefunden hatten.

Der Weg war staubig und führte steil bergan. Alex ging mit langsamen, aber sicheren Schritten. Er kannte sich hier bestens aus. Als er ein kleiner Junge war, war er mit seinem Vater über die Hügel geritten, die links und rechts zu erkennen waren. Später hatten die Gringos ihnen alles geraubt, zuerst das Land, dann die Pferde, schließlich auch den Namen, auf den er so stolz war.

Obwohl er nichts mehr besaß, hatte er La Paloma nicht verlassen. Er würde diesem Ort erst den Rücken kehren, wenn die Gringos ihre Blutschuld bezahlt hatten. Sie würden für die Morde, die sie begangen hatten, büßen.

Ein Haus kam in Sicht. Alex ging darauf zu, öffnete das Gartentor, überquerte den Rasen und betrat den Patio. Er erinnerte sich, daß er vor nicht langer Zeit in diesem Haus zu Gast gewesen war. Seine Eltern und seine beiden Schwestern hatten ihn begleitet. Sie hatten an einer *Fiesta* teilgenommen. Heute gab es keine *Fiesta*. Es gab einen anderen Grund, der Alex zu diesem Haus führte.

Die neuen Eigentümer des Anwesens zahlten ihm ein paar Centavos, damit er die Pflanzen im Patio in Ordnung hielt. Was sie wohl sagen würden, wenn *sie* herausfanden, wer er in Wirklichkeit war?

Er hatte die trockenen Blätter zusammengekehrt, die unter einem Strauch lagen. Er beobachtete das Haus aus den Augenwinkeln. Die Tür zum Patio stand offen. Gäste. Einer nach dem anderen verabschiedete sich, die Frau des Hauses blieb allein zurück. Alex ließ den Rechen sinken und begab sich zur rückwärtigen Haustür. Er betätigte den schweren Türklopfer. Die Tür ging auf, die Frau hatte sie geöffnet. Sie stand da, umgeben von dem Licht, das aus dem Flur auf ihr Haar und ihre Schultern fiel. Sie maß ihn mit einem fragenden Blick.

Er streckte die Arme aus und legte ihr die Finger um den Hals.

Er drückte zu und konnte spüren, wie namenlose Angst jede Faser ihres Körpers erfüllte. Er konnte spüren, wie das Leben aus ihrem Leib entwich. Und dann brach ihm der Schweiß aus...

Er fuhr aus seinem Traum hoch, aber die erdrosselte Frau war immer noch da.

Er wußte, wer sie war.

Valerie Benson.

Aber wer war er?

Die Erinnerung an den Traum war klar und deutlich. Alex kramte in seinem Gedächtnis, auf der Suche nach einer Erklärung.

Der Weg, den er hinaufgegangen war, war nicht gepflastert gewesen. Staubiger Untergrund. Steine. Es gab keine solche Straße in La Paloma, trotzdem war ihm das Erlebnis nicht merkwürdig vorgekommen.

Er hatte keinen Namen mehr.

Die Gringos hatten ihm seinen Namen gestohlen.

Er wußte, wer ›sie‹ waren, und er wußte auch, warum er Valerie Benson erwürgt hatte.

Seine Eltern waren tot. Er nahm Rache an den Menschen, die sie ermordet hatten.

Nur... das alles ergab keinen Sinn. Schließlich wußte er, daß seine Eltern sich im Schlafzimmer am Ende des Flurs befanden. Sie lebten.

Lebten sie wirklich?

Mehr und mehr verschob sich für Alex die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit.

Die Erinnerung an das Geschehene war Wirklichkeit, die Welt, in der er lebte, war Traum.

Vielleicht war ich derjenige, der meine Eltern getötet hat, dachte er. Wenn es so ist, kann ich mich nicht daran erinnern. Er warf einen Blick auf den Wecker, der neben seinem Bett stand. Die Leuchtzeiger standen auf halb zwölf. Um elf, vor einer halben Stunde, hatte Alex sich schlafen gelegt. Eine halbe Stunde, dachte er. Nicht genügend Zeit, um aufzuwachen, seine Eltern zu töten, wieder einzuschlafen und von dem Mord auch noch zu träumen.

Er rief sich die Ereignisse des Abends Punkt für Punkt ins Gedächtnis. Es gab eine Lücke. Er erinnerte sich, daß er seinen Wagen vor Jake's Place geparkt hatte, als Maria Torres zu ihm gekommen war. Zwischen ihnen und Jake's Place war die Straße gewesen. Und dann hatte Maria Torres zu flüstern begonnen.

Sie hatte spanisch gesprochen.

Er erinnerte sich ganz deutlich, daß er, nachdem er Maria Torres zugehört hatte, zum Parkplatz vor der Pizzeria gegangen war.

Der Parkplatz.

Er erinnerte sich, daß er seinen Wagen auf der Straßenseite geparkt hatte, die Jake's Place gegenüberlag, aber er erinnerte sich auch, daß er die Pizzeria vom Parkplatz aus betreten hatte, und der lag unmittelbar neben dem Lokal.

Die beiden Erinnerungen widersprachen sich, aber sie waren gleich stark. Offensichtlich lagen dem Ganzen zwei verschiedene Ereignisse zugrunde. Ob er Jake's Place zweimal

besucht hatte? Er war noch bei dem Versuch, seine Erinnerungen mit dem Traum zu verknüpfen, aus dem er soeben erwacht war, als er die Polizeisirenen hörte. Dann begann das Telefon zu läuten.

Alex stand auf, zog sich seinen Morgenmantel an und trat auf den Flur hinaus. Wenige Sekunden später stand er vor der Schlafzimmertür seiner Eltern. Er konnte hören, daß sie sich unterhielten. Das Gespräch wurde so leise geführt, daß er es nur mit Mühe verstehen konnte.

»Sie wissen es nicht«, hörte er seinen Vater sagen. »Sie haben gesagt, sie bringen sie in die Klinik. Sie glauben, daß sie tot ist.«

»Wenn du hinfährst, fahre ich mit«, hatte seine Mutter geantwortet. »Das kannst du mir nicht ausreden. Valerie und ich waren sehr gute Freundinnen. Ich möchte dabei sein, wenn sie...«

»Aber ich denke nicht daran, in die Klinik zu fahren, Ellen. Ich habe heute nacht keinen Dienst, hast du das vergessen? Der Sergeant hat mich nur angerufen, weil er weiß, daß wir mit Valerie befreundet waren.«

Alex wich von der verschlossenen Tür zurück und begab sich wieder in sein Zimmer.

Valerie. Er durchforschte sein Gedächtnis, in der Hoffnung, daß es eine andere Valerie gab. Aber er wurde nicht fündig. Und dann verstand er. Sein Vater hatte von Valerie Benson gesprochen, und sie war tot.

Plötzlich wußte er, warum er Jake's Place in kurzem Abstand zweimal aufgesucht hatte.

Bei dem ersten Besuch war er im Wagen sitzengeblieben. Er hatte das Fenster heruntergekurbelt, und dann war Maria Torres gekommen. Sie hatte sich zu ihm in den Wagen gesetzt und eine Reihe von spanischen Worten geflüstert. Danach war er zu Valerie Benson gefahren und hatte die Frau erdrosselt. Nachdem Mrs. Benson tot war, war er zu Jake's Place

zurückgefahren, wo er Kate, Bob und Lisa antraf. Er hatte sich zu den Freunden gesetzt und sich eine Weile mit ihnen unterhalten.

Später war er wieder heimgefahren und zu Bett gegangen. Er hatte zu träumen begonnen. Erst als er schon schlief, hatte er die Frau ermordet.

Er wußte nicht, warum er ihr das Leben genommen hatte.

Rache? Seine Eltern lebten noch. Haß auf Valerie Benson? Er kannte sie kaum. Er hatte keinen Grund, sie zu töten.

Und doch hatte er sie umgebracht.

Er ging wieder ins Bett. Eine Weile lag er wach und starrte an die dunkle Zimmerdecke. Irgendwo in seinem Kopf, das ahnte er, waren die Antworten verborgen, nach denen er suchte. Wenn er über das Problem lange genug nachdachte, würde sich alles aufklären.

Ein paar Minuten lang spielte er mit der Idee, sich seinen Eltern zu offenbaren. Er würde zu ihnen gehen und ihnen von seinem Traum erzählen. Er würde ihnen sagen, daß er Valerie Benson und wahrscheinlich auch Mrs. Lewis getötet hatte. Nachdem er lange über diese Möglichkeit nachgedacht hatte, verwarf er diese Idee. Es war sinnlos, wenn er seinen Eltern den Mord gestand. Sie würden ihm nicht glauben. Sie würden ihm nur glauben, wenn er ihnen auch sagte, *warum* er den Mord begangen hatte.

Statt dessen würden sie annehmen, er sei verrückt geworden.

Alex wälzte sich auf die andere Seite und kuschelte sich in das Laken. Er ließ seinen Gedanken freien Lauf.

Nach einer Weile fügten sich die Mosaiksteine zu einem Bild zusammen. Er begann zu verstehen, was geschehen war.

Wenige Minuten später schlief er ein. Er verbrachte eine ruhige, traumlose Nacht.

»Und ich sage dir, Tom, unsere beiden Teenies haben die Frau auf dem Gewissen«, sagte Sergeant Finnerty. Sie waren auf

dem Polizeirevier. Es war der Morgen, nachdem Valerie Benson tot aufgefunden worden war.

Die beiden Polizisten hatten in der vergangenen Nacht kein Auge zugetan. Sergeant Jackson sehnte sich nach seinem Bett, aber er konnte die Dienststelle nicht verlassen, solange Finnerty über den Mordfall redete. Nicht, daß sein Kollege von ihm irgendwelche Antworten auf seine Fragen erwartet hätte. Finnerty hatte die Angewohnheit, die Antworten gleich selber zu geben.

»Der Fall liegt ganz einfach«, hörte er Finnerty sagen. »Zwei Morde mit den gleichen Begleiterscheinungen. In beiden Fällen waren es unsere Teenies, die den Leichnam entdeckt haben. Angeblich entdeckt haben, sollte ich besser sagen. Sie sind der Tat dringend verdächtig. Erzähl mir jetzt nicht, daß die beiden noch keine Vorstrafen haben. Immerhin waren der Junge und das Mädchen bei der Gruppe, die im Frühjahr die wilde Party auf der Hazienda veranstaltet hat. Ich meine die Party, nach der Alex Lonsdale den Autounfall hatte. Na ja, der Junge war betrunken und die beiden natürlich auch...«

»Jetzt halt aber mal die Luft an, Roscoe«, fiel ihm Jackson ins Wort. »Du mußt fair bleiben. Hast du bei den beiden damals einen Alkoholttest gemacht?«

»Das nicht, aber...«

»Ich möchte dich erleben, wie du dem Richter sagst, die Tatverdächtigen waren betrunken, und dann hast du keinen Test, um den Vorwurf zu beweisen. Damit kommst du bei Gericht nicht durch! Und jetzt finde ich, wir sollten nach Hause gehen und uns aufs Ohr legen. Was jetzt noch zu tun ist, können die Kollegen besser besorgen.«

Finnerty hielt seinen Kaffeebecher mit beiden Händen umklammert und spähte über den Rand hinweg. »Du meinst, wir sollen die beiden frei herumlaufen lassen?«

Jackson war aufgestanden. Er hob die Arme und streckte sich. »Ob der Junge und das Mädchen frei rumlaufen oder

nicht, ist nicht unsere Sache. Wir sollten uns nicht um Dinge kümmern, die uns nichts angehen.«

»Und was wird aus unserem Säufer? Sollen wir den in der Zelle verschimmeln lassen? Es ist doch offensichtlich, daß er mit den beiden Morden nichts zu tun hat.«

»Du machst einen logischen Fehler, mein Freund«, widersprach ihm Jackson. »Du gehst davon aus, daß es einen Zusammenhang zwischen den beiden Fällen gibt. Aber das ist keineswegs bewiesen.«

»Ähnlichkeiten wären reiner Zufall, meinst du? In beiden Fällen ist der Mörder von seinem Opfer ins Haus eingelassen worden. Beide Frauen sind erwürgt worden. In beiden Fällen wurde die Tat von einem Mädchen entdeckt, das zufällig auch noch in dem Haus wohnt, wo die Tat begangen wurde. Wenn du mich fragst, für meinen Geschmack sind das ein paar Zufälle zuviel.«

»Und was schlägst du vor, was wir machen sollen?« fragte Jackson. Sein Traum vom Bett war in weite Ferne gerückt.

»Zunächst einmal«, sagte Sergeant Finnerty, »sollten wir mit den Freunden unserer beiden Teenies sprechen, die mit ihnen in Jake's Place waren. Vielleicht ist denen etwas aufgefallen, was uns in den Ermittlungen weiterbringt.«

Carol Cochran fühlte sich zerschlagen, weil sie zu wenig Schlaf bekommen hatte. Aus übernächtigten Augen starrte sie die beiden Polizisten an, die auf ihrer Terrasse aufgetaucht waren, dann warf sie einen beziehungsvollen Blick auf ihre Armbanduhr. Es war kurz nach sieben, aber es kam ihr so vor, als wäre es erst vier oder fünf Uhr in der Frühe. Obwohl sie sehr erschöpft war, arbeitete ihr Verstand mit der gewohnten Klarheit. Sie wußte sofort, warum die beiden sich zu ihr bemüht hatten.

»Sie kommen wegen der Sache mit Valerie Benson, nicht wahr?« fragte sie.

Sergeant Finnerty nickte. »Ganz recht. Tut uns leid, daß wir Sie so früh stören. Wir möchten kurz mit Ihrer Tochter sprechen.«

Einen Augenblick lang glaubte Carol, sie hätte nicht richtig gehört. Was in aller Welt wollten die Polizisten von ihrer Tochter? Lisa hatte doch nichts zu tun mit dem, was sich in Valeries Haus ereignet hatte. »Ich verstehe nicht recht...« stammelte sie. Jim. Ich muß Jim rufen. Er weiß, was in einem solchen Fall zu tun ist.

Es war, als hätte er ihre Gedanken vernommen. Die Küchentür öffnete sich, Jim trat in den Hur. Als er die beiden Polizisten vor der Haustür stehen sah, ging er zu seiner Frau.

»Was ist passiert?« fragte er.

»Die Polizisten wollen mit Lisa sprechen...«

Jim Cochran trat auf die Terrasse hinaus. Er zog die Haustür hinter sich ins Schloß und begrüßte die Beamten mit einem Nicken. »Worum geht es?« fragte er knapp. Finnerty und Jackson erklärten ihm, warum sie gekommen waren.

Widerstrebend öffnete er ihnen die Tür. Er führte sie ins Wohnzimmer und bot ihnen einen Platz an. »Wenn Lisa mit Ihnen sprechen will, bitteschön«, sagte er. »Aber Sie wissen ja, daß sie nichts sagen muß, wenn sie nicht will.«

»Natürlich wissen wir das«, erwiderte Sergeant Finnerty. »Glauben Sie mir, Mr. Cochran, wir haben keinerlei Verdacht, daß Ihre Tochter mit dem Mord etwas zu tun hat. Wir sind nur gekommen, um ihre Zeugenaussage einzuholen. Wir wollen wissen, ob ihr bei dem Treffen mit ihren Freunden am gestrigen Abend etwas aufgefallen ist.«

»Ich kann nicht glauben, daß Kate Lewis und Bob Carey einen Menschen getötet haben«, sagte Jim. »Geschweige denn, daß sie zwei Morde auf dem Gewissen haben.«

»Ich kann Sie gut verstehen, Sir«, sagte Finnerty. »Aber ich möchte trotzdem mit Ihrer Tochter sprechen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Carol war in die Küche gegangen. »Was ist?« sagte sie, als Jim den gemütlich ausgestatteten Raum betrat. Jim warf einen Blick in die Runde. Nur seine Frau und seine ältere Tochter befanden sich in der Küche. Von Kim, der jüngeren Tochter, war nichts zu sehen. »Ich habe die Kleine auf ihr Zimmer geschickt«, erklärte Carol ihrem Mann. »Ich habe ihr gesagt, sie soll oben bleiben, bis wir sie rufen. Und jetzt sag mir bitte, was die Polizei von unserer Tochter will.«

»Du wirst es mir nicht glauben, aber die Polizei verdächtigt Kate und Bob des Mordes an Valerie. Sie wollen Lisa als Zeugin vernehmen. Sie wollen wissen, ob ihr an Kate und Bob gestern abend etwas aufgefallen ist.« Er zuckte die Achseln. »Ob die beiden irgendwie verändert wirkten.«

»Oh mein Gott«, hauchte Carol und ließ sich in einen Sessel sinken. Lisa war hinter ihre Mutter getreten. Der Schock war ihr in die Glieder gefahren.

»Die Polizei glaubt, Kate hat Mrs. Benson umgebracht?« fragte sie. »Das ist der größte Unsinn, den ich je gehört habe.«

»Du hast völlig recht«, sagte ihr Vater. »Ich halte das auch für ausgeschlossen, aber die Polizei ist anderer Ansicht. Du brauchst übrigens nicht mit ihnen zu reden, wenn du nicht willst.«

»Ich werde mit ihnen reden«, sagte Lisa mit fester Stimme. »Ich werde ihnen sagen, daß sie auf dem Holzweg sind.«

Sie verließ die Küche und betrat das Wohnzimmer, wo sie von den beiden Beamten erwartet wurde. Die Polizisten waren aufgestanden. Bevor einer der beiden etwas sagen konnte, brachte Lisa vor, was ihr auf dem Herzen lag.

»Kate und Bob sind unschuldig«, sagte sie. »Und wenn Sie mich fragen, ob sich die beiden gestern abend merkwürdig benommen haben: nein, das haben sie nicht! Sie waren wie immer. Kate war vielleicht ein bißchen schweigsamer als sonst.«

»Ich habe nicht gesagt, die beiden hätten den Mord be-

gangen, Lisa«, warf Sergeant Finnerty ein. »Aber es wäre ja denkbar, daß sie Kontakt zum Täter hatten.«

»Ausgeschlossen«, widersprach ihm Lisa. »Aber ich weiß, warum Sie das sagen. Weil es bei dem Mordfall in Marin ebenfalls ein junges Pärchen gab, daß zunächst seine Unschuld beteuert hat, und nachher hat sich herausgestellt, sie haben es getan. Stimmt's?«

Finnerty bejahte.

»Aber es gibt einen großen Unterschied zwischen meinen Freunden und den Tätern in dem Mordfall Marin. Die Kinder, die das getan haben, waren drogensüchtig. Bob und Kate nehmen keine Drogen, sie haben Mrs. Benson nicht ermordet.«

»Reg dich doch nicht so auf, Kleines«, sagte Jim Cochran, der gerade ins Wohnzimmer gekommen war. Er legte den Arm um seine Tochter. »Die Polizisten wollen dir doch nur ein paar Fragen stellen. Du brauchst die Fragen nicht zu beantworten. Aber ich möchte natürlich auch nicht, daß du die Ermittlungen behinderst.«

Lisa sah ihren Vater an. Ihr standen die Tränen in den Augen. »Aber, Daddy, das ist ja furchtbar. Wie kommt die Polizei darauf, daß Kate und Bob so etwas getan haben sollen?«

»Ich weiß es nicht«, räumte ihr Vater ein. »Aber die Polizei muß alle Möglichkeiten in Betracht ziehen. Möchtest du mit den Beamten sprechen oder nicht?«

Lisa nahm das Taschentuch, das Jim ihr gab, und tupfte sich die Tränen ab. Sie wandte sich zu den beiden Polizisten. »Ich werde aussagen«, flüsterte sie.

»Gut«, sagte Finnerty und zog sein Notizbuch heraus.

Und dann erzählte ihm Lisa, wie sie den gestrigen Abend verbracht hatte. Sie sei in die Pizzeria gegangen, wo sie ihre Freunde vorfand. Als Bob und Kate dazukamen, hätte sie sich zu den beiden gesetzt. Sie hätten ein paar Cola getrunken und über Belanglosigkeiten gesprochen. Schließlich sei Alex

Lonsdale dazugekommen. Wenig später hätte sie, Lisa, die Pizzeria mit ihren Freunden wieder verlassen.«

»Haben sich Kate oder Bob in irgendeiner Weise auffällig benommen? Waren die beiden nervös, oder machten sie den Eindruck, als ob sie Sorgen hätten?«

Lisa kniff die Augen zusammen. »Wenn Sie mich fragen, ob die beiden sich so benommen haben, als hätten sie gerade einen Mord begangen, dann ist die Antwort nein. Bevor sie das Lokal verließ, hat Kate sogar noch zu ihrem Freund gesagt, sie würde gern bei Mrs. Benson anrufen und ihr sagen, daß sie jetzt nach Hause kämen.« Die beiden Polizisten wechselten einen raschen Blick. Lisa, der die Geste nicht verborgen geblieben war, hakte sofort ein. »Und versuchen Sie nicht, ihr etwas anzuhängen, weil sie zu Hause anrufen wollte. Das hat Kate immer getan, das war nichts Besonderes. Wenn sie mit uns zusammen war und sah, daß es später werden würde, hat sie ihre Mutter angerufen. Sie hat uns auch erklärt, warum. Ihre Mutter, hat sie gesagt, hätte schon genug Sorgen mit dem Vater, der ständig betrunken war, und da wollte sie ihr nicht zusätzlich Kummer bereiten.«

Sergeant Finnerty steckte sein Notizbuch weg und stand auf. »Das war's für heute«, sagte er. Er sah Lisa in die Augen. »Es sei denn, du hättest mir noch was zu sagen.«

Lisa zögerte.

»Sag es den Polizisten, wenn du etwas auf dem Herzen hast«, drängte der Vater.

»Ich bin nicht sicher, daß es für die Sache überhaupt von Bedeutung ist«, sagte Lisa.

Sergeant Finnerty holte sein Notizbuch wieder hervor. »Sag's mir trotzdem.«

Lisa war immer noch im Zwiespalt. »Aber es hat nichts mit Kate und Bob zu tun.«

Es war Jackson, der ihr antwortete. »Mit wem denn sonst?«

»Mit... mit Alex Lonsdale«, sagte Lisa zögernd.

»Was ist mit Alex?« mischte sich ihr Vater ein. »Du kannst den Beamten alles sagen. Was ist dir an Alex aufgefallen?«

»Vielleicht ist es gar nicht wichtig«, sagte Lisa. »Aber seit dem Unfall benimmt er sich äußerst merkwürdig. Gestern abend hat er dann gesagt, er sei gesundheitlich über den Berg. Zunächst habe ich ihm das auch geglaubt. Ich meine, er hat sich gestern abend ziemlich normal aufgeführt. Er hat mitgelacht, wenn wir einen Witz gemacht haben. Er war fast so, wie er vor dem Unfall war.« Sie verstummte, aber Finnerty war entschlossen, der Spur zu folgen. Er bat sie, ihm klipp und klar zu sagen, was ihr an Alex aufgefallen sei.

»Ich weiß nicht recht«, entschuldigte sich Lisa. »Ich erinnere mich nur, daß Bob eine Bemerkung gemacht hat, die Alex ärgern sollte. Normalerweise wäre Alex bei einer solchen Gelegenheit rot geworden. Aber er zeigte keine Reaktion.«

»Und das ist alles?« fragte Sergeant Finnerty. »Daß er bei einem Scherz, der auf seine Kosten ging, keine Reaktion gezeigt hat?«

Lisa nickte. »Es geschah vor dem Unfall sehr oft, daß Alex errötete. Manche meiner Freunde haben daraus ein richtiges Spiel gemacht. Man brauchte Alex nur anzusehen, dann wurde er rot bis zu den Haarspitzen. Gestern abend war es ganz anders. Was immer wir sagten, er ist nicht rot geworden.«

»Ich verstehe«, sagte Finnerty. Er ließ sein Notizbuch und den Kugelschreiber in seiner Uniform verschwinden. Er verabschiedete sich und verließ zusammen mit seinem Kollegen das Haus. Auf dem Weg zum Wagen fragte er Jackson: »Was hältst du von der ganzen Sache?«

»Ich fürchte, wir stochern im falschen Ameisenhaufen herum«, gab Jackson zur Antwort. »Trotzdem ist es eine Spur. Wir könnten uns diesen Alex Lonsdale einmal vorknöpfen.«

»Yeah«, sagte Finnerty. »Teenager sind merkwürdige Wesen«, bemerkte er kopfschüttelnd. »Das Mädchen hat den ganzen Abend in Gesellschaft eines Freundes verbracht, und

das einzige, was ihr auffällt, ist: Er ist nicht errötet. Eine Beobachtung von geradezu weltbewegender Bedeutung.«

Jackson ging nicht ein auf seinen Spott. »Vielleicht ist es wichtig«, sagte er. »Vielleicht ist es sehr wichtig.«

Einundzwanzigstes Kapitel

Marsh Lonsdale war dabei, als die beiden Beamten die Zeugenaussage seines Sohnes aufnahmen. Das Gespräch fand im Wohnzimmer der Familie Lonsdale statt. Sie saßen im Halbkreis um den Kamin. Ellen hatte in einiger Entfernung von der Gruppe auf einem Stuhl Platz genommen, als könnte sie durch diese Geste die unangenehmen Ereignisse von sich fernhalten.

»Alles!« Mit diesem Wort hatte Sergeant Finnerty die Befragung seines Zeugen vor einer Stunde begonnen. »Wir möchten, daß du uns alles sagst, was du gestern abend erlebt hast. Alles, woran du dich erinnern kannst.«

Alex' Schilderung nahm eine volle Stunde in Anspruch. Er sprach mit monotoner Stimme. Er sagte den Beamten, was er am Abend zuvor unternommen hatte, von dem Augenblick an, als er das Haus verließ, um zu Jake's Place zu fahren, bis zu seiner Rückkehr. Marsh, der Vater, hatte den Eindruck, der Wiedergabe einer Tonbandaufnahme zuzuhören. Alex zitierte wortwörtlich jeden Satz, den seine Freunde gesagt hatten. Zwanzig Minuten lang machten sich die Beamten Notizen, dann legten sie ihre Aufzeichnungen auf den Tisch und beschränkten sich aufs Zuhören. Es war einfach nicht möglich, die Fülle der Informationen in so kurzer Zeit zu Papier zu bringen. Nachdem Alex geendet hatte, herrschte einige Minuten lang Schweigen. Sergeant Finnerty stand auf. Er lehnte sich mit dem Rücken an den Kaminsims und maß Alex mit einem neugierigen Blick.

»Du kannst dich wirklich an soviel Einzelheiten erinnern?« fragte er.

Alex nickte.

»Kaum zu glauben, daß du dich an jedes Wort erinnerst, das gestern abend im Kreise deiner Freunde gefallen ist«, bemerkte Finnerty. Es hörte sich an, als spräche er mit sich selbst.

»Der Junge hat ein bemerkenswertes Gedächtnis«, warf Marsh ein. Es war das erste Mal seit Beginn der Vernehmung, daß er das Wort ergriff. »Es scheint sich um eine Folge der Gehirnoperation zu handeln, die nach dem Unfall durchgeführt worden ist. Wenn er Ihnen sagt, daß er diese Erinnerungen hat, dann können Sie ihm glauben.«

»Ich habe keinen Zweifel daran, daß er die Wahrheit sagt«, entgegnete ihm Finnerty. »Ich bin nur erstaunt über die Genauigkeit, mit der sein Gedächtnis funktioniert.« Er wandte sich zu Alex. »Du hast uns jetzt erzählt, was in Jake's Place vorgefallen ist. Du hast uns auch berichtet, was jeder einzelne deiner Freunde gesagt hat. Was wir jetzt von dir wissen wollen, bezieht sich nur auf Kate Lewis und Bob Carey. Haben die beiden sich normal benommen?«

Alex sah ihn an, ohne mit der Wimper zu zucken. »Ich weiß leider nicht, was Sie unter normal verstehen. Wahrscheinlich möchten Sie von mir erfahren, welche Gefühlsäußerungen Kate und Bob gezeigt haben. Aber das kann ich schlecht beurteilen, weil ich selbst keine Gefühle mehr habe. Vor dem Unfall war es anders, da hatte ich die gleichen Gefühle wie andere Menschen.«

»Trotzdem wäre dir vielleicht aufgefallen, wenn sie sich in irgendeiner Weise ungewöhnlich benommen haben. Nun?«

Alex produzierte ein verlegenes Lächeln. »Falls das von Bedeutung ist: Bob hat versucht, mich auf den Arm zu nehmen.«

»Ich weiß«, sagte Sergeant Jackson. »Deine Freundin hat es uns erzählt. Sie hat uns auch gesagt, daß du bei dieser

Gelegenheit nicht errötet bist.«

»Ich glaube nicht, daß ich überhaupt noch erröten kann. Vielleicht kann ich mir das aber noch aneignen.«

»Du willst dir eine solche Gefühlsäußerung aneignen?« wunderte sich Jackson. Und dann stellte er eine Frage, von der er sicher war, daß sie Alex in Verlegenheit bringen würde. »Vorhin hast du gelächelt. Wie erklärt sich das, wo du doch keine Gefühle hast?«

Alex warf seinem Vater einen fragenden Blick zu. Marsh nickte. Erst jetzt gab der Junge dem Beamten die erbetene Antwort. »Ich habe nach dem Unfall erst wieder lernen müssen, wie man lächelt. Ich habe es vor dem Spiegel geübt. Ich bin nicht wie die anderen Menschen. Aber ich versuche, mich so zu benehmen, wie ich es bei den anderen sehe. Ich schätze, es ist normal, daß ich gelächelt habe, bevor ich Ihnen sagte, daß Bob mich aufziehen wollte.«

»Okay«, sagte Sergeant Finnerty, dem bei Alex' Erklärung ein Schauer über den Rücken gelaufen war. »Gibt es sonst noch Dinge, an die du dich erinnerst?«

Alex verneinte. Wenige Minuten später verließen die beiden Beamten das Haus.

»Alex?« fragte Marsh. »Gibt es Dinge, die du den Beamten verschwiegen hast?«

Sein Sohn schüttelte den Kopf. Er hatte alle Fragen der Polizei wahrheitsgemäß beantwortet. Er hatte ihnen alles gesagt, woran er sich erinnerte. Allerdings hatten sie ihn nicht gefragt, wer Valerie Benson getötet hatte. Hätten ihm die Beamten diese Frage gestellt, so hätte er mit den Tatsachen nicht zurückgehalten. Zwar hätte er ihnen nicht sagen können, warum Mrs. Benson sterben mußte, das wußte er nicht. Er hatte auch keine Ahnung, warum Mrs. Lewis hatte sterben müssen. Von diesen Einschränkungen abgesehen, war das Bild, das seine Erinnerung ihm zeigte, klar und deutlich. Alle Steine des Puzzle waren zusammengefügt. Alex hatte begonnen, die Wir-

kungsweise seines Gehirns zu verstehen. Schon bald würde er in der Lage sein, auch die verborgenen Motive zu begreifen, die den Ereignissen zugrunde lagen.

Er würde verstehen, was geschehen war, und er würde wissen, wer er war.

»Das ist ja eine Überraschung«, sagte Arlette Pringle. Sie begrüßte Alex, der soeben die Bibliothek betreten hatte, mit einem Lächeln. »Wenn das so weitergeht, wirst du noch zu meinem besten Kunden.«

»Ich bin auf der Suche nach weiteren Informationen, Miß Pringle«, erwiderte Alex. »Ich möchte genau wissen, wie es früher in La Paloma zuging.«

»Über La Paloma habe ich nicht viel«, sagte sie nachdenklich. »Eigentlich nur das Buch, das du dir vor ein paar Tagen angesehen hast.« Bedauerndes Schulterzucken. »Ich glaube, in diesem Ort ist nie etwas passiert, was einen Schriftsteller oder einen Stadtschreiber interessiert hätte.«

»Irgendein Buch wird doch noch da sein«, drängte Alex. »Ein Buch über die Zeit, als die Bevölkerung von La Paloma hauptsächlich aus Mexikanern bestand.«

»Mexikaner«, echote Arlette. Wie immer, wenn sie vor einem Problem stand, formte sie ihre Lippen zu einem Schmollmund. »Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz, wonach du eigentlich suchst. Es gibt ein paar Bücher über die Arbeit der Franziskanermönche, aber nichts, was sich speziell auf unsere Missionsstation bezieht. La Paloma war im Vergleich zu den anderen Niederlassungen der spanischen Mönche nicht so wichtig, weißt du.«

»Vielleicht gibt es Bücher über die Ereignisse, als die Amerikaner den Ort übernahmen.«

»Nicht daß ich wüßte. Es wird natürlich viel erzählt über die alten Zeiten, aber ich glaube nicht, daß diese Dinge in irgendeinem Buch niedergeschrieben sind.«

»Und was ist das, was sich die Leute von den alten Zeiten erzählen?«

»Zum Beispiel die Geschichte von Don Roberto de Melendez y Ruiz, der damals Besitzer der Hazienda war.« Sie senkte ihre Stimme zu einem Flüstern. »Es heißt, bei der Übernahme des Anwesens durch die Amerikaner hat es ein Massaker gegeben.«

Alex spürte, wie der Wind des Erinnerns seine Schläfen liebte. »Ein Massaker auf der Hazienda?«

»Das sagen jedenfalls die Chicanos. Aber man muß dabei berücksichtigen, daß solche Legenden über zig Generationen weitergegeben werden. Ich für meine Person möchte bezweifeln, daß etwas Wahres daran ist. Aber wenn du wirklich mehr Einzelheiten in Erfahrung bringen willst, warum unterhältst du dich nicht einmal mit Mrs. Torres?«

»Mit Maria Torres?« fragte Alex. Seine Stimme klang hohl. Zum erstenmal seit der Operation spürte er so etwas wie Angst. Alles paßte zusammen, paßte zu der Erklärung, die er nach langem Grübeln gefunden hatte.

»Ganz recht, mit Maria Torres. Sie wohnt in dem kleinen Haus hinter der Missionsstation. Du kannst ihr sagen, ich hätte dich zu ihr geschickt. Allerdings muß ich dich warnen. Wenn sie erst einmal zu reden beginnt, hört sie nicht mehr auf.« Sie schrieb die Adresse auf und reichte Alex den Zettel. »Und glaub nicht jedes Wort, was sie sagt. Denk daran, sie ist schon sehr alt. Eine verbitterte Frau... Ich kann's ihr nicht verdenken, sie hat ein schweres Leben hinter sich. Wie auch immer, du darfst ihre Stories nicht wörtlich nehmen. Ich fürchte, daß bei solchen Legenden jeder Erzähler etwas hinzufügt.« Alex verließ die Bibliothek. Während er die Straße entlangging, betrachtete er den Zettel mit der Anschrift. Er hatte erst wenige Schritte zurückgelegt, als er das Papier zerknüllte und in eine Mülltonne fallen ließ.

Das kleine, schäbige Holzhaus war nur zwei Straßenzüge

entfernt.

Mein Zuhause.

Er wußte, er war heimgekehrt. Er öffnete das Gartentor und klopfte an die Tür. Schweigen. Er klopfte noch einmal. Die Tür öffnete sich einen Spalt breit.

»Mama?« stotterte Alex.

Maria musterte ihn aus ihren alten Augen, dann schüttelte sie den Kopf. »Nein«, sagte sie mit sanfter Stimme. »Du bist nicht mein Sohn. Was willst du?«

»Miß Pringle hat mich geschickt«, brachte er hervor. »Sie meint, Sie können mir vielleicht sagen, was sich vor vielen Jahren in La Paloma ereignet hat.«

»Du willst das wirklich wissen?« fragte sie. Ihre Augen waren zu schmalen Schlitzern geworden. »Aber du weißt doch schon alles. Du bist Alejandro.«

Etwas wie Schwindel befiel Alex, das Gefühl, daß der Schmerz, den er in seinen Schläfen spürte, mit jedem Wort der alten Frau größer wurde. Bald würde er wieder die Stimmen hören, die in San Francisco zu ihm gesprochen hatten. »Ich möchte wissen, was auf der Hazienda passiert ist«, sagte er zögernd.

Maria Torres betrachtete ihn schweigend. Nach einer Weile nickte sie zustimmend. »Du bist Alejandro«, wiederholte sie. »Du hast einen Anspruch darauf, alles zu erfahren.« Sie ließ ihn ins Haus eintreten und führte ihn in das winzige Wohnzimmer, dessen Einrichtung aus einem altersschwachen Sofa, einem Lehnstuhl, einem Tisch mit Kunststoffplatte und vier wackeligen Stühlen bestand.

Alles war so, wie es früher gewesen war.

Die Vorhänge waren zugezogen. In einer Ecke des Raumes stand ein Fernseher, dessen Mattscheibe ein geisterhaftes Licht verströmte. Der Ton war eingeschaltet, aber so undeutlich, daß Alex nichts verstehen konnte.

»Ich habe den Fernseher, damit ich nicht so allein bin«, sagte

die alte Frau. Sie ließ sich in den Lehnstuhl sinken, Alex nahm auf der Sofakante Platz. »Was willst du wissen?«

»Ich will«, sagte Alex mit ruhiger Stimme, »daß Sie mir von den Dieben und Mördern erzählen.«

Obwohl es dunkel war, konnte er das gefährliche Funkeln ihrer Augen erkennen. »*Por que?*« fragte sie. »Warum?« .

»Weil ich mich an einige Dinge, die damals geschehen sind, erinnere. Jetzt bin ich neugierig, die ganze Wahrheit zu erfahren.«

»Woran erinnerst du dich?«

»An Fernando«, sagte Alex. »An Tio Fernando. Er liegt in San Francisco begraben, auf dem Friedhof der Missionsstation.«

Marias Augen weiteten sich. »*Tu tio*«, flüsterte sie. »*Si, es verdad...*«

»Es ist wahr?« fragte Alex.

Ihm schien, als hätten die Augen der Alten zu leuchten begonnen. »*Hablas espanol?*«

»Ich weiß nicht, ob ich Spanisch sprechen kann«, sagte Alex. »Aber ich habe verstanden, was Sie eben gesagt haben.«

Sie musterte ihn aus müden Augen. Das Haar stimmt, dachte sie. Auch die Augen. Der Junge hatte dunkles Haar und blaue Augen, genau wie Don Roberto. »*Si*«, murmelte sie. »*Es verdad. Don Alejandro ha regresado...* Es ist wahr. Don Alejandro ist zurückgekehrt...«

»Sagen Sie mir, was geschehen ist«, bat Alex. »Ich will alles wissen. Bitte!«

»Die Amerikaner haben uns beraubt«, begann Maria. »Sie haben unser Land genommen und unsere Vorfahren umgebracht. Zuerst haben sie die Frauen der Aufseher ermordet, die allein in ihren Häusern waren. Dann sind sie zur Hazienda geritten. Sie haben Don Roberto aufgehängt.«

»Die Eiche«, sagte Alex. »Sie haben ihn an der alten Eiche aufgeknüpft.«

»Si«, sagte Maria. »Und dann sind sie zur Hazienda zurückgekehrt und haben Don Robertos Familie getötet. Sie haben Dona Maria getötet und Isabella und Estellita. Sie hätten auch den kleinen Alejandro getötet, wenn sie ihn erwischt hätten.«

»Alejandro?« fragte Alex.

»El hijo«, sagte Maria Torres leise. »Der Sohn und Stammhalter von Don Roberto de Melendez y Ruiz. Dona Maria hatte ihnen gesagt, sie hätte ihn nach Sonora geschickt, und die Amerikaner haben ihr geglaubt. Aber Alejandro war nicht in Sonora. Er ist in La Paloma geblieben. Er hat sich in der Missionsstation verborgen. Sein Onkel, der Priester war, hat ihn bei sich aufgenommen. Später sind die beiden nach San Francisco geflohen. Und als Padre Fernando starb, ist Alejandro nach La Paloma zurückgekehrt.«

»Warum?« fragte Alex. »Warum ist er zurückgekommen?«

Einige Herzschläge lang starrte Maria den Jungen an. Ihre Antwort kam leise, trotzdem schienen die Worte den ganzen Raum zu füllen. » *Venganza*«, sagte sie. »Er kam zurück, um an den Dieben und Mördern Rache zu nehmen. Als er auf dem Totenbett lag, sagte er, er würde La Paloma nie verlassen. Von seinem Grabe aus würde er an den Amerikanern Rache nehmen. *Venganza*...«

Alex war aus dem kleinen Haus in die gleißende Septembersonne getreten. Ziellos wanderte er durch die Straßen von La Paloma. Er dachte über die Dinge nach, die Maria Torres ihm erzählt hatte. Er hatte ihr eine Frage gestellt. Sie hatte ihm die Antwort gegeben. Eine unmögliche Antwort. Und doch spürte Alex, daß die Bruchstücke seiner Erinnerung sich mit dem, was er von der alten Frau erfahren hatte, zu einem logischen Bild zusammenfügen ließen. Er stand vor einer Tür, und jenseits der Tür war die Wahrheit. Er wußte, was er zu tun hatte, wenn sich die Tür öffnen würde.

Das Telefon auf dem Schreibtisch hatte zu läuten begonnen. Ein paar Sekunden lang dachte Marsh daran, das Gespräch nicht anzunehmen. Dann aber merkte er, daß der Teilnehmer, wer immer es war, seinen Privatanschluß angewählt hatte. Nur wenige Freunde und Bekannte hatten diese Nummer. Wenn sie anriefen, dann eigentlich nur, wenn es sich um einen Notfall handelte.

Er nahm ab. »Ich hoffe, Sie werden mich nicht zwingen, die Einlieferung Ihres Sohnes in meine Klinik per Gerichtsbeschluß zu erwirken«, ließ sich Raymond Torres' kalte Stimme vernehmen.

»Woher haben Sie meine private Telefonnummer?«

»Ich habe Ihre private Telefonnummer, seit ich die Behandlung Ihres Sohnes übernommen habe, Dr. Lonsdale. Aber das ist jetzt nicht wichtig. Viel wichtiger ist, daß Ihre Frau versprochen hatte, Alex zu mir in die Klinik zu bringen. Und zwar heute!«

»Das wird nicht möglich sein«, antwortete Marsh. »Ich habe mit meiner Frau über die ganze Sache gesprochen. Es ist meine Überzeugung, daß Sie nichts Gutes mehr für Alex tun können. Er wird nie mehr in Ihre Klinik zurückkehren.«

Dr. Torres ließ sich Zeit mit der Antwort. Dann: »Ob er kommt oder nicht, ist eine Entscheidung, die nicht Ihnen zusteht, sondern mir.«

»Mein Entschluß steht fest«, erwiderte Marsh. »Und ich würde Ihnen von jedem Versuch abraten, den Jungen auf eigene Faust zu holen. Falls Sie es vergessen haben, Dr. Torres, ich bin Alex' Vater. Obwohl ich eine Vollmacht für Sie unterzeichnet habe, habe ich immer noch Rechte.«

»Ich verstehe«, sagte Dr. Torres. »Und ich schlage Ihnen einen Kompromiß vor. Bringen Sie Alex heute nachmittag zu mir. Ich werde Ihnen dann die Therapie erklären, die ich bisher bei ihm angewendet habe. Ich werde Ihnen auch erklären, warum es notwendig ist, daß Ihr Sohn in der Klinik bleibt.«

»Kommt nicht in Frage. Erst will ich von Ihnen alle Einzelheiten über die Therapie wissen, danach sprechen wir darüber, ob der Junge noch einmal zu Ihnen kommt.«

Dr. Torres war müde. Der fehlende Schlaf forderte seinen Tribut. Es war ein Fehler, daß ich Alex gestern nicht hierbehalten habe, dachte er. Er mußte den Jungen zurückbekommen, koste es, was es wolle. »Einverstanden«, sagte er. »Wann kommen Sie?«

Marsh warf einen Blick auf seinen Terminkalender. »In ein paar Stunden.«

»Also gut. Sobald Sie die Therapie kennen, werden Sie mir recht geben, daß Alex wieder in die Klinik gehört.« Es klickte in der Leitung, Dr. Torres hatte aufgelegt.

Alex blieb am Gartentor stehen. Nachdem er eine Weile die mit wildem Wein bewachsene Mauer betrachtet hatte, überquerte er den Patio, dann betrat er das Haus. Es war menschenleer, ganz wie er gehofft hatte. Er ging in die Garage und begann, die Kisten zu durchsuchen, die dort an der Wand standen. Jede Kiste trug eine gut lesbare Aufschrift, und deshalb brauchte Alex nicht lange, bis er gefunden hatte, wonach er suchte.

Die Heckenschere lag an der Stelle, wo er sie vermutet hatte. Er nahm sie aus der Kiste, verließ die Garage und ging zur Mauer. Er durchtrennte die Reben mit raschen Schnitten. Eine geflieste Fläche, mit Staub bedeckt, kam zum Vorschein.

Die Mauer sah genauso aus, wie er sie sich vorgestellt hatte, als er aus der Klinik entlassen wurde.

Er ging in die Garage zurück und öffnete die zweite Kiste. Er entnahm ihr das Gewehr seines Vaters und fünf Patronen. Mit der Waffe in der Hand verließ er die Garage und begann den mühsamen Anstieg zur Hazienda...

Für Ellen war es ein unangenehmer Vormittag gewesen. Als sie

auf dem Heimweg den Hacienda Drive entlang fuhr, dachte sie mit Grauen an die Tage, die ihr bevorstanden.

Früh am Morgen hatte sie Carol Cochran besucht. Beide hatten geweint. Und dann hatten sie über all die Dinge gesprochen, die für Valerie Bensons Begräbnis geklärt und erledigt werden mußten. Über allem hing die Frage, wer Valerie getötet hatte.

Carol hatte an diesem Morgen etwas Merkwürdiges gesagt. »Ist dein Sohn wirklich auf dem Wege der Besserung? Lisa hat mir berichtet, er sagt so merkwürdige Dinge.«

Ellen wich der Frage aus. »Ich kann verstehen, daß Lisa sich wegen Alex Sorgen macht. Ich glaube, sie hat sogar etwas Angst vor ihm.«

Die Beziehungen zwischen den beiden Familien, das spürte Ellen ganz deutlich, waren schlecht. Sie würden noch kühler werden, wenn Valerie erst einmal beerdigt war.

Sie war vor ihrem Haus angekommen und wollte in die Einfahrt einbiegen, als sie mit ganzer Kraft auf die Bremse trat. Der Weg vor ihr war mit abgeschnittenen Reben bedeckt. Die Mauer, die zwei Stunden zuvor noch mit wildem Wein bewachsen gewesen war, hatte sich in eine kahle, staubige Fläche verwandelt.

»Das ist ja unglaublich«, flüsterte Ellen. Sie lenkte den Wagen in die Einfahrt und hielt an. Ein paar Sekunden blieb sie benommen hinter dem Steuer sitzen, dann stieg sie aus und ging ein paar Schritte zurück, um sich den Schaden, den irgendein Unbekannter angerichtet hatte, aus der Nähe anzusehen.

Warum? Warum hatte der Unbekannte die Reben abgeschnitten? Und wer? Es würde Jahre dauern, bis das wunderschöne Grün wieder die Mauer bedeckte. Sie betrachtete die ins Mauerwerk eingelassenen Fliesen, als sie eine Stimme hinter sich hörte. Erschrocken fuhr sie herum. Es war Sheila, die Nachbarin. Sheila Rosenberg.

»Sheila«, sagte Ellen. »Sieh dir das einmal an!«

Sheila lächelte. »So ist das, wenn man jungen Leuten irgendeine Arbeit anvertraut«, sagte sie.

Ellen verstand jetzt gar nichts mehr. »Junge Leute? Arbeit? Wovon sprichst du?«

»Ich meine, daß sie die Arbeit nie zu Ende machen.« Sie seufzte. »Aber du mußt selbst wissen, wie dir dein Garten am besten gefällt. Was mich angeht, ich werde das Grün an der Mauer sehr vermissen, besonders im Sommer.«

»Würdest du mir einmal sagen, was hier los ist?« sagte Ellen zornig.

Das Lächeln verschwand aus Sheilas Gesicht. »Es war Alex«, sagte sie. »Hast du ihm denn nicht gesagt, er soll die Reben stutzen?«

In Ellens Kopf jagten sich die Gedanken. Alex? Warum in aller Welt sollte Alex so etwas getan haben? Ihr Blick irrte zur Mauer und blieb auf den Fliesen haften. »Sheila«, sagte sie, »wußtest du, daß Fliesen in das Mauerwerk eingelassen waren?«

Die Nachbarin schüttelte den Kopf. »Woher denn? Die Reben wuchsen so dicht, daß man die Mauer selbst nie sehen konnte.« Sie trat näher, um den Schaden zu prüfen. »Es ist vielleicht nicht so geworden, wie du es dir vorgestellt hast«, sagte sie. »Aber vielleicht hast du recht. Der Wuchs war zu üppig. Wenn du statt dessen ein paar kleine Kletterpflanzen einsetzt und ein Spalier anbringst, könnte es sogar hübscher aussehen als vorher.«

»Sheila, ich habe Alex keinen Auftrag gegeben, die Reben zu stutzen! Bist du sicher, daß er es war?«

»Absolut sicher. Glaubst du, ich hätte ruhig zugesehen, wie ein Fremder deine Reben abschneidet?«

Ellen ließ ihren Blick zum Haus schweifen. Aus irgendeinem Grunde war sie sicher, daß Alex fortgegangen war. »Danke, Sheila«, sagte sie zerstreut. Sie überquerte den Patio und betrat

das Haus. »Alex? Alex, bist du da?«

Stille umfing sie. Plötzlich begann das Telefon zu läuten. Ellen riß den Hörer von der Gabel. »Alex«, rief sie in die Muschel. »Alex, warum hast du das getan?«

Ein paar Sekunden Schweigen. Dann war Marsh' Stimme zu vernehmen. »Ellen, was ist denn jetzt schon wieder passiert?«

Wie ein Lehrer, der seine Schüler zur Ordnung ruft, dachte Ellen. Meine besten Freundinnen sind ermordet worden, mein Sohn ist, wie es scheint, unheilbar krank, und mein Mann tut so, als ob mir das alles auch noch Spaß macht! In diesem Augenblick wurde ihr klar, daß sie Marsh haßte. Als sie antwortete, geschah es mit eisiger Ruhe. »Nichts Besonderes«, sagte sie. »Nur daß sich die Wand in unserem Patio merkwürdig verändert hat. Alex hat die Reben abgeschnitten.«

Eine längere Pause. Dann: »Alex müßte um diese Zeit doch in der Schule sein.«

»Ich weiß, daß Alex um diese Zeit in der Schule sein müßte«, erwiderte Ellen. »Aber aus irgendeinem Grunde hat es ihm dort nicht gefallen. Oder aber er ist heute überhaupt nicht in die Schule gegangen. Jedenfalls ist er nach Hause gekommen und hat alle Reben abgeschnitten. Und jetzt ist er weg. Frag mich nicht, wohin er gegangen ist, ich weiß es nicht.«

Er spürte, daß sie am Rande eines Nervenzusammenbruchs war. »Beruhige dich bitte«, sagte er. »Ich komme jetzt nach Hause und hole dich ab. Wir fahren nach Palo Alto.«

»Nach Palo Alto? Warum?«

»Dr. Torres hat mich angerufen«, antwortete Marsh. »Er ist bereit, uns die Einzelheiten der Therapie mitzuteilen. Er will uns endlich sagen, was mit Alex los ist.«

Ellen dachte nach. »Wir können doch nicht nach Palo Alto fahren, ohne zu wissen, wo Alex steckt.«

»Wir können ihn suchen, wenn wir zurückkommen«, sagte Marsh. »Wahrscheinlich ist er dann sowieso schon zu Hause.«

»Und wenn nicht?«

»Ich sagte schon, dann werden wir ihn suchen.«

Jetzt, dachte Ellen. Wir müssen ihn jetzt suchen. Aber es gelang ihr nicht, die Worte über die Lippen zu bringen. Auf einmal fühlte sie sich todmüde.

Sie ließ sich auf das Sofa sinken. Während sie auf Marsh wartete, dachte sie an Raymond Torres. Raymond... Vielleicht würde es ihm gelingen, Marsh davon zu überzeugen, daß Alex am besten in der Klinik aufgehoben war. Nur Raymond konnte ihrem Sohn jetzt noch helfen.

Alex stand auf dem Hügel, der den Blick auf die Hazienda freigab. Die Entfernung zu seinem Elternhaus betrug knappe tausend Meter.

Er wußte nicht, worauf er wartete. Was auch immer kam, er war bereit.

Er hatte das Gewehr geladen und wiegte es in den Armen wie ein Kind.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Cynthia Evans warf einen nervösen Blick auf ihre Armbanduhr. Es war spät, sie würde sich beeilen müssen. Und Cynthia haßte es, sich zu beeilen. Aber diesmal ging es nicht anders. Sie würde den Einkauf im Supermarkt so schnell wie möglich hinter sich bringen und von dort zur Schule fahren, wo sie ihre Tochter Carolyn abholen mußte. Wenn sie Glück hatte, konnte sie um halb vier wieder zu Hause sein. Was wichtig war, weil sie um diese Zeit den Gärtner bestellt hatte. Sie warf die Haustür ins Schloß und ging zu ihrem BMW. Als sie einsteigen wollte, traf ein Lichtreflex ihre Augen. Sie sah in die Richtung, aus der er gekommen war. Ihr Blick wanderte über die Mauern der Hazienda und streifte über die Hügel.

Der Junge.

Er saß immer noch an der gleichen Stelle. Kurz nach Mittag war er gekommen und hatte sich auf den Boden diesseits der Kuppe gekauert.

Sie wußte, wer das war. Alex Lonsdale. Gleich nachdem sie ihn bemerkt hatte, war ihr klar gewesen, daß es Alex sein mußte. Sie hatte den Feldstecher ihres Mannes aus dem Haus geholt, um sich zu vergewissern. Wäre es ein Fremder gewesen, Cynthia Evans hätte sofort die Polizei gerufen. Nach dem, was gestern abend mit Valerie Benson passiert war, mußte man vorsichtig sein. Aber wegen Alex die Polizei rufen? Seine Mutter hatte schon genügend Sorgen. Sie, Cynthia, würde dem nicht noch eine Anzeige hinzufügen. Zumal es keinen Grund gab, warum Alex nicht ein paar Stunden auf dem Hügel oberhalb der Hazienda sitzen sollte. Wenn er sich so gern dort oben aufhielt, hatte er wohl Gründe dafür.

Trotzdem war es ihr unangenehm, daß der Junge dort saß und das Haus beobachtete. Mein Mann hätte nicht nur die Hazienda, sondern auch das umgebende Land kaufen sollen, dachte sie. Es war einfach nicht gut, daß man das Haus vom Hügel her einsehen konnte. Cynthia ärgerte sich, ihre Privatsphäre war verletzt. Und das, obwohl ihr Mann soviel Geld bezahlt hatte, damit sie endlich ungestört wohnen konnten. Cynthia war versucht, doch noch die Polizei zu rufen. Ob Ellen sich darüber ärgerte, wenn man ihren Jungen vom Hügel holte, war nicht so wichtig. Aber es war schon so spät. Wenn sie den Anruf machte, würde für den Einkauf nicht genügend Zeit bleiben.

Sie startete den Wagen, legte den Gang ein, preschte zur Ausfahrt des Anwesens und bog in den Hacienda Drive ein. Sie war so in Eile, daß sie sich nicht einmal vergewisserte, ob die automatischen Tore sich geschlossen hatten.

Alex sah dem BMW nach, bis er zu einem winzigen Punkt geworden war. Er wußte jetzt, daß sich niemand mehr im Haus

befand. Er stand auf und kletterte den Hügel hinunter, das Gewehr in der linken Hand. Fünf Minuten später stand er vor dem Eingang der Hazienda.

Die Tore hatten sich verändert. Die Tore hätten aus Holz sein müssen. Er konnte sich sehr genau erinnern, daß die Flügel aus schweren Eichenbohlen gezimmert waren.

Auch der Innenhof war anders, als er ihn kannte. Der Swimmingpool war neu. Auch die Hofpflasterung war neu. Früher hatte der Untergrund aus gestampftem Lehm bestanden. Während sich seine Erinnerungen mehr und mehr aus dem Nebel der Vergangenheit herauschälten, durchschritt er das Tor und ging auf das Haus zu.

Er hatte die Schwelle überquert und warf einen Blick in die Runde. Gut, dachte er. Gut. Die Räume waren so, wie sie immer gewesen waren. Alles sah vertraut aus, heimelig. Er inspizierte die Zimmer und gelangte in den Raum, der damals ihm gehört hatte. Damals war er glücklich gewesen. Das Haus war vom Lachen seiner Schwestern erfüllt gewesen. Sein Vater, den er achtete, und seine Mutter, die er liebte, waren dagewesen. Es hatte Dienstboten gegeben. Und alles war gut gewesen auf der Hazienda.

Bis die Gringos kamen.

Los ladrones. Los ladrones y los asesinos.

Der Schmerz, den er immer spürte, wenn die Erinnerungen ihn überkamen, schnitt in sein Gehirn wie ein Messer. Er verließ sein Zimmer und kehrte ins Erdgeschoß des Hauses zurück.

Die Küche war anders, ganz anders. Wie verhext. Zwar gab es noch die große Feuerstelle, aber der Kessel, der an einer schweren Kette gehangen hatte, war verschwunden. Es gab eine Menge neuer Geräte, die damals noch nicht erfunden gewesen waren. Er verließ die Küche und ging ins Foyer zurück.

Als sein Blick auf die Tür fiel, war er so erstaunt, daß es ihm

den Atem verschlug.

Es gab eine neue Tür! Er ging darauf zu und öffnete sie.

Eine Treppe, die in den Keller führte.

Das Haus hatte keinen Keller gehabt.

Er preßte das Gewehr an sich und ging die Stufen hinunter.

Ein Flur, ein großer Raum. Ein Spiegel. Vor dem Spiegel ein Regal mit Spirituosen und Gläsern.

Dinge, die den Dieben gehören mußten.

Alex hob das Gewehr und schoß auf den Spiegel.

Der Spiegel explodierte, die Haschen und Gläser zerbarsten.

Alex wandte sich ab und erklimmte die Treppe. Er würde sich im Hof verbergen und den Mördern auflauern, an der Stelle, wo sie seine Mutter und seine beiden Schwestern erschossen hatten.

Die Stunde der Rache war gekommen...

»Mein kleiner Goldschatz, woher soll ich denn wissen, was Alex da oben zu suchen hatte? Er hat auf dem Hügel gesessen und auf unser Haus hinabgesehen, das ist alles.«

»Du hättest die Polizei rufen sollen«, sagte Carolyn. »Bei Alex muß man vorsichtig sein, er ist verrückt.«

Cynthia warf ihrer Tochter einen tadelnden Blick zu. »Du bist herzlos, weißt du das?«

»Aber es ist doch wahr«, widersprach Carolyn. »Mama, ich sage dir, der Junge wird von Tag zu Tag merkwürdiger. Lisa hat er gesagt, er glaubt nicht, daß Mrs. Lewis von ihrem eigenen Mann umgebracht worden ist. Er hat ihr auch gesagt, daß noch mehr Menschen dran glauben müßten. Und gleich darauf wurde Mrs. Benson tot aufgefunden.«

Cynthia betätigte den Blinker und bog in den Hacienda Drive ein. »Wenn du damit sagen willst, daß Alex der Mörder der beiden Frauen ist, dann verschone mich bitte mit solchen Weisheiten. Ellen Lonsdale ist eine meiner besten Freundinnen, und ich lasse nicht zu, daß du...«

»Und wenn sie die Königin von England ist, ihr Sohn hat eine Schraube locker!«

»Das reicht jetzt, Carolyn!«

»Sei doch nicht so empfindlich, Mama. Ich will damit nur sagen...«

Cynthia schnitt ihrer Tochter das Wort ab. »Ich verbiete dir, so über andere Leute zu reden. Ich will jetzt nichts mehr davon hören.« Aber dann fiel Cynthia ein, daß sie selbst ein sehr unangenehmes Gefühl gehabt hatte, als sie Alex auf dem Hügel sitzen sah. Sie lenkte ein. »Ich mache dir einen Vorschlag. Du versprichst mir, daß du nicht mehr so abfällig über einen Schulkameraden sprichst, und ich verspreche dir, daß ich die Polizei anrufe, sobald wir zu Hause sind. Einverstanden?«

Carolyn nickte. Schweigend fuhren sie die steil ansteigende Straße hinauf. Das Haus kam in Sicht.

»Das ist mal wieder typisch«, sagte Carolyn.

»Was ist typisch?« fragte Cynthia.

»Du hast das Tor offengelassen. Wenn mir so was passieren würde, würdest du mir eine Woche Hausarrest verpassen.«

Und wieder ärgerte sich Cynthia. Einmal, weil sie in Gegenwart ihrer Tochter nicht laut fluchen durfte. Und zum zweiten, weil sie in der Tat vergessen hatte, das Tor zu schließen. Aber was konnte schon passieren? Schließlich war sie nur eine Stunde weg gewesen. Und im Hof war niemand zu sehen. Sie passierten den Torbogen und fuhren bis vors Haus. Sie stiegen aus. »Wenigstens brauche ich nicht mehr die Polizei zu rufen«, sagte Cynthia nach einem Blick auf den Hügel. »Er ist nicht mehr da.«

»Diebe«, sagte eine haßerfüllte Stimme. »Mörder.«

Cynthia erstarrte vor Schreck.

»Wer ist da?« flüsterte sie.

»Oh mein Gott«, hörte sie Carolyn sagen. »Es ist Alex, Mama, es ist Alex.«

»Nur die Ruhe«, sagte Cynthia. »Sprich nicht mit ihm,

Carolyn. Ich kümmere mich um ihn.« Sie hob die Stimme.
»Alex? Bist du es?«

Alex trat aus dem Schatten der Mauer. Er hielt das Gewehr auf Cynthia und ihre Tochter gerichtet. »Ich bin Alejandro«, wisperte er.

Er hatte blutige Schrammen am linken Auge und an der Schulter. Ob die Verletzungen ihm Schmerzen bereiteten, war nicht zu erkennen. Mit langsamen Schritten ging er auf die Frau und das Mädchen zu.

»Dort hinüber!« befahl er ihnen. Er deutete mit dem Gewehrlauf auf die südliche Umfriedungsmauer der Hazienda.

»Tu, was er sagt«, flüsterte Cynthia ihrer Tochter zu. »Tu, was er sagt, und alles wird sich in Wohlgefallen auflösen.«

»Aber der Junge ist verrückt, Mama!«

»Pssst! Schweig jetzt und tu, was er sagt.« Sie beobachtete aus den Augenwinkeln, wie ihre Tochter um den Wagen herumging, und betete zu Gott, daß Carolyn nicht versuchen würde, zum Tor zu laufen. Nach einigen Sekunden, die der Mutter wie eine Ewigkeit vorkamen, stand das Mädchen vor ihr. »Wir werden tun, was er will«, sagte Cynthia. »Wenn wir keinen Widerstand leisten, kann uns nichts geschehen.«

Sie nahm ihre Tochter an der Hand und ging in die Richtung, die der Junge ihnen angewiesen hatte. »Was ist eigentlich los, Alex?« fragte sie. »Was willst du?«

»Venganza«, sagte Alex. »*Venganza para mi familia.*«

»Rache, Alex?«

Alex nickte. »*Si.*« Er folgte Cynthia und Carolyn Evans, die auf die Mauer zingingen.

Die Mauer war, was sie an jenem Tag gewesen war. Zwar hatten die Gringos die Stellen, die vom Blut seiner Mutter und seiner Schwestern getränkt waren, frisch gekalkt, um die Spuren zu verwischen. Aber Alex ließ sich nicht täuschen. Die Einschüsse der Kugeln waren noch deutlich zu erkennen.

Und jetzt war die Stunde der Abrechnung gekommen.
Endlich.

Ob die *Gringa* so tapfer sterben würde, wie seine Mutter gestorben war? Ob sie ihn mit der gleichen Verachtung strafen würde, die seine Mutter damals gegenüber den Mördern gezeigt hatte?

Sicher nicht.

Sie würde angesichts des Todes um Gnade winseln, wie es die Art der Gringos war.

»Warum?« hörte er sie fragen. »Warum tust du das? Was haben wir dir getan?«

Was hatten meine Mutter und meine Schwester den Gringos getan, von denen sie umgebracht wurden? dachte Alex. Aber ihm blieb keine Zeit, über diese Frage nachzudenken.

Die Stunde der Wahrheit.

Er zielte und drückte ab. Der Schuß explodierte in der Stille des Nachmittags wie eine blutige Rose.

Das Gesicht der *Gringa* wurde zerfetzt, die Wand hinter der Frau färbte sich rot. Er sah, wie sie in die Knie ging, so, wie seine Mutter bei den Schüssen der *Americanos* in die Knie gegangen war. Ihre Tochter stieß einen Schrei des Entsetzens aus, dann begann sie zu schluchzen.

Als Alex den zweiten Schuß abgab, spürte er den innigen Wunsch, alles auf der Hazienda möge wieder so sein, wie es damals gewesen war. Er stand auf und sah zu, wie das Blut der beiden *Gringas* sich mit dem Staub des Hofes vermengte.

Jose Carillo war in den Hacienda Drive eingebogen. Er saß am Steuer seines klapprigen Lieferwagens und warf einen prüfenden Blick auf die Steigung, die der Wagen bewältigen mußte. Hoffentlich hielt der Motor das überhaupt durch. Ärgerlich, wenn das Fahrzeug noch vor Beginn der Arbeiten auf der Hazienda den Geist aufgeben würde. Es war ein gutbezahlter Job, den Jose an Land gezogen hatte. Mit dem

Verdienst, den er im Verlauf der Arbeiten einstreichen würde, konnte er sich einen neuen Lieferwagen leisten. Jetzt aber war die Hauptsache, daß er nicht zu spät kam. Wenn er seinen Auftraggeber gleich am ersten Tag warten ließ, bestand die Gefahr, daß ihm der Job wieder entzogen wurde. Entschlossen trat er das Gaspedal durch. Motor und Getriebe reagierten mit einem empörten Ächzen, dann konnte Jose spüren, wie der Wagen beschleunigte.

Er hatte zwei Kurven durchfahren, als er den jungen Mann bemerkte, der mit einem Gewehr in der Hand die Straße herunterkam. Gesicht und Hemd waren blutverschmiert. Jose brachte seinen Wagen zum Stehen. Er beugte sich aus dem Fenster. »He!« Der Junge schien ihn nicht zu hören. Erst als er zum zweitenmal angerufen wurde, hob er den Blick.

»Hast du dich verletzt?« fragte Jose. »Brauchst du Hilfe?«

Der Junge starrte ihn ein paar Sekunden an, dann schüttelte er den Kopf und setzte seinen Weg bergab fort. Jose konnte sehen, wie er das Gartentor zu einem der Wohngrundstücke öffnete und in der Lücke verschwand. Es war ein Grundstück, das Jose aufgefallen war, als er vor ein paar Sekunden daran vorbeifuhr. Mit dem geschulten Blick des Gärtners hatte er die abgeschnittenen Reben bemerkt, die in der Einfahrt lagen. Er setzte seine Fahrt fort.

Er hatte den Hof der Hazienda durchquert, als er die beiden blutüberströmten Leichen bemerkte, die im Schatten der Umfriedungsmauer lagen.

»Jesus, Jose y Maria«, entfuhr es ihm. Er bekreuzigte sich, bezwang die aufkommende Übelkeit und lief in das Haus, um die Polizei anzurufen.

Alex war in seinem Zimmer. Er betrachtete sich im Spiegel. Blut rann aus der Verletzung an der Augenbraue.

Er hatte das Magazin des Gewehrs geprüft und festgestellt, daß er drei Schüsse abgegeben hatte.

Jetzt blieben ihm noch zwei Patronen.

Obwohl er keine richtige Erinnerung an das Geschehene hatte, wußte er, an welchem Ort er sich befunden hatte, als die Stimmen zu ihm sprachen. Er wußte auch, wo er gewesen war, als alles zu Ende ging.

Begonnen hatte es auf dem Hügel. Er hatte auf der Anhöhe gestanden, die sich hinter der Hazienda erhob. Er hatte sich an die Geschichten erinnert, die ihm Maria Torres erzählt hatte. Geschichten, die in eine ferne Vergangenheit wiesen.

Als es zu Ende war, hatte er die Hazienda verlassen. Der Gestank des Pulvers erfüllte den Hof. Er hatte gewußt, daß er verletzt war, aber er hatte keine Schmerzen gespürt.

Keine Schmerzen, keine Gefühle, nichts.

Er war sicher, daß er heute nacht davon träumen würde. Der Spiegel des Schlafes würde ihm zeigen, was er getan hatte. Erst dann würde er den Schmerz fühlen, tief in seiner Seele.

Es war das letzte Mal, daß er das Spiegelbild seiner Handlungen erdulden mußte. Er wußte jetzt, warum alles so gekommen war. Er wußte auch, wie er einen Schlußpunkt hinter die Ereignisse setzen konnte.

Es war klar, daß er, Alex, mit dem Ganzen nichts zu tun hatte.

Alejandro de Melendez y Ruiz hatte die Schüsse abgegeben, nicht er. Deshalb mußte Alejandro getötet werden.

Er zog sich ein frisches Hemd an. Die Wunde an der Augenbraue ließ er unversorgt.

Er ergriff das Gewehr, ging ins Erdgeschoß des Elternhauses hinunter und holte sich den Zweitschlüssel zum Auto seiner Mutter. Er wußte, daß sie den Schlüssel in der Schublade des Küchentisches aufbewahrte.

Er ging vor das Haus, setzte sich in den Wagen und startete den Motor. Er legte den Rückwärtsgang ein. Als er das Heulen einer Polizeisirene hörte, trat er auf die Bremse. Er wartete, bis der Streifenwagen das Haus passiert hatte, dann setzte er zurück.

Er wußte, wohin der Streifenwagen unterwegs war. Er wußte auch, was die Polizisten vorfinden würden, wenn sie auf den Hof der Hazienda kamen. Ob er ihnen nachfahren sollte? Er hätte den Polizeibeamten erklären können, was sich ereignet hatte und warum es so hatte kommen müssen. Aber er entschied sich anders. Er bog auf die Straße ein und fuhr ortseinwärts. Er durchquerte La Paloma. In einer halben Stunde würde er in Palo Alto ankommen.

»Und ich sage dir, du irrst dich.« Sergeant Finnerty wollte seinem Kollegen gerade erklären, warum er sich irrte, als das Telefon zu läuten begann. Nein, er hatte wirklich keine Lust, den Hörer abzuheben. Seinetwegen konnte das verfluchte Ding bis zum Jüngsten Tage läuten. Jedenfalls war er entschlossen, Sergeant Jackson jetzt und sofort über die Denkfehler zu belehren, die in seiner These steckten. »Der Junge hat ausgesagt, daß er seinen Wagen auf der anderen Straßenseite geparkt hat«, sagte er. »Nicht unmittelbar vor Jake's Place, sondern auf der anderen Straßenseite. Ich hab's mir aufgeschrieben.«

»Und ich habe mir aufgeschrieben, daß er den Wagen unmittelbar vor Jake's Place geparkt hat«, widersprach ihm Sergeant Jackson. Er deutete auf das Telefon. »Willst du nicht abnehmen?«

»Scheiße«, knurrte Finnerty. Er nahm den Hörer von der Gabel. »Yeah?« Ein paar Sekunden lang lauschte er in die Muschel. Jackson sah, wie das Blut aus seinem Gesicht wich. »Scheiße«, wiederholte er. Dann: »Yeah, wir fahren sofort los.« Er legte auf und bedachte seinen Kollegen mit einem finsternen Blick. »Zwei neue Morde«, sagte er leise. »Der Boß will, daß wir uns die Sache ansehen. Wir sollen darauf achten, ob es Tatmerkmale gibt, die mit den anderen Morden vergleichbar sind. Vorläufig würde ich sagen, daß es ein anderer Täter ist. Nach dem, was der Boß sagt, hat unser

geheimnisvoller Mörder ein ziemliches Blutbad angerichtet.«

Aber Finnerty sollte bald feststellen, daß sein Boß bei der Schilderung noch untertrieben hatte. Sie waren zur Hazienda gefahren. Jetzt standen sie im Hof, und Finnerty fragte sich, welchen Zweck es hatte, wenn er den Puls der beiden Leichen prüfte, die im Schatten der Umfriedungsmauer lagen. Der Kopf der Frau, die ihm am nächsten war, bestand nur noch aus blutigen Fleischfetzen und Knochensplittern. Trotzdem hatte Finnerty wenig Zweifel, um wen es sich handelte. Es war das andere Opfer, das ihm die Identifizierung der ersten Leiche erleichterte. Das Mädchen, das neben der Frau lag, war tödlich in die Brust getroffen worden. Das Gesicht war unversehrt.

Carolyn Evans.

Und deshalb konnte es sich bei der anderen Leiche nur um Carolyns Mutter handeln. »Geh zum Wagen und sprich mit der Zentrale«, sagte er zu Jackson. »Sag ihnen, sie sollen die Leichensäcke mitbringen. Auf die Sirene können sie verzichten.« Dann wandte er sich zu Jose Carillo, der am Rande des Schwimmbeckens kauerte. Der Gärtner saß so, daß er die Leichen und die blutbespritzte Mauer nicht sehen mußte.

»Was hast du uns zu sagen, Jose?« fragte Finnerty. Er war ziemlich sicher, daß dieser Mann mit den Morden nichts zu tun hatte. Er kannte Jose seit zehn Jahren. Ein Gärtner, der für seinen Fleiß und seinen ehrsamem Lebenswandel bekannt war und dafür, daß er sich aus allem heraushielt, was mit Gewalt zu tun hatte.

»Mrs. Evans hatte mich bestellt. Ich sollte ihr den Garten in Ordnung bringen und neue Bäume pflanzen. Als ich auf den Hof kam...« Er war so erschüttert, daß er nicht weitersprechen konnte. »Ich habe dann sofort die Polizei angerufen.«

»Ist dir nichts aufgefallen, was uns einen Hinweis auf den Täter geben könnte?«

Jose schüttelte den Kopf. Aber dann schien er sich an eine Beobachtung zu erinnern, die für die Polizei wichtig sein

konnte.

»Nun?« drängte Finnerty.

»Da war etwas«, sagte der Gärtner. »Als ich die Straße hochfuhr, habe ich einen jungen Mann bemerkt. Er sah aus, als hätte er eine Schlägerei hinter sich. Blutverschmierte Stirn. Er trug ein Gewehr in der Hand.«

»Jemand, den du kennst?«

»Nein. Aber ich weiß, in welches Haus er gegangen ist.«

»Kannst du uns das Haus zeigen?« fragte Finnerty.

»Sicher. Es liegt am unteren Teil der Straße. Gar nicht weit von hier.«

Sergeant Finnerty spähte zum Streifenwagen, wo Jackson am Funkgerät saß. Er überlegte. »Wir nehmen deinen Lieferwagen, Jose«, sagte er schließlich. »Bist du soweit okay, daß du fahren kannst?«

Jose schien unentschlossen, aber dann kletterte er ins Führerhaus seines Wagens. Finnerty rief Jackson zu, daß er gleich zurückkommen würde. Der Gärtner startete den Motor.

Sie waren eine halbe Meile gefahren, als Jose den Lieferwagen an den Straßenrand lenkte und anhielt. »Da«, sagte er. »Da ist er reingegangen.«

Sergeant Finnerty betrachtete das Haus, auf das der Gärtner gezeigt hatte. Er konnte es nicht glauben. »Bist du sicher, Jose? Es ist sehr wichtig, daß du dich richtig erinnerst.«

»Ganz sicher«, kam Joses Antwort. »Sehen Sie sich das mal an. Die abgeschnittenen Reben sind mir sofort aufgefallen. Und zwar, weil man so was nicht auf dem Weg liegen läßt. Die Blätter gehören fortgeräumt. Jedenfalls ist es das Haus, in das der Junge reingegangen ist.«

Es war das Haus der Familie Lonsdale, da war Finnerty ganz sicher. Schließlich kannte er sich hier aus. Es war erst acht Stunden her, daß er in diesem Haus einen Zeugen vernommen hatte.

Er ging zum Lieferwagen zurück und wollte sich auf den

Beifahrersitz schwingen, als ihm die leere Garage auffiel.

»Jose, ich möchte, daß du allein zur Hazienda zurückfährst. Sag meinem Kollegen, er soll den Streifenwagen nehmen und sofort zu mir kommen. Erkläre ihm, welches Haus es ist. Du selbst bleibst im Hof der Hazienda, bis wir dich abholen. Okay?«

Jose nickte und kletterte in seinen Lieferwagen. Er wendete auf der Straße, und Finnerty sah ihm nach, wie er zur Hazienda zurückfuhr.

Wenige Minuten später traf Jackson ein. Bevor Finnerty etwas zu ihm sagen konnte, erschien eine Frau, die aus einem Bungalow auf der anderen Straßenseite gekommen war.

»Ich weiß, daß niemand im Haus ist«, sagte Sheila Rosenberg. »Marsh und Ellen sind vor zwei Stunden weggefahren. Alex hat Ellens Wagen genommen und ist ebenfalls weggefahren, erst vor wenigen Minuten.«

»Wissen Sie, wo Mr. und Mrs. Lonsdale hingefahren sind?«

»Keine Ahnung«, gab Sheila zur Antwort. »Ich achte nicht darauf, was die Nachbarn tun, wissen Sie.« Sie senkte die Stimme zum Flüsterton. »Ist ein Verbrechen passiert?«

Finnerty warf ihr einen feindseligen Blick zu. Es ärgerte ihn, daß sie log. Wenn es eine Frau gab, die ihre Nachbarn auf Schritt und Tritt beobachtete, dann Sheila Rosenberg.

»Nichts ist passiert«, sagte er. Er wußte, sie wäre sofort zur Hazienda gelaufen, wenn er ihr von dem Verbrechen erzählt hätte. »Wir sind nur gekommen, um Mr. Lonsdale etwas zu fragen.«

»Dann ist es am besten, wenn Sie im Medical Center anrufen«, sagte Sheila Rosenberg. »Die Sekretärin dort weiß sicher, wo Marsh zu finden ist.«

Mrs. Rosenberg hatte gesagt, niemand sei im Haus, aber Sergeant Finnerty wußte, daß er das nachprüfen mußte. Die Haustür war unverschlossen. Er überquerte die Schwelle und begann seine Suche. In dem Zimmer, das allem Anschein nach

Alex Lonsdale gehörte, fand er ein blutgetränktes Hemd. Er legte das Fundstück in eine Plastikhülle, die Jackson aus dem Streifenwagen geholt hatte. Dann ging er zum Telefon in der Küche und wählte das Medical Center an.

»Ich weiß, wo sie hingefahren sind«, sagte Barbara Fannon, nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte. »Dr. Lonsdale ist mit seiner Frau nach Palo Alto gefahren, wo die beiden mit Dr. Torres zu einem Gespräch verabredet sind. Es geht um Alex. Offensichtlich gibt es bei der Genesung des Jungen irgendwelche Schwierigkeiten.« Und das, dachte Finnerty, während seine Gesprächspartnerin am anderen Ende nach Dr. Torres' Telefonnummer suchte, war die Untertreibung des Jahres.

Marsh war am Ende seiner Geduld.

Seit zwei Stunden befanden sie sich nun in Dr. Torres' Klinik. Eineinhalb Stunden hatte man sie warten lassen, ehe sich der Leiter des Instituts dazu bequemt hatte, sie in sein Büro zu bitten. In der halben Stunde, die das Gespräch bis jetzt gedauert hatte, hatte Dr. Torres sie mit Ausflüchten und Halbwahrheiten eingedeckt. Ganz zu Beginn hatte er ihnen die Operation, die bei Alex durchgeführt worden war, am Computer gezeigt. Eine Simulation, und eine schlechte dazu, fand Marsh, dem sofort aufgefallen war, daß das Band viel zu schnell lief.

»Natürlich handelt es sich nur um ein simuliertes Programm«, sagte Dr. Torres, als Marsh ihn auf die Dürftigkeit solcher Informationen hinwies. »Eigentlich sind die Programme nicht für das menschliche Auge bestimmt«, fügte er hinzu. »Nur der Computer kann die Fülle der Daten richtig lesen. Achten Sie deshalb nicht auf die Zahlen, sie haben nichts zu bedeuten.«

»Nichts von dem, was Sie mir bisher erklärt haben, Dr. Torres, hat etwas zu bedeuten«, sagte Marsh zornig. »Sie haben

uns zu sich bestellt, um uns Aufschluß zu geben, was mit Alex los ist, aber bisher sind Sie dem Thema ausgewichen. Ich stelle Sie jetzt vor die Wahl: Entweder Sie sagen uns hier und jetzt die ganze Wahrheit, oder wir sehen uns vor Gericht wieder. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Bevor Dr. Torres ihm etwas entgegen konnte, begann das Telefon zu läuten. Er nahm den Hörer ab. »Ich sagte doch, ich will unter keinen Umständen gestört werden.« Er lauschte ein paar Sekunden in die Muschel, dann reichte er Marsh den Hörer. »Für Sie«, sagte er. »Die Polizei.«

»Hier Dr. Lonsdale«, meldete sich Marsh. »Um was geht es?«

Er hörte zu, was der Mann am anderen Ende ihm zu sagen hatte. Als er auflegte, war sein Gesicht aschfahl geworden. Seine Hände zitterten.

»Marsh...« sorgte sich Ellen. »Marsh, was ist passiert?«

»Es ist wegen Alex«, sagte Marsh. Tiefe Niedergeschlagenheit klang aus seiner Stimme. »Sergeant Finnerty ist auf der Suche nach Alex, er will den Jungen vernehmen.«

»Noch einmal?« fragte Ellen. Das Herz schlug ihr bis zum Halse. »Warum denn?«

Marsh hielt den Blick auf Dr. Torres gerichtet. »Der Sergeant sagt, Cynthia und Carolyn Evans sind umgebracht worden. Er hat Grund zu der Annahme, daß Alex der Täter ist.«

Ellen schlug entsetzt die Hände vors Gesicht. Raymond Torres war aufgesprungen. »Wenn er das wirklich gesagt hat, dann ist er ein Idiot.«

»Ich kann nicht beurteilen, ob der Sergeant ein Idiot ist«, sagte Marsh leise. »Aber eines weiß ich ganz sicher. Sie, Dr. Torres, schulden mir Aufklärung. Bitte, sagen Sie mir endlich, was für eine Operation Sie bei Alex durchgeführt haben.«

»Ich habe ihm das Leben gerettet«, erwiderte Torres. Es war das erstemal, daß in seiner Stimme so etwas wie Anteilnahme

mitklang. »Was die Polizei dem Jungen vorwirft, macht keinen Sinn. Alex kann niemanden töten.«

Und dann erklärte er Marsh und Ellen mit viel Geduld die Einzelheiten der Operation, die er in jener Nacht bei ihrem Sohn vorgenommen hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Dr. Torres' Vortrag hatte eine volle Stunde gedauert. Ellen hatte den Erklärungen, die mit medizinischen Details gespickt waren, nicht ganz folgen können. Sie hatte nur verstanden, daß ihr Sohn in höchster Gefahr war. Als der Chirurg seine Erklärung unterbrach, wandte sie sich mit zitternder Stimme an ihren Mann. »Marsh, was hat das alles zu bedeuten?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Marsh. »Ich weiß nur eines: Was Dr. Torres da eben gesagt hat, ist medizinisch unmöglich.«

»Ich kann Sie nicht zwingen, mir zu glauben, Dr. Lonsdale«, warf Raymond Torres ein, »aber was ich Ihnen gesagt habe, ist die reine Wahrheit. Die Tatsache, daß Ihr Sohn noch lebt, ist der beste Beweis.« Die Grimasse eines Lächelns spielte um seine Lippen. »Ich erinnere mich, daß Sie mir nach Alex' Operation sagten, ich hätte ein Wunder vollbracht. Sie meinten damit wahrscheinlich ein medizinisches Wunder. Ich habe Sie nicht über Ihren Irrtum aufgeklärt. Was ich damals in der Tat vollbracht habe, hat mit Medizin nur am Rande zu tun. Es war ein *technologisches* Wunder.«

»Weder das eine noch das andere«, sagte Marsh. »Was Sie gemacht haben, ist Gotteslästerung. Ein Verbrechen.«

Ellen schossen die Tränen in die Augen. »Aber unser Junge lebt, Marsh«, flüsterte sie.

»Bist du sicher? Nach welchen Kriterien willst du das beurteilen? Wenn Dr. Torres eben die Wahrheit gesagt hat, war Alex nach dem Unfall klinisch tot.« Er bedachte den Chirurgen

mit einem feindseligen Blick. »Habe ich Sie in diesem Punkt richtig verstanden?«

Torres nickte. »Das Gehirn Ihres Sohnes zeigte nach dem Unfall keine Funktionen mehr. Das Herz schlug noch, das war alles. Wir mußten ihn künstlich beatmen, sonst wäre er erstickt. Ich habe ihn vor der Operation genau untersucht. Ich konnte dabei keinerlei Gehirnströme mehr feststellen.«

»Mit anderen Worten, sein Gehirn war tot. Richtig?«

»Es war nicht nur tot, es war so zerstört, daß alle chirurgischen Maßnahmen zwecklos gewesen wären. Das war der Grund, warum ich die Techniken anwandte, die ich Ihnen soeben beschrieben habe.«

»Sie taten das ohne unsere Erlaubnis«, warf Marsh ein.

»Ich tat das *mit* Ihrer Erlaubnis«, korrigierte ihn Dr. Torres. »Sie haben mir durch die Vollmacht, die Sie vor Alex' Operation unterzeichnet haben, freie Hand gelassen. Und was ich getan habe, hat funktioniert.« Er zögerte. Als er schließlich weitersprach, geschah es mit tiefem Ernst. »Nachdem Sie mir heute Vorwürfe machen, wäre es wahrscheinlich besser gewesen, ich hätte Ihren Sohn für tot erklärt. Man hätte Alex' Leiche dann für wissenschaftliche Versuche freigeben können.«

»Die Leiche zu wissenschaftlichen Versuchen freigeben?« herrschte ihn Marsh an. »Genau das haben Sie doch getan! Sie selbst waren es, der Alex als Versuchskaninchen benutzt hat.«

Ellen war aufgesprungen. »Hört sofort damit auf!« brach es aus ihr hervor. Ihr Blick irrte zwischen Marsh und Dr. Torres hin und her. »Ihr sprecht von Alex, als wäre er schon nicht mehr am Leben.«

»In gewisser Weise haben Sie recht, Ellen«, sagte Torres. »Er lebt nicht mehr, jedenfalls nicht der Alex, den Sie gekannt haben. Der Alex, den es heute gibt, ist ein Mensch, den ich neu erschaffen habe.«

Eine gespenstische Stille erfüllte den Raum. Es war Marsh,

der nach langen Sekunden das Schweigen brach. »Sie haben mit Hilfe von Mikroprozessoren einen neuen Menschen geschaffen? Ich kann das immer noch nicht glauben. So etwas ist unmöglich.«

»So etwas ist *nicht* unmöglich«, widersprach ihm Dr. Torres. »Und es ist gar nicht so kompliziert, wie es sich in der Erklärung, die ich Ihnen vorhin zu geben versucht habe, angehört hat. Schwierig ist nur, die richtigen Kontakte im Gehirn herzustellen. Man muß die Neuronen mit den Mikroprozessoren verbinden, darin liegt das technologische Problem. Glücklicherweise ist uns das Gehirn dabei behilflich. Es baut in eigener Regie neue Verbindungen auf, sobald sich herausstellt, daß die künstlich geschaffenen Kontakte nicht funktionieren. Man könnte sagen, daß das Gehirn menschliche Irrtümer ausgleicht.«

»Aber Alex lebt«, flüsterte Ellen. »Er lebt.«

»Sein Körper lebt, das ist richtig«, sagte Torres. »Er lebt, weil er von siebzehn Mikroprozessoren am Leben erhalten wird. Jeder Chip steuert einen festumrissenen physikalischen Bereich des Körpers. Drei Mikroprozessoren überwachen die Drüsen, vier sind für die Steuerung des Nervensystems verantwortlich. Vier Chips sind mit dem programmiert, was man bei Menschen das Gedächtnis nennt. Das künstliche Gedächtnis war übrigens vergleichsweise einfach herzustellen.«

»Ein künstliches Gedächtnis?« echote Ellen.

Torres nickte. »Ein winziges Computersystem, das die Funktion des Gedächtnisses übernimmt. Ich habe seit vielen Jahren an diesem Projekt gearbeitet. Das Stichwort heißt künstliche Intelligenz. Es ging um die Erschaffung eines Computers, der mit einer eigenen Denkfähigkeit ausgestattet ist. Die Computer der ersten Generation konnten nur rechnen, meiner kann denken. Das Problem bestand darin, daß die Forschung eigentlich nur wenig über das menschliche Gehirn

weiß. Wir wissen heute immer noch nicht, wie Gedanken überhaupt zustande kommen. Aber das Ziel war klar. Mir ging es darum, eine Maschine zu konstruieren, die mit der Denkfähigkeit eines Menschen ausgestattet ist.«

»Und Sie haben Alex' Körper mißbraucht, um dieses Ziel zu erreichen«, sagte Marsh eisig.

Dr. Torres übergang den Vorwurf. »In der letzten Phase meiner Experimente kam ich zu der Erkenntnis, daß ich meine ursprüngliche Strategie auf den Kopf stellen mußte. Es schien unmöglich, eine Maschine zu konstruieren, die wie ein Mensch denkt. Also mußte ich einen Menschen erschaffen, dessen Gehirn wie ein Computer funktioniert. Ein Mensch, der Erinnerungen wie ein Computer speichern kann. Vor zehn Jahren wäre so etwas noch unmöglich gewesen. Heute stellt uns die Technik die Mittel zur Verfügung. Die Lösung bestand darin, daß ich Mikroprozessoren in das Gehirn einpflanzte. Dadurch verfügte Alex' Gehirn über einen enormen Datenfluß. Die eigentlichen Denkvorgänge geschehen nach wie vor in den Gehirnwindungen. Es ist auf absehbare Zeit nicht möglich, diese Funktionen durch Computersysteme ausführen zu lassen.«

»Sie haben also begonnen, den Patienten Ihrer Klinik Mikroprozessoren ins Gehirn zu implantieren«, stellte Marsh fest.

Dr. Torres verneinte. »Das Risiko wäre viel zu groß gewesen. Ich mußte erst noch verschiedene Experimente anstellen, bevor ich die Methode am lebenden Menschen ausprobierte.« Er lächelte. »Glücklicherweise bekam ich finanzielle Unterstützung von den großen Computerfirmen. Das ist auch der Grund, warum ich das Institut zur Erforschung des menschlichen Gehirns im Herzen von Silicon Valley errichten ließ und nicht irgendwo in einem anderen Bundesstaat. Die Forschung, die wir hier betreiben, ist außerordentlich kostspielig. Ich bin an die Manager der Firmen

herangetreten und habe erreicht, daß mir für meine Arbeit Spenden in erheblicher Höhe zugeflossen sind. Die Experimente in den letzten zehn Jahren hatten alle das gleiche Ziel. Mir ging es darum, die Funktionen der Systeme, die es im menschlichen Körper gibt, so zu codieren, daß ein Computer die Impulse verstehen kann. Der zweite Schritt war, daß wir die Mikroprozessoren mit Informationen füttern mußten, damit sie ihre Steuerungsfunktionen ausüben konnten.«

»Wenn Ihnen das wirklich gelungen ist, haben Sie eine technologische Meisterleistung vollbracht«, entfuhr es Marsh.

»Mit Einschränkungen«, sagte Torres. »Auf den ersten Blick mag einem das alles wie ein technisches Wunder vorkommen, aber das Wunder hält sich in Grenzen. Zum Beispiel ist es mir gelungen, den Heilungsverlauf erkrankter Organe mit Hilfe von Mikroprozessoren zu beschleunigen. Wenn ein Mensch krank wird, dann liegt die Ursache immer in einem Organ, das nicht richtig funktioniert, nicht im Gehirn, das die Schaltstelle des Körpers darstellt. So gut die von mir entwickelten Programme auch sind, sie funktionieren nur, wenn die Organe des betreffenden Menschen gesund sind. Mit einer Ausnahme: das Gehirn kann verletzt sein.«

Er war ins Stocken gekommen, weil er Marsh' anklagenden Blick auf sich spürte. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort. »Natürlich war ich mir der Verantwortung bewußt, die ich mit meinen Experimenten auf mich lud. Ich hätte es nicht gewagt, Mikroprozessoren in ein gesundes Gehirn zu implantieren. Es mußte ein Mensch sein, dessen Gehirn bei einem Unfall schwer verletzt worden war. Jemand, der keine Zukunft mehr hatte. Ein hoffnungsloser Fall.« Er zögerte. »Ein Fall wie Alex. Für einen solchen Menschen konnte meine Operation neue Perspektiven eröffnen.« Er strich sich über die Stirn. »Ich habe volle zehn Jahre gebraucht, bis ich die Chips entwickeln konnte, die als Ersatz für ein verletztes Gehirn geeignet waren.«

Dr. Torres öffnete seinen Schreibtisch und brachte ein durchsichtiges Gefäß zum Vorschein. »Wenn es Sie interessiert«, sagte er zu Marsh gewandt, »das sind Duplikate der Mikroprozessoren, die ich Alex eingepflanzt habe.«

Marsh ergriff das mit einer Flüssigkeit gefüllte Gefäß und betrachtete die stecknadelkopfgroßen Schaltelemente, die wie Plankton auf- und nieder schwebten. Dr. Torres war hinter ihn getreten. »Das sind die leistungsfähigsten Mikroprozessoren, die es überhaupt gibt«, sagte er. »Sie funktionieren nach physikalischen Gesetzen, die auch ich nicht ganz verstehe. Die Chips sind so empfindlich, daß sie mit dem elektrischen Strom, der im menschlichen Körper erzeugt wird, betrieben werden können.«

Marsh hatte begriffen. Er wandte sich ab, damit Dr. Torres seine Tränen nicht sah.

»Alex hat es geahnt«, sagte er mit gebrochener Stimme. »Er scheint zu wissen, daß er tot ist.«

»In gewisser Hinsicht ist Alex tatsächlich tot«, sagte Dr. Torres. »Aber sein Körper lebt. Aufgrund der Mikroprozessoren verfügt er über das, was man als Intellekt bezeichnen könnte. Was ihm fehlt, ist Persönlichkeit.«

»Das ist nicht wahr!« stammelte Ellen. Sie ging auf Dr. Torres zu. »Sie haben gesagt, er ist auf dem Wege der Besserung!«

»Das ist er auch«, gab Torres zur Antwort. »Der physische Genesungsprozeß Ihres Sohnes ist erstaunlich weit vorangeschritten.«

»Nicht nur das«, setzte Ellen nach. »Sein Gedächtnis beginnt wieder zu funktionieren. Er hat Erinnerungen an...«

»Genau das ist der Grund, warum ich Sie gebeten habe, ihn wieder zu mir zu bringen«, konterte Dr. Torres. Bisher hatte er die Wahrheit gesagt.

Jetzt begann er zu lügen.

»Alex erinnert sich an Dinge, die er gar nicht erlebt hat. Er

behauptet, er sei Zeuge von Ereignissen gewesen, die lange vor seiner Geburt stattgefunden haben.«

»Tatsache ist, daß sein Gedächtnis besser geworden ist«, beharrte Ellen.

»Sie täuschen sich«, entgegnete ihr der Chirurg. Er maß sie mit einem eindringlichen Blick. »Ich werde Ihnen jetzt ein paar wichtige Dinge erklären, und ich möchte, daß Sie mir gut zuhören. Vielleicht wird es Ihnen schwerfallen, die Wahrheit zu akzeptieren, aber es ist besser, wenn Sie den Tatsachen ins Auge sehen. Zuerst einmal sollten Sie beide wissen, daß Alex keine Erinnerungen an Ereignisse hat, die vor seinem Unfall passiert sind. Alles, was er weiß, sind die Informationen, die ich in die Datenbänke eingespeichert habe. Ich spreche von den Chips, die ich in sein Gehirn implantiert habe. Soweit er über echte, natürliche Erinnerungen verfügt, stammen sie aus der Zeit nach dem Unfall. Als er aus der Narkose aufwachte, wußte er nur das, was in seinen Programmen gespeichert war. Der normale Wortschatz eines jungen Mannes. Die Kenntnis, wie die Gegenstände des täglichen Bedarfs aussehen. Inzwischen hat er eine Fülle neuer Daten aufgenommen und mit der Kapazität eines großen Computers verarbeitet.« Dr. Torres wandte sich zu Marsh. »Das ist der Grund, warum er Ihnen wie ein Genie vorkommt.« Er hatte das Gefäß ergriffen, in dem die Chips schwammen, und spielte damit. »Sein Gedächtnis funktioniert besser als das jedes anderen Menschen. Er kann sich an jedes Wort erinnern, das er in den Wochen und Monaten nach der Operation gesagt hat. Ebenfalls erinnert er sich wortwörtlich an alles, was er nach der Operation gesehen und gehört hat. Er kann fantastisch schnell rechnen. Er kann logische Schlüsse ziehen. Ob all diese Eigenschaften ihn zu einem Genie machen, darüber möchte ich mir kein Urteil erlauben. Das sollen andere entscheiden, die dazu berufen sind, nicht ich. Allerdings ist zu sagen, daß es bei Alex auch erhebliche Defizite gibt. Vielleicht am auffälligsten ist die

Tatsache, daß er keinerlei Gefühle mehr empfinden kann.« Dr. Torres hatte seine Pfeife hervorgeholt und begann sie mit Tabak zu stopfen. Es war das erstemal bei diesem Gespräch, daß Marsh und Ellen ihn rauchen sahen. »Was Emotionen angeht, so weiß die Forschung darüber recht genau Bescheid. Wir wissen, in welchen Bereichen des Gehirns Gefühle entstehen. Wir können Gefühle sogar künstlich erzeugen, indem wir bestimmte Regionen des Gehirns elektrischen oder chemischen Reizen aussetzen. Allerdings kann man Mikroprozessoren nicht mit Gefühlen programmieren, und das ist der Grund, warum Alex keine Empfindungen hat.« Er hob den Blick. »Es ist zugleich der Grund, warum Alex keinen Mord begehen kann.«

»Ich kann Ihnen in diesem Punkt leider nicht folgen«, erwiderte Marsh. »Nach allem, was Sie uns erklärt haben, würde Alex den perfektesten Mörder der Welt abgeben.«

»Er könnte einen Mord nur dann begehen, wenn er entsprechend programmiert ist«, erklärte Dr. Torres. »Es ist ja hinreichend bekannt, aus welchen Motiven Morde begangen werden. Wut, Eifersucht, Furcht, um nur ein paar klassische Auslöser zu nennen. Nun kann Alex aber weder Wut noch Eifersucht noch Furcht empfinden. Er weiß, daß andere Menschen entsprechende Empfindungen haben, aber er selbst hat so etwas nie gefühlt. Er hat folglich keinerlei Motivation, einen Mord zu begehen.«

»Es sei denn, er wäre zum Töten programmiert worden«, warf Marsh ein.

»Das sagte ich bereits. Aber selbst dann würde Alex das eingespeicherte Programm noch analysieren, bevor er die Weisung ausführt. Er würde nur morden, wenn die Tötungshandlung logisch zu begründen ist.«

Marsh ließ Dr. Torres' Worte auf sich einwirken. Es war ihm unmöglich, die Schlußfolgerungen aus dem Gehörten zu ziehen. Widerstrebende Gefühle quälten ihn. Mein Sohn ist tot,

dachte er. Und doch weiß ich, daß er lebt. Er kann stehen, gehen und sich bewegen. Er kann sprechen. Hat dieser Dr. Torres ein Recht, ihn als Maschine zu bezeichnen?

Sein Blick wanderte zu Ellen, die mit den Tränen kämpfte. Er stand auf, ging zu ihr und kniete sich neben sie.

»Er ist tot, Ellen«, flüsterte er.

»Nein«, schluchzte Ellen. Jetzt kamen die Tränen, die sie so lange zurückgehalten hatte. »Er darf nicht tot sein, Marsh!« Sie schmiegte sich an ihren Mann, der ihr mit einer liebevollen Geste Trost zu spenden versuchte.

Nach einer Weile gab Marsh seine Frau frei. Er fixierte Dr. Torres mit einem Blick, in dem sich Trauer, Gram und Zorn mischten.

»Warum?« fragte er. »Warum haben Sie das getan?«

»Weil Sie mich darum gebeten haben«, antwortete Torres. »Sie haben mich darum gebeten, Alex das Leben zu retten. Ich hatte nur die Wahl, sein Gehirn durch Mikroprozessoren zu ersetzen oder ihn sterben zu lassen.« Er sah Marsh in die Augen. »Hätten Sie in meiner Lage anders gehandelt?«

Marsh schwieg. Eine Weile wußte er nicht, was er Dr. Torres antworten sollte. Schließlich sagte er: »Ich weiß es nicht. Ich empfinde Abscheu, wenn ich mir vorstelle, ich müßte eine solche Operation durchführen. Aber ob ich wirklich anders gehandelt hätte als Sie?« Er war aufgestanden. Er kam ins Schwanken, so daß seine Frau ihn stützen mußte. Er hielt den Blick auf den Chirurgen gerichtet. »Was sollen wir jetzt tun?«

»Wir müssen Alex suchen«, erwiderte Dr. Torres. »Sobald wir ihn gefunden haben, sollten wir ihn hierher ins Institut bringen. Einer der Gründe dafür ist der Test, der gestern an Alex durchgeführt wurde. Etwas ist schiefgelaufen. Man hat ihm keine Anästhesie gegeben.« Er erklärte den Test in kurzen Worten und beschrieb, wie Alex seiner Meinung nach auf die empfangenen Reize reagiert hatte. »Ich bin zuversichtlich, daß die Mikroprozessoren bei dem Test nicht beschädigt worden

sind. Aber ich möchte auf sicher gehen, deshalb möchte ich, daß Sie mir Alex zurückbringen. Ich sagte Ihnen bereits, daß es einen anderen Punkt gibt, der mir große Sorgen macht. Ich meine Alex' Erinnerungen an frühere Zeiten.«

Marsh spürte, daß Dr. Torres Wissen zurückhielt. »Die Erinnerungen, von denen Sie sprechen, sind keine Einbildung«, sagte er. »Er erinnert sich tatsächlich. Wie erklären Sie sich das?«

»Ich weiß es nicht«, räumte Dr. Torres ein. »Um so wichtiger ist es, daß Alex wieder in meine Obhut kommt. Wahrscheinlich wurde eine fehlerhafte Information in seine Datenbänke eingespeichert. Wir müssen den Irrtum aufspüren und korrigieren. Eines ist mir in den Gesprächen mit Ihrem Sohn aufgefallen. Er will unbedingt herausfinden, wie die Erinnerungen an Dinge, die vor seiner Geburt geschahen, in seinem Gehirn entstehen konnten. Irgendwann wird er zu der Erkenntnis gelangen, daß er sich getäuscht hat. *Die Ereignisse, an die er sich erinnert, hat es nie gegeben.* Wenn Alex das einmal begreift, könnte er auf unkontrollierte Art und Weise reagieren. Auch deshalb möchte ich ihn unbedingt im Institut unter Beobachtung halten.«

Feindseligkeit mischte sich in Marsh' Stimme, als er antwortete. »Dr. Torres, Sie haben soeben angedeutet, daß Alex verrückt werden könnte. Wäre es nicht möglich, daß er jetzt schon verrückt ist? Könnte er dann nicht doch die Morde begangen haben?«

»Nein«, erwiderte Torres. »Ich sagte Ihnen, daß ich sein Gehirn durch einen Computer ersetzt habe. Ein Computer kann nicht verrückt werden.«

»Aber ein Computer kann einen Kurzschluß haben«, sagte Marsh mit verletzender Kühle. »Gehe ich richtig in der Annahme, daß ein Kurzschluß Alex' Tod bedeuten würde?«

Torres nickte. »Das wäre denkbar.« Er sah die Angst in Ellens Augen und fügte hinzu: »Glauben Sie mir, Ellen, Alex

hat kein Verbrechen begangen, dazu ist er nicht fähig. Ich bin zuversichtlich, daß ich ihm helfen kann. Er wird wieder ganz gesund werden.«

»Er wird *nicht* wieder ganz gesund werden«, sagte Marsh leise. Er gab Ellen die Hand und half ihr aus dem Sessel. »Dr. Torres, ich bin nicht damit einverstanden, daß Sie bei meiner Frau Hoffnungen wecken, die sich nie erfüllen werden. Wir alle sollten endlich akzeptieren, daß Alex bei jenem Unfall im Mai gestorben ist. Wir sind uns darüber einig, daß es einen Menschen gibt, der aussieht wie mein Sohn. Ich kenne diesen Menschen, weil er in meinem Haus wohnt, und ich sage Ihnen, das ist nicht Alex.« Er führte Ellen zur Tür und wandte sich um. »Wir werden jetzt nach Hause fahren, Dr. Torres. Wenn Alex heimkommt, werde ich die Polizei verständigen. Ich werde der Polizei sagen, daß Sie die Erziehungsgewalt über diesen jungen Mann haben. Wenn die Polizei Fragen hat, kann sie diese Fragen am besten mit Ihnen abklären. Alex ist nicht mehr mein Sohn. Sie tragen jetzt die Verantwortung für ihn.« Er wandte sich ab und geleitete Ellen aus dem Büro.

Sie waren eine Viertelstunde gefahren, als Ellen ihren Mann fragte: »Ist unser Sohn wirklich tot, Marsh? Hat Raymond uns die Wahrheit gesagt?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Marsh. Seit sie das Institut verlassen hatten, hatte er über die gleiche Frage nachgegrübelt. »Ich glaube, daß Dr. Torres uns die Wahrheit gesagt hat. Ich glaube ihm, daß er Alex Mikroprozessoren implantiert hat. Ob Alex tot ist, ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Wer weiß schon genau, was Tod überhaupt bedeutet? Juristisch gesehen, hätte Alex in der Nacht des Unfalls für tot erklärt werden können. Das Gehirn zeigte damals keine Reaktionen mehr, und das ist das klassische Kriterium für das, was man in der Medizin als Exitus bezeichnet. Gehirntod.«

»Aber er atmete doch noch«, widersprach ihm Ellen.

»Nein, Ellen! Er *wurde* beatmet, das ist ein großer Unter-

schied. Maschinen... Und jetzt hat Raymond Torres weitere Maschinen erfunden. Alex kann gehen und sprechen. Nur, daß es sich nicht mehr um Alex handelt. Der Junge benimmt sich nicht wie Alex. Er denkt nicht wie Alex. Er zeigt andere Reaktionen als Alex. Seit Wochen hatte ich das merkwürdige Gefühl, daß sich der Alex, den wir kennen und lieben, bereits im Jenseits befindet. Der Mensch, der nach der Operation in unser Haus zurückkehrte, ist ein anderer Mensch. Besser gesagt, es handelt sich um einen Roboter, dem Raymond Torres den Körper unseres Sohnes als sterbliche Hülle beigegeben hat.«

»Aber es ist doch Alex' Körper«, wandte Ellen ein.

»Es ist seine sterbliche Hülle«, wiederholte Marsh. »Es ist üblich, daß der Körper beerdigt wird, wenn der Mensch tot ist. Ich frage dich, hat Alex denn noch eine Seele?«

Ellen antwortete nicht. Sie starrte auf die vorbeigleitende Landschaft, in der sich die Farben des Abends abzeichneten. »Wenn er wirklich keine Seele mehr hat«, sagte sie nach langem Schweigen, »wie erklärst du es dir dann, daß ich ihn noch liebe? Warum habe ich immer noch das Gefühl, ich hätte einen Sohn?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Marsh. Dann: »Ich möchte dir sagen, daß ich die Worte, die ich vorhin in Dr. Torres' Büro gesagt habe, bedauere. Ich war zornig, und ich war verletzt, deshalb habe ich mich dazu hinreißen lassen, Alex für tot zu erklären. Aber mein Gefühl sagt mir, daß er noch lebt. Er ist und bleibt unser Sohn. Ich liebe ihn ebenso sehr wie du, Ellen.«

Es war das erstemal seit vielen Monaten, daß Ellen ihrem Mann die Arme um den Hals legte und ihn küßte. »Marsh, was sollen wir tun?«

»Wir müssen warten«, beschied er sie. »Warten, bis Alex wieder nach Hause findet.«

Er verschwieg ihr, daß er wenig Hoffnung hatte, Alex je wiederzusehen.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Es war kein großes Haus. Obwohl Alex weder den Straßennamen noch die Hausnummer erkennen konnte, zweifelte er nicht daran, daß es die Adresse war, die er gesucht hatte. Es war ganz einfach gewesen. Als er, von La Paloma kommend, in Palo Alto ankam, hatte er alle Bilder und Erinnerungen des anderen Ortes verdrängt. Er hatte seine Gedanken auf die Suche nach ›seinem‹ Haus konzentriert. Er brauchte dann nur noch den Impulsen zu folgen, die sein Gehirn beim Passieren der verschiedenen Straßenkreuzungen aussandte. Nach kurzer Fahrt war er vor dem Haus angekommen, das - Alex wußte das mit hundertprozentiger Sicherheit - Dr. Raymond Torres gehörte. Er hielt den Wagen an, um das im maurischen Stil errichtete Gebäude zu betrachten, dann bog er in die Einfahrt ein. Er parkte den Wagen auf dem Parkplatz hinter dem Haus. Das Fahrzeug war jetzt von der Straße aus nicht mehr zu sehen.

Alex stieg aus und öffnete den Kofferraum.

Er nahm das Gewehr heraus und überquerte den Rasen, um zum Hintereingang des Hauses zu gelangen. Vergeblich versuchte er, den Türkopf zu drehen. Die Tür war abgeschlossen.

Er betrat den Innenhof. Er hätte nicht sagen können, wonach er suchte, aber er war sicher, er würde den Gegenstand sofort wiedererkennen, wenn er ihn erblickte.

Wie von einer magischen Kraft angezogen, ging er auf ein mit Blumen bepflanztes Terrakottagefäß zu. Er fand den Reserveschlüssel, der in Aluminiumfolie eingewickelt war, unter einer Schicht trockener Blätter. Er schloß die rückwärtige Eingangstür auf, durchschritt die Küche und das Speisezimmer und gelangte, nachdem er den Flur passiert hatte, ins Wohnzimmer. Alle Räume waren ihm wohlvertraut.

Er wußte, das Wohnzimmer war der Raum, wo sich Dr. Torres die meiste Zeit aufhielt. Es war mit einem offenen

Kamin ausgestattet. Vor dem Fenster stand ein altertümlicher Schreibtisch, der einen merkwürdigen Gegensatz zu den Büromöbeln aus schimmerndem Stahl darstellte, die Dr. Torres für das Institut bevorzugte. Alex näherte sich dem Bücherschrank. Er hatte eine klare Idee, was er suchte, und er wußte auch schon, wo er es finden würde.

Er durchblätterte die Bücher, die von der spanisch-mexikanischen Vergangenheit Kaliforniens handelten. Hinter den dickleibigen Bänden stand das ledergebundene Buch, nach dem Alex suchte. Vorsichtig zog er es aus dem Regal und setzte sich in den Ledersessel am Kamin. Er schlug das Buch auf und betrachtete die Illustration auf der ersten Seite.

Es war der Stammbaum seiner Vorfahren, der Familie de Melendez y Ruiz. Das oberste Kästchen des weitverzweigten Baumes trug den Namen Raymond Torres. Raymonds Eltern, das zeigte die Ahnentafel, hießen Maria und Carlos Torres.

Über seine Mutter, deren Mädchenname Maria Ruiz lautete, war Raymond Torres mit Don Roberto de Melendez y Ruiz verwandt. Zwischenglied war Alejandro, das einzige Kind des Adligen, das bei dem Massaker auf der Hazienda verschont geblieben war. Über dem Namen Raymond Torres befand sich ein leeres Kästchen.

Alex schloß das Buch und legte es an den Rand der Feuerstelle. Dann ging er zum Schreibtisch und zog die unterste Schublade auf. Er nahm ein Notizbuch heraus, das eine Reihe von handschriftlichen Eintragungen enthielt. Es war Dr. Torres' Schrift, und die Eintragungen waren die Details eines Planes, den der geniale Chirurg vor vielen Jahren gefaßt hatte. Er hatte mit den Mitteln der Technologie den Sohn erschaffen wollen, der ihm von der Natur versagt geblieben war.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als Alex das Geräusch des sich nähernden Wagens vernahm. Er stand auf, um sich das Gewehr zu holen, das er in die Ecke neben die Tür gestellt

hatte. Als Raymond Torres den Raum betrat, lag die Waffe auf Alex' Knien, der Junge hielt den Finger am Abzug. Dr. Torres hatte die Schwelle überquert und blieb stehen. Er maß seinen ungebetenen Besucher mit einem überraschten Blick. Schließlich lächelte er.

»Du wirst mich nicht töten«, sagte er. »Und ich bin auch sicher, daß du keinen der anderen Morde begangen hast. Gib mir das Gewehr, und dann wollen wir in Ruhe darüber reden, wie es mit deiner Behandlung weitergeht.«

»Es gibt keine Notwendigkeit, über meine Behandlung zu reden«, erwiderte ihm Alex. »Ich weiß, was mit mir los ist. Sie haben mein Gehirn durch Computer ersetzt. Sie haben mich programmiert.«

»Du hast also das Notizbuch gefunden, nicht wahr?«

»Es war nicht schwer, Ihre Aufzeichnungen zu finden, Dr. Torres. Ich kenne mich in diesem Haus bestens aus. Und natürlich wußte ich auch den Weg hierher.«

Das Lächeln war aus Dr. Torres' Gesicht verschwunden. »Ich verstehe nicht, woher du diese Kenntnisse hast.«

»Wissen Sie denn nicht mehr, was für eine Operation Sie bei mir durchgeführt haben?« fragte Alex.

Dr. Torres ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen. Ohne auf das Gewehr zu achten, das Alex auf ihn gerichtet hielt, durchquerte er den Raum, umrundete seinen Schreibtisch und ließ sich auf dem Schreibtischsessel nieder. Die Mikroprozessoren im Gehirn des Jungen, die Datenbänke, die eingespeicherten Programme... War es vorstellbar, daß ihm bei der Implantation ein Fehler unterlaufen war? Unmöglich. »Natürlich erinnere ich mich an die Operation«, sagte er. »Ich zweifle allerdings daran, ob du die Zusammenhänge verstehst.«

»Jedenfalls verstehe ich, worauf es ankommt«, sagte Alex leise. »Sie haben mich mit Ihrem eigenen Gedächtnis programmiert. Dachten Sie, ich würde das nicht rausbekommen?«

Torres ließ die Frage ohne Antwort verklingen. »Bei welcher Gelegenheit, glaubst du, habe ich dich programmiert?«

»Immer, wenn Sie mich einem Test unterzogen haben«, gab Alex zur Antwort. »Statt die Daten aufzuzeichnen, haben Sie meine Mikroprozessoren mit Ihren Programmen gefüttert.«

»Ich gebe zu, daß ich dich programmiert habe«, sagte Dr. Torres. »Übrigens habe ich deinen Eltern heute reinen Wein eingeschenkt. Ich habe ihnen alles gesagt, was sie über die Operation wissen müssen.«

»Wirklich alles?« fragte Alex. »Haben Sie ihnen auch gesagt, daß Sie mein Gehirn nicht nur mit Daten, sondern auch mit Ihrem Gedächtnis programmiert haben?«

»Ich verstehe nicht, wovon du redest«, log Torres. Es war das erstemal im Gespräch mit Alex, daß er so etwas wie Angst verspürte.

»Wenn Sie es nicht verstehen, dann will ich es Ihnen erklären«, sagte Alex. »Nach der Operation war mein Gehirn leer. Aufgrund der Computer, die Sie mir eingesetzt haben, war ich in der Lage, neue Informationen aufzunehmen. Aber ich konnte noch nicht logisch denken.«

»Das ist nicht wahr!«

»Natürlich ist das wahr«, belehrte ihn Alex. »Und die Schwierigkeiten, die ich mit dem Denken hatte, sind Ihnen auch nicht verborgen geblieben. Sie haben sehr bald erkannt, daß Sie mir so etwas wie Persönlichkeit geben mußten. Sie mußten mich mit zusätzlichen Daten programmieren, damit ich für die Menschen den Eindruck eines Genesenden machte. Es sollte so aussehen, als hätte ich bei dem Unfall mein Gedächtnis verloren. In der Tat, ich hatte keine Erinnerungen mehr, aber der Grund war nicht der Unfall, sondern die Operation. Sie, Dr. Torres, waren es, der mir neue Erinnerungen eingepflanzt hat. Allerdings die falschen.«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, was du mit alledem sagen willst. Ich fürchte, du weißt überhaupt nicht, wovon du

sprichst.«

»Es ist merkwürdig«, sagte Alex, ohne auf den Vorwurf einzugehen. »Aber das Täuschungsmanöver, das Sie durchführten, war so perfekt, daß ich große Schwierigkeiten hatte, Ihnen auf die Spur zu kommen. Durch eine Reihe von kleinen Fehlern haben Sie sich verraten. Sie waren zu ehrgeizig. Hätten Sie es bei den Programmen gelassen, die sich auf die ferne Vergangenheit, auf das Massaker auf der Hazienda bezogen - Ihr Plan wäre nie entdeckt worden.«

»Massaker? Hazienda? Wovon sprichst du?«

»Ich spreche von Ihren eigenen Erinnerungen. Von den Geschichten, die Ihnen Ihre Mutter erzählt hat, als Sie noch ein Kind waren.«

»Meine Mutter hat mit der Sache überhaupt nichts zu tun. Soweit sie dir etwas erzählt hat, darfst du das nicht ernst nehmen. Sie ist eine alte Frau, die nicht mehr weiß, was sie sagt.«

»Sie weiß sehr wohl, was sie sagt«, widersprach ihm Alex. »Und auch Sie wissen ganz genau, um was es geht. Die Erinnerungen, mit denen Sie mich programmierten, hatten nur den einzigen Zweck: Sie sollten mich zum Töten motivieren. Das hat auch funktioniert. Ich habe die Morde ausgeführt, mit denen Sie mich beauftragten. Natürlich sorgten Sie dafür, daß ich keine Erinnerung an die Morde bewahrte. Sie taten das, indem Sie bei den Testuntersuchungen alle diesbezüglichen Informationen in meinen Datenbanken löschten. Ohnehin bestand zunächst wenig Gefahr, daß ich Sie verraten würde. Selbst wenn ich mich an die Morde erinnerte, ich hätte keine Auskunft geben können, *warum* ich die Taten beging. Oder aber ich hätte etwas von *venganza* gefaselt. Ich hätte mich als Reinkarnation von Alejandro de Melendez y Ruiz ausgegeben. Ich hätte von Rache gesprochen, Rache für ein Ereignis, das mehr als hundert Jahre zurückliegt. Die Leute hätten mich für verrückt erklärt. Und genau das war Ihre Absicht.«

»Wie es sich anhört, bist du wirklich verrückt«, sagte Torres und stand auf.

Alex hob das Gewehr und richtete den Lauf auf die Stirn seines Gegenüber. »Setzen Sie sich«, befahl er. Torres zögerte, schließlich ließ er sich auf seinen Sessel zurücksinken. »Nicht ich wollte Rache, sondern Sie«, fuhr Alex fort. »Allerdings nicht für das Massaker, das im Jahre 1848 geschehen war. Sie wollten sich für eine Demütigung rächen, die man Ihnen vor zwanzig Jahren zugefügt hat.«

»Was du da sagst, ergibt keinen Sinn.«

»Es ergibt sehr wohl einen Sinn«, beharrte Alex. »Die Schule. Das ist nur einer der Fehler, der Ihnen bei der Programmierung unterlaufen ist. Ich habe das Büro des Dekans an der Stelle gesucht, wo es sich vor zwanzig Jahren befand, nicht dort, wo es heute ist. Damals besuchten *Sie* die La Paloma High School. Wo vor zwanzig Jahren der Dekan saß, ist heute die Krankenschwester untergebracht.«

»Das beweist gar nichts.«

»Womit Sie recht haben«, sagte Alex. »Ich hätte die Fotos der Räume schließlich auch im Jahrbuch meiner Mutter sehen können, die mit Ihnen zur Schule gegangen ist.«

Dr. Torres ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Auf einem Tischchen neben dem Bücherregal lag das Jahrbuch der La Paloma High School, das Alex bei der Durchsuchung des Hauses herausgenommen und aufgeschlagen hatte. Als er das Foto mit den vier Mädchen sah, die mit ihm die Schulbank gedrückt hatten, verspürte er einmal mehr den Schmerz einer Wunde, die er vor zwanzig Jahren empfangen hatte.

Marty, Valerie, Cynthia und Ellen.

Es waren diese vier, die ihn damals gedemütigt hatten, indem sie ihn abwiesen. Die Wunde war nie verheilt.

Über Jahre hinweg hatte Raymond Torres Pläne geschmiedet, wie er sich an den Mädchen rächen konnte.

Als Alex' Eltern ihn baten, ihren Sohn zu operieren, war die

Gelegenheit zur Abrechnung gekommen. Er hatte Mikroprozessoren in das Gehirn des Schwerverletzten implantiert und die Chips mit Erinnerungen programmiert, die Alex unmöglich haben konnte. Wenn der Junge bei einem der Morde entdeckt und befragt wurde, würde er von einem Massaker erzählen, das sich vor Generationen ereignet hatte. Er würde sagen, der Geist eines längst Verstorbenen sei in ihn gefahren. Im Auftrag von Alejandro de Melendez y Ruiz müsse er Rache an den Nachfahren der Schuldigen nehmen.

Die Wahrheit würde sorgfältig verborgen bleiben, weil Torres in den Programmen den Haß ausgespart hatte, den er gegen die vier Frauen empfand, gegen Marty, Valerie, Cynthia und Ellen, die ihn in der Schule wie Luft behandelt hatten.

In Torres' Erinnerung erstanden die Worte, die seine Mutter damals zu ihm gesagt hatte...

»Hattest du wirklich erwartet, eines dieser Mädchen würde dich auch nur eines Blickes würdigen, Ramon? Es sind *Gringas*, die für Menschen unserer Rasse nur Verachtung übrig haben. Diese Geschöpfe denken nicht anders als ihre Vorfahren, die unsere Ahnen ermordet haben. Wenn sie Gelegenheit hätten, würden sie auch dich ermorden. Du wirst in den nächsten Jahren sehen, daß ich recht habe. Die Gringos hassen uns. Und deshalb muß auch du sie hassen.«

Seine Mutter hatte recht behalten. Der Haß in seinem Herzen war aufgeblüht wie eine Rose. Raymond Torres haßte die vier Frauen, wie seine Mutter es ihn gelehrt hatte.

Und jetzt strebte alles einem unheilvollen Ende zu. Raymond Torres wußte, was Alex, sein Geschöpf, tun würde. Auf eine merkwürdige Weise billigte er schon jetzt den fünften Mord, den der Junge begehen würde. »Wie hast du das alles herausgefunden?« fragte er.

»Mit Hilfe der Mikroprozessoren, die Sie mir eingesetzt haben«, antwortete Alex. »Ich habe die Programme wieder und wieder durchlaufen lassen, bis sich die Wahrheit

herausgeschält hat. Ein wichtiger Anhaltspunkt war das Buch über Anatomie. Nach den Verletzungen, die ich beim Unfall erlitten hatte, hätte ich tot sein müssen. Aber ich war nicht tot. Es gab also Daten, die zueinander in Widerspruch standen. Die logischen Schlüsse waren schnell gezogen. Es gab nur eine Methode, wie man meinen Körper am Leben erhalten konnte. Nachdem es kein Gehirn mehr gab, das die Körperfunktionen steuern konnte, mußten die notwendigen Impulse von Mikroprozessoren gegeben werden.« Alex streichelte den Lauf der Waffe. »Ein Stolperstein waren die Erinnerungen, die ich hatte.

Alex Lonsdale konnte keine Erinnerungen haben, weil sein Gehirn gestorben war. Trotzdem erinnerte ich mich an eine Reihe von Ereignissen. Die einzig mögliche Erklärung war, daß ich von Ihnen mit künstlichen Erinnerungen programmiert worden war. Nachdem ich das erkannt hatte, war mir klar, wer ich war.«

»Mein Sohn«, sagte Torres mit väterlicher Zärtlichkeit. »Der Sohn, den ich nie hatte.«

»Nein«, erwiderte Alex. »Ich bin nicht Ihr Sohn, Dr. Torres. Ich bin Sie, und Sie sind ich. In meinem Kopf sind die Erinnerungen, mit denen Sie aufgewachsen sind. Es sind nicht meine, sondern Ihre Erinnerungen, Dr. Torres! Haben Sie jetzt verstanden?«

»Es ist nicht wichtig, ob es deine oder meine Erinnerungen sind«, sagte Torres.

»Wirklich nicht? Wenn wir zwei verschiedene Menschen wären, wie Sie vorgeben, dann würde man das, was jetzt geschehen wird, als Mord bezeichnen. Ein Sohn, der seinen Vater umbringt. Aber da Sie und ich die gleichen Erinnerungen haben, sind wir ein und derselbe Mensch. Man wird die Tat also als Selbstmord bezeichnen müssen.«

Alex hob das Gewehr, zielte und drückte ab. Der Schuß traf Raymond Torres in den Kopf. Er war tot, noch bevor er

zusammenbrach.

Als Alex das Haus verließ, begann das Telefon zu läuten. Er achtete nicht darauf. Er ging hinaus, setzte sich in Dr. Torres' Wagen, der nun ihm gehörte, startete den Motor und trat die Rückfahrt nach La Paloma an.

Drei der vier Frauen waren tot: Valerie Benson, Marty Lewis, Cynthia Evans.

Nur Ellen Lonsdale lebte noch.

»Niemand nimmt ab«, sagte Sergeant Finnerty und legte den Hörer auf die Gabel zurück. Er wandte sich zu Marsh und Ellen Lonsdale, die ihm gegenüber auf dem Sofa saßen.

Ellen war bleich wie die Wand, ihre Hände zitterten. Die Augen waren vom Weinen gerötet. Seit Finnerty im Haus war, hatte sie kein Wort gesprochen.

Marsh schien von einer unheimlichen Ruhe erfüllt. Gewissenhaft hatte er alle Fragen beantwortet, die der Sergeant ihm stellte.

Zuerst hatte Finnerty ihn gefragt, wo er sein Gewehr aufbewahrte. Marsh hatte ihn zur Garage geführt. Sie hatten festgestellt, daß die Waffe verschwunden war.

Marsh hatte sich in diesem Augenblick an die Worte erinnert, die Dr. Torres zu ihm gesagt hatte. »Alex ist unfähig, einen Menschen umzubringen.«

Aber Cynthia und ihre Tochter Carolyn waren ermordet worden. Sie waren erschossen worden. Die Beschreibung des mutmaßlichen Täters paßte auf Alex. Und das Gewehr, das Marsh in der Garage aufbewahrte, war nicht mehr an seinem Platz.

Torres hatte sich geirrt.

Und dann wiederholte Marsh vor den beiden Beamten, was Torres ihm eine Stunde zuvor erklärt hatte. Sie hörten ihm höflich zu, aber sie sagten ihm auch, daß sie seine Angaben nachprüfen mußten. Sie würden Raymond Torres vernehmen.

Sergeant Jackson hatte in Dr. Torres' Klinik angerufen. Nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte, war ihm mitgeteilt worden, daß der Arzt nach Hause gefahren sei. Man hatte ihm die private Telefonnummer gegeben. Es war dann Finnerty, der diese Nummer ohne Erfolg anwählte.

»Dr. Lonsdale«, sagte Finnerty, »Sie dürfen meine Worte nicht als Vorwurf empfinden, aber nach Lage der Dinge ist es von größter Wichtigkeit, daß wir Alex so schnell wie möglich finden. Haben Sie eine Ahnung, wo er sich zu diesem Zeitpunkt aufhalten könnte?«

Marsh verneinte. »Wenn er nicht bei Dr. Torres ist, dann weiß ich nicht, wo er sein könnte.«

»Vielleicht bei seinen Schulfreunden?« fragte Jackson.

»Seit dem Unfall hat er keine Freunde mehr.« Marsh kämpfte mit den Tränen. »Seine Kameraden haben gemerkt, daß etwas mit ihm nicht stimmt. Sie meiden ihn.«

»Okay«, sagte Sergeant Finnerty. »Wir werden einen Beamten hierlassen, der Ihr Haus im Auge behält. Ich habe eine Fahndung mit dem Autokennzeichen durchgegeben, aber davon dürfen wir uns nicht zuviel versprechen. Die Chance, daß Alex mit Hilfe der Fahndung aufgespürt wird, ist gleich null. Es wäre aber denkbar, daß Ihr Sohn freiwillig nach Hause kommt. Für diesen Fall werden wir einen Kollegen in einem Wagen mit neutralem Kennzeichen vor Ihrem Haus stationieren.«

Marsh schien nicht zuzuhören, er starrte ins Leere. Und deshalb fand sich Finnerty zu ein paar tröstlichen Worten bereit. »Dr. Lonsdale«, sagte er, »ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie leid uns die ganze Sache tut. Vielleicht stellt sich doch noch heraus, daß Ihr Sohn mit einem anderen jungen Mann, der ähnlich aussieht, verwechselt wurde.«

Marsh wischte sich die Tränen aus den Augen. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Sergeant«, sagte er. »Sie tun nur Ihre Pflicht.« Zögernd sprach er weiter. »Und ich will

Ihnen noch etwas sagen, was bisher nicht so klar herausgekommen ist. Alex ist potentiell gefährlich. Seit der Operation hat er keine Gefühle mehr. Er kann nicht lieben, er kann nicht hassen. Wenn er wirklich für die bisher geschehenen Morde verantwortlich ist, wird er weitermorden.« Es gab eine Pause, während Finnerty über den Hinweis nachdachte. Dann fragte er: »Dr. Lonsdale, würden Sie mir erklären, was genau Sie mit Ihrer Warnung sagen wollen?«

»Wenn Sie Alex finden«, sagte Marsh, »sollten Sie ihn erschießen, ehe er Sie erschießt.«

Jackson und Finnerty wechselten einen raschen Blick. Es war Jackson, der zuerst die Sprache wiederfand. »Was Sie da von uns verlangen, Dr. Lonsdale, ist unmöglich.

Bisher liegt kein Beweis vor, daß Ihr Sohn für die Morde verantwortlich ist. Jemand hat ihn gesehen, wie er mit dem Gewehr in der Hand die Straße herunterkam. Sein Gesicht war blutverschmiert. Aber was beweist das? Er könnte auch Hasen gejagt und sich dabei verletzt haben.«

»Nein«, flüsterte Marsh. »Er ist der Mörder.«

»Ob es wirklich so ist, muß ein Gericht entscheiden«, erklärte Sergeant Jackson. »Wir werden Ihren Sohn suchen, Dr. Lonsdale. Aber wir werden ihn nicht erschießen.«

»Sie haben immer noch nicht verstanden«, sagte Marsh. Aus seinen Augen sprach unendliche Müdigkeit. »Der Mörder heißt Alex, aber er ist nicht Alex. Im Körper meines Sohnes steckt ein anderer, und wenn Sie nicht...«

»Okay«, sagte Sergeant Finnerty. »Okay.« Er sprach mit der ruhigen Stimme, die er bei Menschen benutzte, die kurz vor einem Nervenzusammenbruch standen. »Sie und Ihre Frau sollten sich wegen der ganzen Angelegenheit fürs erste keine übermäßigen Sorgen machen. Die Polizei wird tun, was notwendig ist.« Er wartete ab, bis Marsh neben seiner Frau Platz genommen hatte, dann verließ er mit seinem Kollegen Jackson das Haus.

»Was hältst du von der Angelegenheit?« fragte Finnerty, als sie draußen waren.

»Ich bin ratlos.«

»Ich auch«, seufzte Finnerty. »Ich auch.«

»Ich kann das alles nicht glauben«, sagte Jim Cochran. Er befand sich mit seiner Frau und seiner älteren Tochter im Wohnzimmer. Die kleine Kim hatte er ein paar Minuten zuvor auf ihr Zimmer geschickt, weil sich ein Streit zwischen den beiden Mädchen anbahnte. »Ich bin ziemlich sicher, daß sich die Sache als falscher Alarm herausstellt. Jedenfalls sollten wir Ellen und Marsh anrufen, um ihnen in dieser Situation beizustehen. Kannst du mir einen triftigen Grund nennen, warum du das nicht willst?«

»Ich habe nicht gesagt, daß wir den Kontakt zu dieser Familie abbrechen sollen«, entgegnete ihm Carol. »Ich meine nur, daß wir die beiden in Ruhe lassen sollen, bis sich alles aufgeklärt hat.«

»Ich erkenne dich nicht wieder«, ereiferte sich Jim. »Schließlich sind Ellen und Marsh unsere besten Freunde.«

»Nach dem, was heute passiert ist, kann ich das nicht mehr so sehen«, widersprach Carol.

»Hast du denn gar kein Mitleid mit den beiden? Was glaubst du, was in den Eltern eines solchen Kindes vorgeht?«

Carol hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. Ihr Mann sprach mit der gleichen Ahnungslosigkeit, die sie vor ein paar Wochen bewiesen hatte, als sie Lisa wegen der Beschuldigungen, die das Mädchen gegen Alex ausgesprochen hatte, zurechtwies.

»Und was passiert, wenn Alex wieder auftaucht?« fragte Carol. »Was passiert, wenn er wieder nach Hause kommt? Ich kann wirklich nicht verstehen, daß du so ruhig dasitzt. Sheila Rosenberg hat gesagt, er ist der Mörder von Cynthia und Carolyn. Wahrscheinlich hat er auch Marty und Valerie umgebracht.«

»Das sind vorläufig nur Vermutungen«, beharrte Jim. Er legte seiner Tochter Lisa, die neben ihrer Mutter saß, die Hand auf die Schulter. »Ihr beide wißt, daß Sheila Rosenberg eine fürchterliche Klatschtante ist.«

»Daddy!« sagte Lisa. »Alex hat mir ganz klar gesagt, daß ihm Mrs. Lewis' Tod völlig gleichgültig ist. Er hat mir auch gesagt, daß er Mr. Lewis nicht für den Mörder hält. Er hat außerdem angedeutet, daß weitere Morde zu befürchten sind.«

»Das bedeutet noch lange nicht, daß er selbst...«

»Seit Alex operiert worden ist, benimmt er sich von Tag zu Tag merkwürdiger. Willst du das etwa abstreiten?«

»Ich streite es nicht ab, aber das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Meine Meinung ist, man muß seinen Freunden die Treue halten, gerade dann, wenn sie in Schwierigkeiten sind. Ich bin nicht bereit, zu glauben, daß Alex einen Mord begangen hat.«

»Du steckst den Kopf in den Sand«, sagte Carol zornig. »Wenn er kein Verbrechen begangen hat, warum ist er dann verschwunden?«

»Wir wissen nicht, wo er sich aufhält«, sagte Jim, »aber das bedeutet nicht, daß er der Täter ist. Wir wissen allerdings, daß er im Auto weggefahren ist. Vielleicht hat er wieder einen Unfall gehabt.«

»Daddy, bitte...«

Ihr Vater schnitt ihr das Wort ab. »Ihr beide könnt sagen, was ihr wollt. Ich rufe Marsh jetzt an. Ich will wissen, was los ist. Wenn Marsh sagt, ich soll hinkommen, werde ich hinfahren.« Er verließ den Raum. Carol und Lisa konnten hören, wie er das Telefon abnahm, die Wählscheibe betätigte und zu sprechen begann.

»Ich möchte nicht zu den Lonsdales fahren, Mutter«, flüsterte Lisa. »Ich habe Angst vor Alex.«

Carol griff nach der Hand ihrer Tochter und drückte sie. »Du und ich werden in keinem Fall zu den Lonsdales fahren. Ich

habe vor Alex genausoviel Angst wie du.«

Jim erschien in der Tür. »Ich habe gerade mit Marsh telefoniert«, verkündete er. »Er macht einen ganz verwirrten Eindruck. Er sagt, Ellen hat seit Stunden kein Wort mehr gesprochen. Sie gibt nicht einmal Antwort, wenn man sie etwas fragt.«

»Wer ist *man*?« fragte Carol. »Ist denn außer Marsh und Ellen jemand im Haus?«

»Die Polizei war da. Zwei Beamte. Sie sind gerade wieder weggefahren.«

Einige Sekunden der Stille folgten. »Also gut«, sagte Carol schließlich. Sie wandte sich zu ihrem Mann. »Wenn du unbedingt willst, daß wir hinfahren, dann zu dritt. Wir können nicht hier herumsitzen und die Hände in den Schoß legen.« Sie stand auf. Lisa blieb sitzen.

»Ich komme nicht mit«, sagte sie mit tränenerstickter Stimme.

Ihr Vater betrachtete sie mit einem liebevollen Blick. »Ich kann verstehen, wie dir zumute ist«, sagte er mit sanfter Stimme. Seine Augen hefteten sich auf Carol. Er lächelte. »Womit auch du von der Teilnahme am Spähtrupp entbunden bist.«

Carol machte ein schuldbewußtes Gesicht. »Wenn du willst, bleibe ich hier.«

Jim ging zur Tür. »Ich bin gleich zurück. Ich will nur sehen, ob ich die beiden etwas aufmuntern kann. Okay?«

Carol begleitete ihren Mann zur Haustür. Sie drückte ihm einen Abschiedskuß auf die Wange. »Es tut mir leid«, flüsterte sie. »Ich habe vorhin die Nerven verloren. Bitte verzeih.«

»Schon vergessen«, sagte Jim. Er hatte die Schwelle überquert und sprach mit ihr durch den Türspalt. »Und noch etwas. Bis ich zurückkomme, dürft ihr für niemanden die Tür öffnen.«

Dann war er fort. Carol ging in die Küche. Das Warten begann.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Es dunkelte, als Alex von der Middlefield Road abbog. Die Hügel von La Paloma kamen in Sicht. Er schaltete die Scheinwerfer ein. Ob er heute nacht wohl von Dr. Torres träumen würde? Wahrscheinlich nicht. Überhaupt war es nicht sicher, ob er die kommende Nacht noch erleben würde. Wenn er von Mrs. Lewis und Mrs. Benson träumte, die er ermordet hatte, hatte er so etwas wie Bedauern empfunden. Für Dr. Torres würde es keine solchen Empfindungen geben, nicht einmal im Traum. Wie kam es, daß er überhaupt Gefühle für die Ermordeten hatte? Verbarg sich ein Rest von Alex in den Mikroprozessoren, die ihm eingepflanzt worden waren?

Wie heiße ich?

Alejandro.

Das war der Name, den Dr. Torres ihm gegeben hatte. Was er an Erinnerungen besaß, waren die Erinnerungen von Alejandro. Die Empfindungen des jungen Mannes, der einst diesen Namen getragen hatte, waren bei der Programmierung allerdings ausgespart worden.

Warum Dr. Torres die Programme nur unvollständig übertragen hatte? Offensichtlich, um ihn, Alex, nicht in Konflikte zu stürzen. Gefühle schufen eine Hemmschwelle. Und Hemmungen konnte ein Mörder nicht gebrauchen. Als Alex die Frauen tötete, für die Torres so großen Haß empfand, waren sie ihm wie Fremde erschienen. Alejandro hatte nicht gezögert, die Fremden zu töten.

Warum sollte er auch Skrupel haben? Für Alejandro waren sie die Lebensgefährtinnen von Räubern und Mördern. Sie trugen eine Mitschuld an den Verbrechen, die ihre Männer verübt hatten.

Die Scheinwerfer hatten die Bsche und Bäume eines Parks erfaßt. Sein Vater hatte Alex erzählt, daß er in diesem Park als Kind gespielt hatte. Er selbst hatte keine Erinnerung daran.

Sein Gedächtnis bestand aus den Erinnerungen, die Raymond Torres in seinen Jugendjahren empfangen hatte. Torres' Mutter hatte ihrem Sohn verboten, in der Grünanlage zu spielen.

»Menschen unserer Rasse sind in diesem Park nicht willkommen«, hatte sie zu ihrem Sohn gesagt. »Nur für *Gringos*. Da, lies!« Sie hatte auf das Messingschild gedeutet, dessen Inschrift an die amerikanischen Siedler erinnerte, die La Paloma nach Unterzeichnung der Verträge von Guadalupe Hidalgo von den Mexikanern übernommen hatten. Und dann hatte sie den kleinen Ramon an der Hand genommen und weggezerrt.

Alex lenkte den Wagen an den Straßenrand. Der Park war menschenleer. Er ging über den Rasen, bis er vor der Schaukel stand. Er gab der Schaukel einen Stoß mit dem Fuß.

Er wartete, bis das Brett wieder zum Stillstand gekommen war. Dann fielen ihm der Mann und die Frau ein, die in dem Haus am Hacienda Drive wohnten und sich für seine Eltern hielten. Er würde ihnen einen Besuch abstatten. Er wandte sich von der Schaukel ab und kehrte zu seinem Wagen zurück.

Er passierte die Plaza. Die Erinnerungen, die von Alejandro auf ihn übergeflossen waren, beschlichen ihn. Nur mit Mühe gelang es ihm, die fremden Gedanken zu verdrängen.

Er fuhr weiter und umrundete das Rathaus. Der kleine Friedhof der ehemaligen Missionsstation kam in Sicht.

Würden sie ihn auf diesem Friedhof zur ewigen Ruhe betten? Oder würden sie ihn auf dem Hügel oberhalb der Hazienda begraben, wo die Gebeine seiner Mutter und seiner Schwestern vermoderten?

Sie würden ihn auf dem Friedhof der Missionsstation in die Erde senken, daran bestand kein Zweifel. Sie mußten das tun. Für sie war er Alex, nicht Alejandro.

Er stoppte den Wagen, stieg aus und ging über den kleinen Gottesacker. Nach kurzer Suche fand er den Grabstein, nach dem er Ausschau gehalten hatte.

Alejandro de Melendez y Ruiz
1832-1926

Es war sein eigenes Grab. Merkwürdig, sich vorzustellen, daß er schon vor sechs Jahrzehnten gestorben war. Auf dem Stein lagen Blumen. Alex wußte, wer das Grab geschmückt hatte. Maria Torres, die auf diese Weise das Andenken ihres Großvaters ehrte. Alex beugte sich nieder und nahm eine Blume aus dem Strauß. Er ließ den betörenden Duft auf sich einwirken. Mit der Blume in der Hand verließ er den Friedhof.

Er ging auf die Eiche zu und verharrte in der Düsternis, die den alten Baum umgab.

Er hob den Blick. An einem der Äste hing sein Vater, mit dem Hals in der Schlinge. Alex rannen die Tränen über das Gesicht. Er legte die Blume auf die Erde und ging zum Auto. Er betätigte den Anlasser und fuhr los. Die Schatten der Vergangenheit blieben hinter ihm zurück. Alex wußte, daß er die Eiche nie wiedersehen würde.

Lisa und Carol befanden sich in der Küche, als sie das Geräusch eines parkenden Wagens hörten. Eine Autotür wurde zugeschlagen. Carol trat ans Fenster und schob den Vorhang zur Seite. Es war ein Wagen, den sie noch nie gesehen hatte. Es war zu dunkel, um das Gesicht des Fahrers zu erkennen. Beunruhigt kehrte Carol zum Küchentisch zurück. Ihre Hand zitterte, als sie sich eine Tasse Kaffee eingoß.

»Wer war das, Mama?« fragte Lisa. Carol zwang sich zu einem Lächeln, das Sicherheit ausstrahlen sollte.

»Zu sehen ist niemand. Ich nehme an, der Fahrer ist in das Haus gegenüber gegangen.« Sie sagte das, obwohl sie das untrügliche Gefühl hatte, daß jemand vor ihrer Haustür stand.

Sie hatte ihren Satz kaum beendet, als die Türglocke ging.

»Was sollen wir tun?« wisperte Lisa.

»Nichts«, sagte Carol. »Wir werden nicht öffnen. Wer

immer es ist, er wird wieder weggehen.«

Wieder ertönte die Glocke. Lisa erschauerte.

»Er wird weggehen«, wiederholte Carol. »Wenn wir nicht aufmachen, wird er verschwinden.«

Es läutete zum drittenmal. Und dann geschah etwas, was Carol nicht hatte vorhersehen können. Ihre kleine Tochter Kim kam die Treppe heruntergepoltert. Die Mutter sah, wie sie auf die Haustür zulief. »Kim!«

Es war zu spät. Das Kind hatte die Tür geöffnet. Alex trat ein. Er trug ein Gewehr in der rechten Hand.

»Wie lange sollen wir hier noch sitzen?« fragte Jackson. Er zündete sich eine Zigarette an. Für zwei oder drei Sekunden erhellte die Flamme seines Feuerzeugs das Innere des Wagens, der in einer Entfernung von fünfzehn Metern vom Haus der Familie Lonsdale parkte.

»Bis er kommt«, grunzte Sergeant Finnerty. Er massierte sich die Waden, aber der Krampf blieb. Finnerty war übernächtigt und erschöpft, aber das wollte er nicht zugeben.

»Warum bist du so sicher, daß der Bursche überhaupt nach Hause kommt?« fragte Jackson.

»Instinkt, würde ich sagen. Ganz davon abgesehen, daß es kein anderes Haus gibt, wo er hingehen kann.«

Jackson warf seinem Kollegen einen Blick zu, der seine ganze Skepsis zum Ausdruck bringen sollte. »Wenn ich er wäre, wäre ich jetzt schon an der mexikanischen Grenze.«

»Du hast etwas Wichtiges vergessen«, erwiderte Finnerty. »Der Vater sagt, der Junge hat keine Erinnerung an das, was er tut. Auch wenn er die Morde wirklich begangen hat, wird er zurückkommen.«

»Und was tun wir, wenn sein Gedächtnis besser funktioniert, als wir alle glauben?« fragte Jackson.

»Das«, sagte Sergeant Finnerty grimmig, »würde bedeuten, daß er für seine Taten voll verantwortlich ist. Wir hätten es in

diesem Fall mit einem ganz normalen Mörder zu tun. Mit einem Killer, den wir unter allen Umständen an der Durchführung des nächsten Verbrechens hindern müssen. Notfalls müssen wir tun, was sein Vater uns geraten hat. Ihn erschießen.«

Jackson drückte seine Zigarette aus. »Ich weiß nicht, ob ich das übers Herz bringe. Es wäre der erste Mensch, den ich töte.«

»Hoffen wir, daß es nicht soweit kommt«, sagte Sergeant Finnerty. Er lehnte sich zurück und schloß die Augen. »Weck mich auf, wenn etwas Besonderes ist.«

»Kim!«

Es sollte wie ein Befehl klingen, aber die Angst in Carols Stimme war deutlich herauszuhören. Das Kind drehte sich um und warf seiner Mutter einen neugierigen Blick zu. »Komm zu mir, Kim«, flehte Carol. Kim zögerte. Sie wandte sich zu Alex, dessen Gestalt vom Schein der Deckenleuchte umflossen wurde.

»Hast du dir weh getan, Alex?« fragte Kim und deutete auf den blutigen Schnitt an seiner Augenbraue.

Alex nickte.

»Wie ist das passiert?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Alex. Er durchschritt den Flur und blieb vor dem Eingang zur Küche stehen. Er hatte Carol und Lisa bemerkt, die ihn starr vor Schreck ansahen. »Sie brauchen keine Angst zu haben, Mrs. Cochran«, sagte Alex. »Und du auch nicht, Lisa. Ich werde euch nichts tun.«

Carol tat einen Schritt nach vorn. »Kim, komm sofort zu mir!«

Die Kleine trat unschlüssig von einem Bein aufs andere. Schließlich lief sie der Mutter in die Arme.

Carol hob den Blick. »Verlasse das Haus, Alex«, sagte sie, mit einer Sicherheit, die ihr selbst rätselhaft vorkam. »Geh und laß uns in Frieden.«

Lisa sah die Leere in seinen Augen. Es waren die Augen

eines Toten. »Bitte, Alex«, flüsterte sie. »Geh!«

»Ich bin gekommen«, sagte Alex, »um dir zu sagen, daß es mir leid tut. Es tut mir leid, daß sie sterben mußten. Aber ich bin nicht der Mörder. Ich meine, Alex hat niemanden umgebracht. Der andere hat's getan.«

»Es tut dir leid?« sagte Lisa. »Wie kannst du...« Ihr Blick heftete sich auf die Waffe in seiner Hand.

»Ich bin nicht Alex«, sagte er. »Ich bin gekommen, damit du das verstehst. Alex ist tot.«

»Tot?« echote Lisa. »Alex, was sagst du da für einen Unsinn?«

»Er ist tot«, wiederholte Alex. »Er ist damals bei dem Autounfall ums Leben gekommen. Ich erkläre euch das, damit ihr nicht meint, ich wäre der Mörder.« Er sprach mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Alex hat dich geliebt. Ich verstehe zwar nicht, was das bedeutet, aber ich weiß, daß er dich geliebt hat. Du darfst Alex nicht vorwerfen, was ich getan habe. Er hat vergeblich versucht, die Morde zu verhindern.«

Die Tränen schossen ihm in die Augen. »Dr. Torres ist schuld«, flüsterte er. »Ich wußte nichts von seinen Plänen. Er hat meine Erinnerungen blockiert, und so erfuhr ich nichts. Aber Alex ist ihm auf die Spur gekommen. Er hat versucht, Dr. Torres an seinen Verbrechen zu hindern. Aber Alex ist tot, deshalb hat er keine Macht über andere.« Mit einer brüsken Bewegung wandte sich Alex ab. Er stolperte hinaus und verschwand in der Nacht. Ein paar Sekunden später hörte Carol, wie der Motor eines Wagens gestartet wurde. Und dann vernahm sie die Stimme ihrer kleinen Tochter. Sie drückte Kim an sich.

»Was ist los mit Alex?« fragte Kim.

Carol schluckte. »Er ist krank, mein Kleines«, flüsterte sie. Sie gab das Mädchen frei und ging zum Telefon. »Ich werde die Polizei anrufen.«

»Nein!« sagte Lisa. »Laß ihn, ich bitte dich darum. Er wird

jetzt niemandem mehr etwas tun. Er ist gekommen, um uns das zu sagen. Er hat jetzt nur noch einen einzigen Wunsch: Er will sterben. Und diesen Wunsch müssen wir respektieren. Er hat ein Recht darauf, daß wir uns so an ihn erinnern, wie er vor dem Unfall war. Weißt du noch, wie er mich zum Abschlußball der Schule abgeholt hat?«

Ein paar Herzschläge lang sah Carol ihrer Tochter in die Augen. Dann nahm sie das Mädchen in den Arm. »Du hast recht«, sagte sie leise.

»Und du bist sicher, daß du mich hier nicht mehr brauchen kannst?« fragte Jim Cochran.

Marsh war vor die Haustür getreten. Er spähte ins Dunkel, in der Hoffnung, seinen Sohn zurückkehren zu sehen. Aber vergeblich. »Danke, Jim«, sagte er. »Fahr jetzt zu deiner Familie zurück. Sag Carol und den Mädchen, ich verstehe sehr gut, daß sie nicht mitgekommen sind.«

Jim Cochran musterte seinen Freund mit einem nachdenklichen Blick. »Ich habe dir ja gar nicht gesagt, warum sie nicht mitgekommen sind.«

Ein dünnes Lächeln lag auf Marsh' Lippen. »Du hast es nicht ausgesprochen, aber ich habe es gefühlt.« Er drückte Jim die Hand. »Ich will jetzt ins Haus gehen. Ich möchte Ellen in diesem Zustand nicht lange allein lassen.«

Jims Besuch bei den Lonsdales hatte eine Stunde gedauert. Erst nach zehn oder zwanzig Minuten hatte Ellen zu sprechen begonnen. »Wo ist Carol?« hatte sie gefragt.

»Sie ist daheim«, hatte Jim ihr geantwortet. »Kim ist krank.«

Ein paar Minuten später hatte Ellen die gleiche Frage wiederholt. »Wo ist Carol?«

»Sie hat einen Schock erlitten«, hatte Marsh seinem Freund erklärt.

Jim hatte geögert, Marsh und Ellen wieder ihren trüben Gedanken zu überlassen, zumal sein Freund ebenfalls unter

einem Schock zu stehen schien. »Es ist vielleicht doch besser, wenn ich bei euch bleibe.«

»Nein«, hatte Marsh gesagt. »Ich weiß nicht, was hier geschehen wird, wenn Alex nach Hause kommt. Es ist besser, wir sind allein mit ihm. Übrigens brauchst du dir keine Sorgen zu machen.« Er deutete nach draußen, wo der Wagen mit den beiden Polizeibeamten zu erkennen war. »Wir werden gut bewacht.«

»Okay. Wenn du mich brauchst, ruf mich an. Versprochen?«

»Versprochen.« Und dann hatte Marsh ohne ein weiteres Wort die Haustür ins Schloß gezogen.

Jim Cochran durchquerte den Garten. Bevor er seinen Wagen bestieg, winkte er den beiden Polizeibeamten zu. Einer winkte zurück. Jim ließ den Wagen an, legte den Gang ein und machte sich auf den Heimweg.

Er war vielleicht hundert Meter gefahren, als ihm ein Auto entgegenkam. Es war so dunkel auf der Straße, daß er Alex Lonsdale, der hinter dem Steuer saß, nicht erkannte.

Alex parkte, bevor das Haus in Sicht kam. Er war sicher, daß seine Eltern Polizeischutz bekommen hatten. Bevor er den Wagen verließ, prüfte er das Magazin der Waffe.

Er hatte nur noch eine Kugel.

Aber eine Kugel reichte.

Er stieg aus und schlug sich in die Büsche. Er würde versuchen, den Hintereingang des Hauses zu erreichen, der vermutlich nicht bewacht wurde. Während er auf die mondbeschienene Tür zuschlich, kehrten die Erinnerungen zurück. Das Haus sah jetzt so aus, wie es vor vielen, vielen Jahren ausgesehen hatte. Auch die Stimmen waren wieder da. Alejandro sprach zu ihm.

Er war an der Gartenmauer angekommen und schwang sich über das Hindernis.

Er huschte durch den Hof.

Und dann stand er vor der Tür.

Er drehte am Knopf, die Tür schwang auf. Sein Blick fiel auf seinen Vater, der im Wohnzimmer stand.

Es ist nicht mein Vater.

Es ist Alex Lonsdales Vater.

Alex Lonsdale ist tot.

Aber Ellen Lonsdale lebt noch.

»Venganza... venganza...«

Alejandro de Melendez y Ruiz war tot, und auch Raymond Torres war tot.

Und trotzdem lebten sie. Sie lebten in Alex' Körper.

»Alex?« sagte Marsh.

Der Junge vernahm das Wort, aber er verstand es nicht. Das war nicht sein Name.

»Ich bin nicht Alex«, flüsterte er. »Ich bin jemand anderer.«

Er betrat das Wohnzimmer. Er richtete das Gewehr auf Alex' Mutter. Die vierte Frau.

Sergeant Finnerty war aufgewacht, weil eine Stelle hinter seinem Ohr juckte. »War was?« fragte er seinen Kollegen.

»Nichts«, sagte Jackson. »Jim Cochran hat das Ehepaar besucht, er ist vor ein paar Minuten wieder weggefahren. Seitdem hat sich nichts getan.«

»Merkwürdig«, sagte Finnerty. »Es gibt immer einen Grund, weshalb ich aufwache. Diesmal weiß ich nicht, was es ist.« Jackson warf einen prüfenden Blick nach draußen, dann ließ er sich auf seinen Sitz zurücksinken und steckte sich eine Zigarette an.

Die Worte seines Kollegen gingen ihm durch den Kopf. Warum war Finnerty aufgewacht? Jackson wußte, daß dieser Mann einen sechsten Sinn für drohende Gefahren hatte.

Und dann fiel es ihm ein.

Vor ein paar Minuten hatte er am Ende der Straße einen Lichtschein bemerkt. Es hatte ausgesehen wie ein Auto, das die

Steigung hinauffuhr. Bevor das Fahrzeug die Kurve erreichte, waren die Scheinwerfer erloschen. Jackson hatte angenommen, daß es sich um einen Nachbarn handelte, der zu später Stunde heimgekehrt war.

»Verdammt!« sagte er laut. Und dann erklärte er Finnerty die Sache mit dem Auto, dessen Scheinwerfer erloschen waren, bevor das Fahrzeug richtig zu sehen war.

Finnerty klinkte die Wagentür auf. »Komm, wir gehen nachsehen.«

Die beiden Polizeibeamten stiegen aus und gingen auf das Haus der Familie Lonsdale zu.

Ellens Augen umfingen Alex wie einen Traum. Das Bild, das sie sah, schien aus Mosaiksteinen zusammengesetzt.

Sie bemerkte die tiefe Wunde auf seiner Stirn.

Seine Augen waren kalt und unbeweglich wie die eines Reptils.

Dann vermeinte sie in seinem Gesicht den Widerschein von Haß zu erkennen.

Das Gewehr. Die schwarze Höhle der Mündung.

In diesem Augenblick begriff Ellen Lonsdale, daß der Junge, der ihr gegenüberstand, nicht ihr Sohn war.

Sie verstand, daß er gekommen war, um sie zu töten.

»Warum?« fragte sie.

Plötzlich war die Stimme ihres Mannes zu hören. »Was ist mit dir, Alex? Was ist passiert?«

»*Venganza*«, flüsterte Alex. »Rache.«

»Rache wofür?« fragte Marsh.

»*Ladrones... asesinos...*«

»Du irrst dich, Alex«, sagte Marsh leise. »Wir sind nicht die, für die du uns hältst.«

Wo, zum Teufel, blieben die Polizisten? Und dann flog die Haustür auf. Finnerty und Jackson kamen ins Wohnzimmer gestürzt.

Als Alex den Kopf wandte, warf sich Marsh nach vorn. Er entriß dem Jungen das Gewehr. Alex kam ins Stolpern und taumelte gegen den Kaminsims.

»Töte mich«, flüsterte er. »Wenn du deinen Sohn je geliebt hast, töte mich.«

»Wer bist du?« fragte Marsh. »Bist du Alex?«

»Nein. Ich bin ein anderes Wesen. Ein Geschöpf, das programmiert ist wie ein Computer. Alex hat versucht, die Morde zu verhindern. Aber er hat es nicht geschafft. Töte mich, Vater. Ich bitte dich darum.«

Marsh hob das Gewehr, zielte und drückte ab.

Der Schuß traf Alex mitten ins Herz.

Die Zeit stand still. Ellen starrte auf den leblosen Körper, auf den Jungen, der nicht ihr Sohn war. Ihr Blick wanderte zu den beiden Polizisten und dann zu ihrem Mann.

»Ich danke dir, Marsh«, sagte sie. Sie stand auf, ging zu ihm und schloß ihn in die Arme.

Marsh ließ das Gewehr sinken. »Es tut mir leid«, sagte er mit gebrochener Stimme. Er ließ die Waffe auf den Boden fallen.

»Ich mußte es tun.«

Jackson und Finnerty wechselten einen Blick stillen Einverständnisses. Es war Finnerty, der sprach.

»Wir haben beide gesehen, wie Sie von Ihrem Sohn angegriffen worden sind.«

»Nein«, begann Marsh, »er hatte nicht vor, mich...«

»Er hat Sie angegriffen. Der Schuß ging los, als Sie ihm das Gewehr aus der Hand gewunden haben.« Marsh wollte etwas sagen, aber Finnerty ließ ihn nicht zu Worte kommen. »Bitte, Dr. Lonsdale, mein Partner und ich haben gesehen, wie es passiert ist.« Er wandte sich zu Sergeant Jackson. »Nicht wahr, Tom?«

Tom Jackson zögerte nur den Bruchteil einer Sekunde. »Es ist, wie Sergeant Finnerty sagt«, bestätigte er. »Es war Notwehr, wir beide können es bezeugen. Und jetzt, Dr.

Lonsdale, sollten Sie Ihre Frau nach oben bringen.« Ellen und Marsh verließen den Raum, ohne einen einzigen Blick auf Alex' Leiche zu werfen.

Epilog

Maria Torres zog sich das Halstuch enger, um die Kühle des Dezembertages abzuwehren. Sie verließ ihr Häuschen, schloß sorgfältig ab und überquerte mit langsamen Schritten die Straße, die zur ehemaligen Missionsstation führte. Wenig später hatte sie den alten Friedhof erreicht.

Ihr Blick glitt über die blumengeschmückten Gräber. Keine Frage, die Menschen in La Paloma bewahrten jenen, die vor drei Monaten auf so grauenvolle Weise umgekommen waren, ein ehrendes Angedenken. Valerie Benson lag hier begraben, gleich neben Marty Lewis. Etwas weiter nördlich befanden sich die Ruhestätten von Cynthia und Carolyn Evans. Täglich wurden die Grabsteine mit frischen Blumen geschmückt. Alex Lonsdale war in der äußersten Ecke des Friedhofs zur Ruhe gebettet worden, so weit wie möglich von jenen entfernt, deren Tod er herbeigeführt hatte. Auf seinem Grab lag eine weiße Rose, die täglich erneuert wurde, eine Aufgabe, die der Florist des Ortes übernommen hatte. Maria war an Alex' Gedenkstein angekommen. Sie blieb stehen. Wie lange wohl die Eltern des Jungen den Auftrag, den sie dem Blumengeschäft erteilt hatten, noch aufrechterhalten würden? Die Lonsdales waren vor drei Monaten in eine andere Stadt verzogen. Maria war sicher, daß sie ihren Sohn sehr bald vergessen würden. Ellen würde ihrem Mann neue Kinder gebären, und danach würde es keine Rosen mehr für Alex geben.

Wenn der Tag kam, würde sie, Maria Torres, das Grab schmücken. Wenn die Eltern längst keinen Gedanken mehr an ihren Sohn verschwendeten, würde sie diejenige sein, die täglich Blumen auf Alejandros Grab legte.

Sie ging weiter und betrat den ältesten Teil des Friedhofs, wo ihre Eltern und Großeltern begraben lagen. Drei Monate zuvor war auch Ramon, ihr geliebter Sohn, dort zur Ruhe gebettet worden. Sie blieb stehen, um das Grabkreuz zu

betrachten. Wie immer, wenn sie Ramon besuchte, grübelte sie über die Frage nach, welche Rolle er in den Tagen der Rache gespielt hatte. Aber was Ramon getan hatte, würde wohl immer ein Mysterium bleiben. Maria vermutete, daß die Heiligen ihn erleuchtet hatten, so daß er zum Erfüllungsgehilfen des Schicksals wurde. Sie würde das Andenken ihres Sohnes immer in Ehren halten, so wie sie das Andenken von Alejandro de Melendez y Ruiz in Ehren hielt. Sie sprach ein Gebet über dem Grab, dann verließ sie den Friedhof. Es gab wichtige Aufgaben, die auf sie warteten.

Sie ging den Hacienda Drive hinauf. Gut, daß mir der anstrengende Weg zur Hazienda erspart bleibt, dachte sie. Seit der Tragödie, die sich dort ereignet hatte, stand das Haus leer. Die kostbaren Möbel waren fortgeschafft worden. Maria Torres war der einzige Mensch, der in wöchentlichen Abständen das Anwesen betrat. Es war ihre Arbeit, den Fußboden zu wischen und die schmiedeeisernen Gitter vor den Fenstern abzustauben. Daß es in den großen, herrschaftlich anmutenden Räumen keine Möbel mehr gab, störte sie nicht. Für sie war das Haus jetzt so, wie es sich gehörte. Die Geister, denen sie sich verbunden fühlte, hatten endlich den Platz, der ihnen gebührte. Maria war zuversichtlich, daß sie selbst bald zu ihren Ahnen gehen würde. Man würde sie auf dem Friedhof der Missionsstation begraben, aber ihre Seele würde in der alten Hazienda wohnen. Die weißgekalkten Gemäuer, Stammsitz derer von Melendez y Ruiz, waren ihr Zuhause.

Heute allerdings würde sie nicht zur Hazienda gehen. Ihr Ziel war das Haus, in dessen Mauern Alejandro gestorben war. Maria Torres würde mit den neuen Eigentümern sprechen. Es ging um Arbeit.

Die Familie, die in die Fußstapfen der Lonsdales treten würde, war erst vor einer Woche eingezogen. Maria hatte erfahren, daß die Frau eine Haushälterin benötigte.

Das Haus kam in Sicht. Es war so, wie sie, Maria, es sich

immer gewünscht hatte. Die Mauer, die als Windschutz für den Patio diente, war neu mit Reben bepflanzt worden. Ein Spalier bedeckte die Hecke und gab den Ranken Halt. Wirklich, ein schöner Anblick. Aus einiger Entfernung betrachtet, sah das Haus so aus, wie es vor einem Jahrhundert ausgesehen hatte. Maria öffnete das Gartentor und schritt über den Weg, der zum Eingang des Hauses führte. An der Tür angekommen, klopfte sie an. Es dauerte nur wenige Sekunden, dann ging die Tür auf. Eine Frau erschien, hell vor dunklem Hintergrund.

Eine blonde Frau mit blauen Augen und einem Lächeln auf den schönen Lippen.

Eine *Gringa*.

»Sind Sie Mrs. Torres?« fragte die Gringa. Maria nickte. »Es freut mich, daß Sie gekommen sind«, fuhr die Frau fort. »Mein Name ist Donna Ruiz.«

Maria meinte, das Herz müsse ihr stehenbleiben. Ihre Knie begannen zu zittern. Sie streckte die Hand aus, um am Türrahmen Halt zu finden.

»Sie heißen wirklich Ruiz?« flüsterte sie. »*No es posible...*«

Die Frau, eine Gringa, wie sie im Buche stand, quittierte Marias Erstaunen mit beleidigender Gutmütigkeit. »Ich weiß«, sagte sie, »ich sehe nicht wie eine Ruiz aus. Ich habe den Namen auch nur durch Heirat bekommen. Mein Mädchenname war Riley.« Das Lächeln wurde breiter. »Aber Paul, mein Mann, ist ein echter Ruiz.« Sie ergriff Maria am Arm, führte sie über die Schwelle und schloß die Haustür. Wenig später betraten sie das Wohnzimmer. »Ist das nicht wunderschön?« schwärmte die junge Frau. »Paul sagt, es ist genau das Haus, nach dem er sich immer geseht hat. Rustikal. Antik. Ich bin sicher, das Haus ist über hundert Jahre alt.«

»Es ist älter als hundert Jahre«, sagte Maria leise. »Viel älter.« Ihr Blick wanderte zu der Stelle, wo Alejandro gestorben war. »Das Haus wurde ursprünglich für eine Aufseherfamilie gebaut.« Es war das erstmal, daß Donna Ruiz

den Ausdruck hörte. »Eine Aufseherfamilie?«

»Die Männer, die mit der Überwachung der Landarbeiter beauftragt waren, nannte man Aufseher. Das war in der Zeit, bevor die *Americanos* kamen.«

»Wie interessant«, sagte Mrs. Ruiz. »Mir scheint, Sie kennen sich in diesem Haus sehr gut aus, wenn Sie sogar über die Vorgeschichte Bescheid wissen.«

»*Si*«, sagte Maria. »Ich habe bei Senora Lonsdale saubergemacht.«

Auf Donna Ruiz' Gesicht verschwand das Lächeln. »O mein Gott. Das wußte ich nicht... Vielleicht ist es Ihnen unangenehm, in dem Haus zu arbeiten, wo...«

Maria schüttelte den Kopf. »Das macht nichts. Ich habe früher hier gearbeitet, und ich werde wieder hier arbeiten. Irgendwann werde ich auf die Hazienda zurückkehren.«

Donna Ruiz' Blick war in eine unbestimmte Ferne gerichtet. Eine schöne Traurigkeit zeichnete ihre Züge. »Es muß furchtbar gewesen sein. Ganz furchtbar. Der arme Junge.« Sie zögerte, bevor sie weitersprach. »Wenn man es recht bedenkt, wäre es besser gewesen, er wäre bei dem Autounfall gestorben. Finden Sie nicht? Was der Ärmste alles durchgemacht hat, bevor...« Sie verstummte. Nach Sekunden des Schweigens fiel ihr ein, warum sie Maria Torres in ihr Haus bestellt hatte. »Wie auch immer, ich möchte jetzt mit Ihnen einen Rundgang durch die Zimmer machen. Ich werde Ihnen erklären, was Sie zu tun haben.«

Maria Torres folgte ihr in den ersten Stock. *Gringas* waren merkwürdige Wesen. Sie schienen zu glauben, daß eine Frau wie Maria keine Ahnung von den Aufgaben hatte, die in einem großen Haushalt anfielen. Wahrscheinlich nahmen die *Americanos* an, daß sie ihr eigenes Haus nie saubermachte. Oder aber sie glaubten, daß alle Menschen, die nicht mit blondem Haar und blauen Augen auf die Welt kamen, mit unheilbarer Dummheit geschlagen waren.

Die Zimmer waren so, wie Maria sie von ihrem letzten Besuch in diesem Haus in Erinnerung hatte. Senora Ruiz trug Maria die gleichen Arbeiten auf, die Senora Lonsdale verlangt hatte.

Die Putzmittel befanden sich an der gewohnten Stelle, ebenfalls der Staubsauger, die Staubtücher, die Mops und die Besen.

Trotzdem mußte Maria die Erklärungen über sich ergehen lassen, die sich die Gringa ausgedacht hatte. Als ob sie nicht in Häusern saubergemacht hätte, lange bevor Frauen wie Donna Ruiz überhaupt das Licht der Welt erblickt hatten.

Sie durchschritten die Zimmer, die Maria Torres nur allzugut kannte. Schließlich kamen sie vor den Raum, der einst Alejandro gehört hatte. Donna Ruiz, die vorangegangen war, blieb stehen und klopfte an.

»Herein«, sagte eine Jungenstimme. Donna Ruiz drehte den Türknopf und stieß die Tür auf. Maria ließ ihren Blick durch das Zimmer schweifen. Der Raum war so, wie er gewesen war, als das Haus noch der Familie Lonsdale gehörte. Die gleichen Möbel. Tisch, Bett, Bücherregal - alles war so, wie es gewesen war, als Alejandro hier wohnte.

Mit einem Unterschied: An dem Tisch, wo Alejandro einst seine Schularbeiten gemacht hatte, saß ein Junge, den Maria auf dreizehn Jahre schätzte. Er hatte ein Modellflugzeug vor sich. Als er sah, daß seine Mutter von einer fremden Frau begleitet wurde, stand er auf. »Sind Sie die Reinemachefrau?« fragte er.

Maria nickte. Sie musterte ihn aus ihren alten Augen. Der Junge hatte dunkles, fast schwarzes Haar und schwarze Augen. »*Como se llama?*« fragte sie.

»Roberto«, antwortete der Junge. »Ich heiße Roberto, aber alle nennen mich Bobby.«

Marias Herz schlug schneller. »Roberto«, sagte sie. »Ein schöner Name.«

»Mein Sohn interessiert sich sehr für die Geschichte von La Paloma«, sagte Donna Ruiz. Sie wandte sich zu ihrem Sohn. »Maria weiß bestens über das Haus und über die Geschichte von La Paloma Bescheid. Sie kann dir alles erzählen, was du wissen willst.«

Bobby Ruiz' Blick heftete sich auf Maria Torres. »Würden Sie das wirklich tun?« fragte er. »Könnten Sie mir wirklich sagen, wie es vor hundert Jahren in La Paloma zugegangen ist?«

Maria zögerte, bevor sie seine Frage beantwortete. »Si«, sagte sie schließlich. »Ich kenne alle alten Legenden, die es über La Paloma gibt. Wenn du willst, werde ich sie dir erzählen.« Sie bedachte ihn mit einem zutraulichen Lächeln. »Ich bin sicher, das wird dich sehr interessieren. Und eines Tages wirst du von der Hazienda am Fuße des Gebirges Besitz nehmen. Würde dir das gefallen?«

Begeisterung spiegelte sich in den Augen des Jungen. »Ja«, sagte er. »Das würde mir unheimlich Spaß machen.«

»Dann werde ich dir die Hazienda zeigen, und zwar sobald wie möglich«, sagte Maria. »Ich werde dir alles erklären, was es dort zu sehen gibt, und eines Tages wird das ganze Anwesen dir gehören.«

Und dann waren Donna Ruiz und Maria aus dem Zimmer gegangen. Bobby Ruiz blieb allein zurück. Er ging zu seinem Bett, legte sich auf den Rücken und starrte an die Decke. Er lauschte den Stimmen, die ihn empfangen hatten, als er das Zimmer bezog. Stimmen, die spanisch sprachen. Und jetzt, seit Maria Torres mit ihm gesprochen hatte, war ihm der Sinn klar.

Roberto hatte begriffen, daß das Morden weitergehen mußte.